This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~2 5 9 c 2~~

DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

Taylor Institution.

Vet Ger. III A 280

F. M. Klingers

sämmtliche Werke

in zwölf Bänden.

Dritter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1842.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorrede.

Ich wagte in den folgenden Bänden, was, so viel mir bekannt ist, kein Schriftsteller vor mir gewagt hat, ich faßte den wenigstens kühnen Entschluß, auf einmal den Plan zu zehn ganz verschiednen Werken zu entwerfen, und zwar so, daß jedes derselben ein für sich bestehendes Ganze ausmachte, und sich am Ende doch alle zu einem Hauptzweck vereinigten.

Diese so sehr verschiednen Werke sollten meine aus Erfahrung und Nachdenken entsprungne Denkungsart über die natürlichen und erkünstelten Verhältnisse des Menschen enthalten, dessen ganzes moralisches Daseyn umfassen und alle wichtige Seiten desselben berühren. Gesellschaft, Regierung, Religion, Wissenschaften, hoher idealischer Sinn, die süßen Träume einer andern Welt, die schimmernde Hoffnung auf reineres Daseyn über dieser Erde sollten in ihrem Werthe und Unwerthe, in ihrer richtigen Anwendung und ihrem Mißbrauche aus den aufgestellten Gemälden hervortreten, die natürlich eben so vielseitig werden mußten, als sie sich uns in der moralischen Welt, durch ihren

schneidenden Kontrast, auffallend darstellen. Daher nun der bloß scheinbare Widerspruch dieser Werke unter und gegen einander, welcher manchen Leser irre leiten könnte; und darum scheint oft das folgende Werk niederzureißen, was das vorhergehende so sorgfältig aufgebaut hat. Beides ist hier Zweck; und da uns die moralische Welt in der Wirklichkeit so viele verschiedne, oft bis zur Empörung widersprechende Seiten zeigt, so mußte eine jede, weil jede in der gegebenen Lage die wahre ist, so und nicht anders aufgefaßt werden. Hier nun muß die Erfahrung und nicht die Theorie das Urtheil sprechen; denn die Widersprüche selbst zu vereinigen, oder das Räthsel selbst zu lösen, geht über unsre Kräfte, sollte und mußte über unsre Kräfte gehen. Auch dieses sollte hervorspringen. Wie es übrigens in der Welt, die wir die moralische nennen, hergehen *sollte*, habe ich nicht unterlassen, anzuzeigen, und meine frommen Wünsche darüber liegen so klar am Tage, wie die jedes andern Gutmeinenden; auch werden sie wohl das Schicksal *aller* frommen Wünsche haben. Doch, Wahrheit und Muth sind des Mannes herrlichster Werth, und darum stellte ich den Menschen in diesen Werken bald in seiner glänzendsten Erhabenheit, in seinem idealischsten Schwunge, bald wieder in seiner tiefsten Erniedrigung, seiner flachsten Erbärmlichkeit auf. Hier leuchtet ihm die *Tugend* vor, das einzige wahre Bild der Gottheit, durch welches sie sich uns allein offenbarte; dort folgt er dem trugvollen,

täuschenden, bunten Götzen, dem Wahne, den er selbst geschaffen hat. Und so findet der Leser in diesen Werken den rastlosen, kühnen, oft fruchtlosen Kampf des Edeln mit den von diesem Götzen erzeugten Gespenstern; die Verzerrungen des Herzens und des Verstandes; die erhabenen Träume; den thierischen, verderbten, den reinen und hohen Sinn; Heldenthaten und Verbrechen; Klugheit und Wahnsinn; Gewalt und seufzende Unterwerfung; und, um es mit einem Worte zu bezeichnen, die ganze menschliche Gesellschaft mit ihren Wundern und ihren Thorheiten, ihren Scheußlichkeiten und ihren Vorzügen; aber auch das in jedem dieser Werke vorzüglich bemerkte Glück der natürlichen Einfalt, Beschränktheit und Genügsamkeit, auf welche hinzudeuten ich nirgends unterlassen habe. Ist das Streben des Edeln und Guten etwas anders als ein immerwährendes Ringen nach dem Glücke, das uns die Natur zudachte? Freilich ist die Forderung des Weisen an diese unsre Genügsamkeit, Unterwerfung, Geduld und Beschränktheit eines der Dinge, woraus sich gar vieles folgern ließe, und man möchte beinahe sagen, die Weisen suchten mehr durch diese Vermahnung den so sehr verwickelten Handel von sich abzulehnen, als ihn zu entscheiden; aber wenn nun selbst die Weisen nicht mehr als dieses vermögen? Wir, die wir den Glauben (mit dem wir es nicht zu thun haben), den Heilbalsam der heutigen Philosophie, weder brauchen wollten noch konnten, wir mußten, nach völliger Anerkennung der

allgewaltigen Nothwendigkeit, unsre verwickelten Darstellungen endlich und zu allerletzt auf die Fragen (von welchen wir in den ersten ausgingen) zurückführen: Warum? Wozu? Wofür? Wohin? Wir ließen sie den Genius der Menschheit selbst thun; er erhielt keine Antwort, vermuthlich darum, weil eine zu klare dem, diesem Genius untergeordneten Geschlechte doch zu nichts nützen würde, wenn es dasselbe nicht gar um alle Selbstständigkeit und dadurch um allen Werth brächte. In diesem düstern Dunkel, das der Wiederschein des von der Erde entferntesten Gestirns kaum zu berühren scheint, steht das Wunder um so erhabener da; so wie uns der gewaltige nackende Felsen am Meer nie größer erscheint, als wenn wir ihn, in die Nacht des Sturms gehüllt, auf Augenblicke von den Blitzen des Himmels erleuchtet sehen.

So steht nun das ganze Menschengeschlecht in seiner Größe, Herrlichkeit und Erhabenheit, in seiner Niedrigkeit, Thorheit und Erbärmlichkeit, mit allen hohen Tugenden, Eigenschaften und Fähigkeiten, seinen scheußlichen Lastern, widrigen Verzerrungen und dem ganzen Gefolge aller Mißbräuche seiner Fähigkeiten auf diesem so wunderbaren, sonderbaren als schaudervollen Schauplatze, und über dem Schauplatze herrscht tiefes, zermalmendes Schweigen auf alle obige Fragen, das nur der Träge, Feige, Niedrige und Schlechte mißversteht und mißbraucht, da nichts diese Fragen beantwortet als unsre moralische Kraft, und auch

ſie nur ganz durch reines, thätiges Wirken. Denn nur eben dieſes Schweigen konnte die moraliſche Welt zu unſerm erworbenen Eigenthum und durch das Erwerben zum verdienten Genuß der Erkenntniß des errungenen Zwecks unſers Daſeyns machen. Unſer immer geiſtiger Sinn ſollte uns durch unſer moraliſches Wirken zu eigner, wahrer, faßlicher Offenbarung werden; und daß wir dieß nur daraus erkennen, nur darin den Zweck unſers Daſeyns fanden, finden könnten und ſollten, macht eben den — ſonſt nur mit unerforſchlichen Geheimniſſen, unauflöslichen Räthſeln, peinigenden Zweifeln, mit Furcht, Qual, Unſicherheit und Ungewißheit — von der Geburt umgebenen und umſchlungenen Sohn der Erde zum Wunderſohn einer höhern, unbegreiflichen Schöpfung. So findet der thätige Edle, Gute und Weiſe in dieſem Leben, welches die Erſcheinungen der Welt ſonſt zur unauflöslichen Aufgabe machen, einen Lichtweg zu erhabenen Gedanken, hohen Gefühlen, ſchönen Thaten, und knüpft durch jeden erhabenen Gedanken, jedes hohe Gefühl, jede ſchöne That die Verbindung mit dem Erhabenſten, dem Unbegreiflichen feſter, der ſich ihm durch That — alſo — durch die Fähigkeit, ſo denken, ſo fühlen und wirken zu können, ſo deutlich offenbart hat, daß er durch ſein Denken, Wirken, durch die Ahnungen einer geiſtigen, höhern Welt und das Sehnen nach ihr beſeelt, ſich ſelbſt muthig und hoffnungsvoll, in unabhängiger Selbſtſtändigkeit, auf dieſem geheimnißvollen Schauplatz der Erde trägt, tragen kann

und ſoll. Und auch nur ſo beweist er, daß ihn ein wirkender, ſchaffender Geiſt beſeelt, daß er dieſes ſelbſt iſt, und frei, würdig ſeines Urhebers — die Gewalt der phyſiſchen Nothwendigkeit allein anerkennend.

Sapienti sat! — Wird man es mir nach dieſer Aeußerung verargen, wenn ich mich mit einem alten, kahlen Spruche von dieſem Schlachtfelde zurückziehe? Ich glaube den Kampf ſo redlich als muthig geführt zu haben, wende ihm unverletzt den Rücken und erwarte den glücklichern Sieger auf dieſem gefährlichen, ſchlüpfrigen Felde, welches, um kühn zu reden, keine körperlichen Leichname, ſondern feige, trauernde, mißmuthige, klagende und verzweifelnde Geiſter bedecken. Mir gelang es auf meinem Wege mich darüber emporzuheben.

Fausts

Leben, Thaten und Höllenfahrt.

Erstes Buch.

1.

Lange hatte sich Faust mit den Seifenblasen der Metaphysik, den Irrwischen der Moral und den Schatten der Theologie herumgeschlagen, ohne eine feste, haltbare Gestalt für seinen Sinn herauszukämpfen. Ergrimmt warf er sich in die dunkeln Gefilde der Magie und hoffte nun der Natur gewaltsam abzuzwingen, was sie uns so eigensinnig verbirgt. Sein erster Gewinn war die merkwürdige Erfindung der Buchdruckerei; schaudervoller war der zweite. Er entdeckte durch Forschen und Zufall die furchtbare Formel, den Teufel aus der Hölle zu rufen und ihn dem Willen des Menschen unterthänig zu machen. Bis jetzt konnte er sich noch nicht, aus Vorliebe zu seiner unsterblichen Seele, für die jeder Christ wacht, ohne sie weiter zu kennen, zu diesem gefährlichen Schritte entschließen. In diesem Augenblick war er ein Mann in seiner vollen Blüthe. Die Natur hatte ihn wie einen ihrer Günstlinge behandelt, ihm einen schönen, festen Körper und eine bedeutende, edle Gesichtsbildung verliehen. Genug um Glück in der Welt zu machen; aber da sie die gefährlichsten Gaben: strebende, stolze Kraft des Geistes,

hohes, feuriges Gefühl des Herzens und eine glühende Einbildungskraft hinzufügte, die das Gegenwärtige nie befriedigte, die das Leere, Unzulängliche des Erhaschten in dem Augenblick des Genusses aufspürte und alle seine übrigen Fähigkeiten beherrschte, so verlor er bald den Pfad des Glücks, auf den nur Beschränktheit den Sterblichen zu führen scheint und auf welchem ihn nur Bescheidenheit erhält. Früh fand er die Gränzen der Menschheit zu enge und stieß mit wilder Kraft dagegen an, um sie über die Wirklichkeit hinüber zu rücken. Durch das, was er in frühern Jahren begriffen und gefühlt zu haben glaubte, faßte er eine hohe Meinung von den Fähigkeiten, dem moralischen Werthe des Menschen, und in der Vergleichung mit andern legte er natürlich seinem eignen Selbst (welches der größte Geist mit dem flachsten Schafskopf gemein hat) den größten Theil der Hauptsumme bei. Zunder genug zu Größe und Ruhm; da aber wahre Größe und wahrer Ruhm, gleich dem Glücke, den am meisten zu fliehen scheinen, der sie dann schon erhaschen will, bevor er ihre feinen, reinen Gestalten von dem Dunst und Nebel absondert, den der Wahn um sie gezogen, so umarmte er nur zu oft eine Wolke für die Gemahlin des Donnerers. In seiner Lage schienen ihm der kürzeste und bequemste Weg zum Glück und Ruhm die Wissenschaften zu seyn; doch kaum hatte er ihren Zauber gekostet, als der heftigste Durst nach Wahrheit in seiner Seele entbrannte. Jeder, der diese Sirenen kennt und ihnen ihren betrügerischen Gesang abgelernt hat, fühlt (wenn er die Wissenschaften nicht als Handwerk treibt) ohne mein Erinnern, daß ihm sein Zweck, diesen

brennenden Durst zu stillen, entwischen mußte. Nach langem Herumtaumeln in diesem Labyrinthe waren seine Ernte: Zweifel, Unwille über die Kurzsichtigkeit des Menschen, Mißmuth und Murren gegen den, der ihn geschaffen, das Licht zu ahnen, ohne die dicke Finsterniß durchbrechen zu können. Noch wäre er glücklich gewesen, hätte er mit diesen Empfindungen allein zu kämpfen gehabt; da aber das Lesen der Weisen und Dichter tausend neue Bedürfnisse in seiner Seele erweckte, und seine nun befügelte und zugekünstelte Einbildungskraft die reizenden Gegenstände des Genusses, die Ansehen und Gold allein verschaffen können, unablässig vor seine Augen zauberte, so rann sein Blut wie Feuer in seinen Adern und alle seine übrigen Fähigkeiten wurden bald von diesem einzigen Gefühl verschlungen. Durch die merkwürdige Erfindung der Buchdruckerei glaubte er sich endlich die Thore zum Reichthum, Ruhm und Genuß aufgesprengt zu haben. Er hatte sein ganzes Vermögen darauf gewandt, sie zur Vollkommenheit zu bringen, und trat nun vor die Menschen mit seiner Entdeckung; aber ihre Lauheit und Kälte überzeugten ihn bald, daß er, der größte Erfinder seines Jahrhunderts, mit seinem jungen Weibe und seinen Kindern Hungers sterben könnte, wenn er nichts anders zu treiben wüßte. Von dieser stolzen Hoffnung so tief herabgesunken, gedrückt von einer schweren Schuldenlast, die er sich durch leichtsinnige Lebensart, übertriebene Freigebigkeit, unvorsichtige Bürgschaften und Unterstützung falscher Freunde auf den Hals gezogen, warf er einen Blick auf die Menschen; sein Groll färbte ihn schwarz, sein häusliches Band, da er seine Familie nicht mehr

zu erhalten wußte, ward ihm zur Last und er fing für immer an zu glauben, daß die Gerechtigkeit nicht den Vorsitz bei der Austheilung des Glücks der Menschen habe. Er nagte an dem Gedanken: wie und woher es käme, daß der fähige Kopf und der edle Mann überall unterdrückt, vernachläßigt sey, im Elende schmachte, während der Schelm und der Dummkopf reich, glücklich und angesehen wären. So leicht nun Weise und Prediger diesen Zweifel zu heben wissen, so erbittert er gleichwohl, da sie nur zu dem Verstande reden und das Gefühl durch die tägliche Erfahrung verwundet wird, das Herz des Stolzen, und schlägt den Sanftern nieder. Zu den erstern gehörte Faust. Von diesem Augenblick strebte sein gekränkter Geist, den verschlungenen Knäuel aufzuwickeln, über dessen Auflösung so viele Tausende die Ruhe und das Glück ihres Lebens umsonst verloren haben. Er wollte nun den Grund des moralischen Uebels, das Verhältniß des Menschen mit dem Ewigen erforschen. Wollte wissen, ob er es sey, der das Menschengeschlecht leite, und wenn? — woher die ihn plagenden Widersprüche entständen? Er wollte die Finsterniß erleuchten, die ihm die Bestimmung des Menschen zu umhüllen schien. Ja, er faßte selbst den verwegnen Gedanken, den erforschen zu wollen, dessen Seyn uns so unbegreiflich und dessen Wirken uns so klar ist. Die Hoffnung, mit diesen wichtigen Kenntnissen ausgerüstet, die Welt in Erstaunen zu setzen und als ein Geist erster Größe unter die Menschen zu treten, versüßte eine Zeit lang seine fruchtlose, peinliche Anstrengung. Da aber seine Lage immer trauriger ward, die Menschen, die ihm so viel zu danken

hatten, sich immer mehr von ihm entfernten und all sein Streben, Licht in diese Finsterniß zu bringen, nur dazu diente, sie noch schwärzer und quälender zu machen, so senkte sich bald der Gedanke tief in seine Seele: nur ein Geist der andern Welt könnte seinem Elend abhelfen und ihm Licht über diese Gegenstände geben. Zwar schlummerte dieser Gedanke noch in seinem Busen, aber seine Begierden, sein Unmuth brauchten nur einen neuen, äußern Reiz, um ihn über die Gränzen zu treiben, gegen die er so wild anstieß.

2.

In dieser düstern Stimmung wanderte Faust von Mainz nach einer benachbarten Reichsstadt, dem Hochweisen Magistrat derselben eine von ihm gedruckte lateinische Bibel zu verkaufen, um seine hungrigen Kinder von dem gelösten Gelde zu sättigen. In seiner Vaterstadt hatte er darum nichts ausrichten können, weil damals der Erzbischof mit seinem Kapitul in einen großen Krieg verwickelt war und sich ganz Mainz in der größten Verwirrung befand. Die Ursache davon war folgende. Es hatte einem Dominikanermönch geträumt, er schliefe mit seinem Beichtkinde, der schönen Klara, einer weißen Nonne und Nichte des Erzbischofs. Morgens sollte er die heilige Messe lesen; er las sie und empfing ungeachtet der sündlichen Nacht den Leib des Herrn. Abends erzählte er in der Begeisterung des Rheinweins einem jungen Novizen seinen Traum. Der Traum kitzelte die Einbildungskraft des Novizen, er erzählte ihn mit einigen Zusätzen einem Mönche und so lief er durch das ganze Kloster, verbrämt mit Gräuel und lüsternen Bildern, bis er zu den Ohren des strengen

Priors kam. Der heilige Mann, der den Pater Gebhardt wegen seines Ansehens in vornehmen Häusern haßte, erschrak vor dieser Aergerniß, und da er's als eine Entweihung des heiligen Sakraments ansah, so wagte er nicht über den wichtigen Fall zu entscheiden und meldete ihn dem Erzbischof. Der Erzbischof, vermöge des richtigen Schlusses: was der sündige Mensch bei Tage denkt und wünscht, davon träumt er des Nachts, sprach den Kirchenbann über den Mönch aus. Das Domkapitul, dessen Haß immer mehr zunimmt, je länger ein Erzbischof lebt, und das gerne jede Gelegenheit, ihn zu quälen, ergreift, nahm den Pater Gebhardt in Schutz und widersetzte sich dem Banne aus dem Grunde: „Es sey weltbekannt, daß der Teufel den heiligen Antonius mit den üppigsten Vorstellungen und lüsternsten Lockungen in Versuchung geführt habe, und wenn dieß der Teufel mit einem Heiligen getrieben hätte, so könnte ihm auch wohl einmal einfallen, sein Gaukelspiel mit einem Dominikaner zu treiben. Man müsse den Mönch vermahnen, dem Beispiel des heiligen Antonius zu folgen und gleich ihm gegen die Versuchungen des Teufels mit den Waffen des Gebets und des Fastens zu kämpfen. Uebrigens bedauerte man sehr, daß der Satan nicht mehr Achtung vor dem Erzbischof hätte und so unverschämt wäre, seine höllischen Vorspieglungen nach den Gestalten seiner hohen Familie zu bilden." Das Domkapitul führte sich hierbei ganz so auf wie die Erbprinzen, denen ihre Väter zu lange regieren. Was aber den Fall gänzlich verwirrte, war ein Bericht aus dem Nonnenkloster. Die Nonnen waren alle im Refektorio versammelt, eine Mutter Gottes zum

nächsten Fest aufzuputzen, um es durch ihre Pracht den schwarzen Nonnen zuvorzuthun, als die alte Pförtnerin hereintrat, die höllische Geschichte erzählte und hinzusetzte: „der Dominikaner würde gewiß lebendig verbrannt werden, denn eben sey das Domkapitul versammelt, sein Urtheil zu sprechen.“ Während die Pförtnerin die Geschichte mit allen Umständen erzählte, färbten sich die Wangen der jungen Nonnen hochroth, und die Sünde, die keine Gelegenheit entwischen läßt, unschuldige Herzen zu vergiften, schoß in ihr Blut und dramatisirte in flüchtiger Eile ihrer Einbildungskraft alle die gefährlichen Scenen vor. Wuth und Zorn zogen indessen ihre grimmigen Larven über die Gesichter der Alten. Die Aebtissin zitterte an ihrem Stabe, die Brille fiel von ihrer Nase; die Mutter Gottes stand indessen nackend in der Mitte und schien den erstaunten und erzürnten Nonnen zuzurufen, ihre Blöße zu bedecken. Da aber die Pförtnerin hinzusetzte, es sey die Schwester Klara, die der Teufel dem Dominikaner zugeführt hätte, so erfüllte ein wilder Schrei den ganzen Saal. Nur Klara allein blieb gelassen und nachdem eine kleine Pause auf das Zetergeschrei erfolgte, so sagte sie lächelnd: „Liebe Schwestern, warum schreit ihr so fürchterlich? Träumte mir doch auch, ich schliefe mit dem Pater Gebhardt, meinem Beichtvater, und wenn es der böse Feind gethan hat,“ (hier machte sie mit allen übrigen ein Kreuz) „so mögen sie ihm die Disciplin geben. Ich für meinen Theil habe nie eine kurzweiligere Nacht gehabt, sie komme auch woher sie wolle.“ „Der Pater Gebhardt?“ schrie die Pförtnerin. „Nun, alle ihr Engel und Schutzheiligen! das ist er eben, dem von Euch

geträumt hat, dem Euch vielmehr der Teufel zugeführt hat, und den sie nun darum verbrennen wollen.“ So ging die Pförtnerin noch einen Schritt weiter, verkörperte den Traum und in dieser Gestalt flog er in die Stadt. Man ließ die Mutter Gottes so nackend stehen wie sie war, bekümmerte sich nichts mehr darum, ob es die weißen Nonnen den schwarzen zuvor thun würden. Die Aebtissin machte sich auf den Weg, um die höllische Geschichte auszubreiten, ihr folgte die Schaffnerin, die Pförtnerin hielt eine Versammlung an ihrem Pförtchen und Klärchen beantwortete naiv die noch naiveren Fragen der Schwestern. Die Trompeten des jüngsten Gerichts können einst in Mainz nicht mehr Schrecken und Verwirrung verbreiten, als diese Geschichte. Doch war der Schrecken in den rheinischen Erzstiftern und Bisthümern größer, als es sich die muntern Franzosen einfallen ließen, die schon bei dem ersten Zusammentreffen in Gesellschaft verlornen Rechte der Menschheit hervorzusuchen. Und natürlich; man erinnerte sich hierbei des berühmten Sanct-Veitstanzes, der sich einstens ansteckend durch alle Provinzen und Reiche Europas ausbreitete und die Köpfe der Europäer, besonders der Deutschen, so verwirrte und erhitzte, daß sich Ritter und Bauer, Graf und Troßknecht, Bischof und Dorfpfarrer, Edelfrau und Bettlerin, Gräfin und Kammerjungfer, unter einander und durch einander an den Händen faßten und in wilden, unsinnigen Kreisen von Dorf zu Dorfe, von Stadt zu Stadt herum tanzten, bis sie alle erschöpft und die Geschwächtesten von ihnen sogar leblos niedersanken.

Da nun der Prior der Dominikaner diesen Vorfall erfuhr,

rannte er nach dem verſammelten Kapitul und gab durch dieſen Bericht auf einmal der Sache eine neue Wendung. Der Erzbiſchof hätte nun gerne den ganzen Handel unterdrückt; aber jetzt lag dem Kapitul daran, ihn auszubreiten, und alle Domherrn ſtimmten einmüthig: die bedenkliche Sache müßte dem heiligen Vater in Rom vorgelegt werden. Man ſchrie, raste, tobte, drohte und nur die Mittagsglocke konnte die Streitenden aus einander bringen. Die offne Fehde verwandelte ſich bald in eine feinere. Von Hofe aus fing man an zu beſtechen, im Kapitel zu intriguiren und ganz Mainz, Mönch und Laie, zerfiel auf einige Jahre in zwei Theile, ſo daß ſie nichts ſahen, hörten, von nichts ſprachen und träumten, als von dem Teufel, der weißen Nonne und dem Pater Gebhardt. Auf den Kathedern jeder Fakultät ward darüber diſputirt; die Kaſuiſten, nachdem ſie die Nonne und den Pater ad protocollum genommen und gegen einander geſtellt hatten, ſchrieben Foliobände über alle die möglichen ſündigen und nicht ſündigen Fälle der Träume. War dieß wohl eine Zeit für Fauſten und ſeine Erfindung?

3.

In der Reichsſtadt nun, dem ſtillen Sitze der Muſen, dem Schutzort der Wiſſenſchaften, hoffte Fauſt beſſres Glück. Er bot dem erlauchten Rath ſeine Bibel für zweihundert Goldgulden an; da man aber vor einigen Wochen fünf Fäſſer Rheinwein in den Rathskeller gekauft hatte, ſo fand ſein Geſuch ſo leicht nicht Statt. Er hofirte den Schöppen, dem Schultheißen, den Senatoren, vom ſtolzen Patrizier bis zu dem noch ſtolzern Rathsherrn der Schuhmacherzunft. Man

versprach ihm überall Huld, Schutz und Gnade. Zuletzt hielt er sich vorzüglich an den regierenden Bürgermeister, wobei er aber bisher weiter nichts gewann, als daß die Frau Bürgermeisterin eine gewaltige Flamme in seinem leichtfangenden Busen anzündete. Eines Abends versicherte ihn der Bürgermeister, daß man ersten Tages einen Rathsschluß fassen würde, vermöge welchem die gesammte Judenschaft gehalten seyn sollte, Mann für Mann, die Summe für die Bibel herzuschießen. Da Faust bemerkt hatte, daß seine Kinder Hungers sterben könnten, bevor eine so aufgeklärte Versammlung einstimmig würde, so ging er ohne Hoffnung, voller Liebe und Grimm auf seine einsame Stube. In diesem Mißmuth nahm er seine Zauberformeln vor. Der Gedanke etwas Kühnes zu wagen und Unabhängigkeit von den Menschen durch die Verbindung mit dem Teufel zu suchen, schoß jetzt feuriger als je durch sein Gehirn. Noch erschütterte ihn die Vorstellung davon. Mit heftigen Schritten, wüthenden Gebärden, unter fürchterlichen Ausrufungen ging er in seinem Zimmer auf und ab und kämpfte mit seinen innern, aufrührerischen Kräften. Kühn strebten diese, das Dunkel zu durchbrechen, das uns umhüllt; noch schaudert sein Geist vor dem Entschluß; aber nun wägt der Lüsterne die Befriedigung der unersättlichen Begierden seines Herzens, die längst gewünschten Genüsse der ganzen Natur, gegen die Vorurtheile der Jugend, die Armuth und die Verachtung der Menschen — Schon schwankt die Zunge der Wage. — Die Glocke schlägt eilf auf dem nahen gothischen Thurme. Schwarze Nacht liegt auf der Erde. Der Sturm heult aus Norden; die Wolken

verhüllen den vollen Mond, die Natur ist in Aufruhr. Eine herrliche Nacht, die empörte Einbildungskraft zu verwildern. — Noch schwankt die Zunge der Wage. In dieser Schale tanzen leicht Religion und ihre Stütze, die Furcht vor der Zukunft. Die Gegenschale schlägt sie hinauf; Durst nach Unabhängigkeit und Wissen, Stolz, Wollust, Groll und Bitterkeit füllen sie. Ewigkeit und Verdammniß schallen nur dumpf in seiner Seele. So strauchelt die Jungfrau, welche die glühenden Küsse des Geliebten auf dem Busen fühlt, zwischen den Lehren der Mutter und dem Zuge der Natur. So schwankt der Philosoph zwischen zwei Sätzen, dieser ist wahr, jener glänzend und führt zu dem Ruhme; welchen wird er wählen?

Nun zog Faust, nach der Vorschrift der Magie, den fürchterlichen Kreis, der ihn auf ewig der Ob- und Vorsicht des Höchsten und den süßen Banden der Menschheit entreißen sollte. Seine Augen glühten, sein Herz schlug, seine Haare stiegen auf seinem Haupte empor. In diesem Augenblick glaubte er seinen alten Vater, sein junges Weib und seine Kinder zu sehen, die in Verzweiflung die Hände rangen. Dann sah er sie auf die Knie fallen und für ihn zu dem beten, dem er eben entsagen wollte. „Es ist der Mangel, mein Elend, das sie in Verzweiflung stürzt;“ schrie er wild und stampfte mit dem Fuße auf den Boden. Sein stolzer Geist zürnte der Schwäche seines Herzens. Er drang abermals nach dem Kreise, der Sturm rasselte an seinen Fenstern, die Grundfeste des Hauses zitterte. Eine edle Gestalt trat vor ihn und rief ihm zu:

„Faust! Faust!“

Faust. Wer bist du, der du mein kühnes Werk unterbrichst?

Gestalt. Ich bin der Genius der Menschheit und will dich retten, wenn du noch zu retten bist.

Faust. Was kannst du mir geben, meinen Durst nach Wissen, meinen Drang nach Genuß und Freiheit zu stillen?

Gestalt. Demuth, Unterwerfung im Leiden, Genügsamkeit und hohes Gefühl deines Selbsts; sanften Tod und Licht nach diesem Leben.

Faust. Verschwinde, Traumbild meiner erhitzten Phantasie, ich erkenne dich an der List, womit du die Elenden täuschest, die du der Gewalt unterworfen hast. Gaukle vor der Stirne des Bettlers, des zertretnen Sklaven, des Mönchs und aller derer, die ihr Herz durch unnatürliche Bande gefesselt haben und ihren Sinn durch Kunst hinaufschrauben, um der Klaue der Verzweiflung zu entwischen. Die Kräfte meines Herzens wollen Raum und der verantworte für ihr Wirken, der mir sie gegeben hat.

„Du wirst mich wieder sehen,“ seufzte der Genius und verschwand.

Faust rief: „Necken mich die Mährchen der Amme noch am Rande der Hölle? Sie sollen mich nicht abhalten, das Dunkel zu durchbrechen. Ich will wissen, was der düstre Vorhang verbirgt, den eine tyrannische Hand vor unsre Augen gezogen hat. Hab' ich mich so gebildet, daß das Loos der Beschränktheit meine Kraft empört? Hab' ich die Flamme der Leidenschaft in meinem Busen angeblasen? Hab' ich den

Trieb, immer zu wachſen und nie ſtille zu ſtehen, in mein Herz gelegt? Hab' ich meinen Geiſt ſo geſtimmt, daß er ſich nicht unterwerfen und die Verachtung nicht ertragen kann? Wie? ich, der Topf, von fremder Hand gebildet, ſoll darum einſt gewaltſam zerſchlagen werden, weil er dem Werkmeiſter nicht nach ſeinem Sinne gelang; weil er dem niedrigen Gebrauche nicht entſpricht, zu dem er ihn geformt zu haben ſcheint? Und immer nur Gefäß, immer nur Werkzeug, immer nur Unterwerfung? Wozu denn, dieß widerſprechende, lautſchreiende Gefühl von Freiheit und eignet Kraft dem Sklaven? Ewigkeit! Dauer! Schallt ein Sinn heraus? Was der Menſch fühlt, genießt und faßt, nur das iſt ſein; alles übrige iſt Erſcheinung, die er nicht erklären kann. Der Stier nutzt die Kraft ſeiner Hörner und trotzt auf ſie, der Hirſch ſeine Leichtigkeit, dem Jäger zu entfliehen; iſt das, was den Menſchen von ihnen unterſcheidet, weniger ſein? Ich hab' es lange genug mit den Menſchen und allem dem, was ſie erſonnen, verſucht; ſie haben mich in Staub getreten, Schatten habe ich für Wahrheit ergriffen, laß mich's nun mit dem Teufel verſuchen!"

Hier ſprang er wild begeiſtert in den Kreis hinein und Klagegetön ſeines Weibes, ſeiner Kinder, ſeines Vaters erſchollen in der Ferne: „Ach verloren! ewig verloren!"

4.

Satan, der Herrſcher der Hölle, hatte durch ſchrecklichen an der glühenden Scheibe der Sonne wiedertönenden Hörnerſchall allen gefallnen Geiſtern, auf der Ober- und in der

Unterwelt, kund thun lassen, daß er heute ein großes Freudenfest geben würde. Die höllischen Geister versammelten sich auf den mächtigen Ruf. Selbst seine Abgesandten auf unsrer Erde verließen ihre Posten, denn die Einladung ließ etwas Großes und Wichtiges vermuthen. Schon ertönte das ungeheure Gewölbe der Hölle von dem wilden Geschrei des Pöbels der Geister. Myriaden lagerten sich auf den verbrannten, unfruchtbaren Boden. Nun traten die Fürsten hervor und geboten Schweigen der Menge, damit Satan die Berichte seiner Abgesandten der Oberwelt vernehmen könnte. Die Teufel gehorchten und eine schaudervolle Stille herrschte durch die dicke, düstre Finsterniß, die nur das Gewinsel der Verdammten unterbrach. Die Sklaven der Teufel, Schatten, die weder der Seligkeit noch der Verdammniß werth sind, bereiteten die unzähligen Tische zum Schmause und sie verdienen dieß Loos der schändlichsten Knechtschaft. Als sie noch in Fleisch und Bein die Früchte der Erde aßen, waren sie von jener zweideutigen Art, die aller Menschen Freund sind, ohne es von einem zu sehn. Deren Zungen von den herrlichen Lehren der Tugend plappern, ohne daß ihr Herz sie fühlt. Die das Böse nur darum unterlassen, weil es Gefahr mit sich führt, und das Gute, weil es Muth und Verleugnung erfordert. Die mit der Religion wuchern und sie, wie der filzige Jude sein Kapital, auf Zinsen legen, in der Meinung, ihren elenden Seelen ein gutes Behältniß zu sichern. Die Gott aus Furcht anbeten und vor ihm wie Sklaven zittern. Die Teufel, die wahrlich keine bessre Herren sind, als gewisse Herrn von Leibeignen, reiten sie dafür in der Hölle wacker herum. Indessen

schwitzten ihre Brüder in den höllischen Küchen, das Mahl für ihre strengen Herren zuzurüsten; ein schreckliches Geschäft für eine Seele, die einst einen menschlichen Körper durch Fraß, Soff und Ueppigkeit aufgerieben hat. Denn obgleich die Teufel weder essen noch trinken, so haben sie den Menschen doch den Gebrauch abgelernt, jede Feierlichkeit durch Fressen und Saufen merkwürdig zu machen, und bei solchen Gelegenheiten halten sie ein Seelenmahl. Der Anführer jeder Legion wählt eine gefällige Anzahl verdammter Seelen zum Schmause für seine Untergebenen. Diese übergeben sie den Sklaven, die sie sieden, braten und mit höllischer Brühe begießen. Oft trifft es sich, daß einer dieser Elenden seinen Vater, sein Weib, Sohn, Tochter oder Bruder an den Spieß stecken und das peinliche Feuer unter ihm unterhalten muß — eine schreckliche, wahrhaft tragische Lage, noch tragischer, da ihre Aufseher, muthwillige Teufel, wie alle Diener großer Herren, mit der Geißel hinter ihnen stehen, das Werk zu befördern. Ich empfehle diese Situation den Tragikern Deutschlands, die so oft ihren Stoff in den Pfuhlen der Hölle und in Pfuhlen überhaupt suchen. Heute wurden für den Gaumen des Großherrn, seiner Vezire und Günstlinge zugerichtet: ein Papst, der aus irdischer Sucht zur Weltherrschaft die Unterthanen gegen Kaiser, Könige und Fürsten als Statthalter Gottes empörte; ein wilder Eroberer, ein berühmter Philosoph, der durch scholastische Spitzfindigkeiten das Wesen der Wesen zu Nichts vernünftelte; ein heuchlerischer Mönch, den sein Orden durch gelogene Wunder gern zum Heiligen geprägt hätte. Für den Pöbel der Hölle waren ganz frische Viktualien

angekommen. Der Papst hatte vor kurzem zwei Heere Franzosen, Deutscher, Italiener und Spanier gegen einander getrieben, um einige Herrschaften in dem Tumult zu fischen, die Verlassenschaft des heiligen Peters zu ründen. Sie schlugen sich wie Helden und fuhren zu Tausenden zur Hölle. Welch ein Glück wäre es für die zu der Tafel der Teufel bestimmten Seelen, wenn sie dadurch das Ende ihrer Qual fänden; da sie diese aber stückweise in die Sümpfe der Hölle ausschütten, so wachsen sie wieder zusammen und stehen zu neuen Martern auf.

Während diese an den Bratspießen winselten, besetzten die Kellermeister und Schenken, Alle Schatten gemeldeter Art, die Kredenztische. Die Flaschen waren gefüllt mit Thränen der Heuchler, falscher Wittwen, der Scheinheiligen, der Empfindsamen und der aus Schwäche Reuigen. Mit Thränen, die der Neid bei dem Glück eines andern auspreßt, mit Thränen der Egoisten, die sie bei dem Unglück eines andern aus Freude weinen, daß es sie nicht getroffen. Mit Thränen lustiger Erben und mit Thränen der Söhne, die sie bei dem Sarge der geizigen, harten Väter weinen. Die Flaschen zu dem Nachtische waren gefüllt mit Thränen der Priester, die die Rolle des Komödianten auf den Kanzeln spielen, ihre Zuhörer zu rühren; und um das Getränk schärfer zu machen, mischte man Thränen der H—n darunter, die aus Hunger so lange weinen, bis eine Kunde kommt, die Sünde für Geld mit ihnen zu treiben. Zu diesen goß man noch Thränen der Kuppler, Kupplerinnen, der Aerzte und schelmischen Advokaten, die sie über schlechte Zeiten vergießen. Für den Satan

und die Fürsten standen, auf besondern Kredenztischen, Flaschen des edelsten Getränks. Es war berauschend, schäumend und sprudelnd; ein Gemische von Thränen der schwachen Großen der Erde, die sie über das Leiden ihrer Völker weinen, während sie ihren Beamten gestatten, neue Qualen für dieselben zu ersinnen. Von Thränen der Jungfrauen, die den Verlust ihrer Keuschheit betrauern und sich mit noch nassen Augen prostituiren. Zu diesen hatte man Thränen begünstigter Großen gegossen, die in Ungnade gefallen sind, und nun weinen, daß sie unter dem Schutze ihres Herrn nicht mehr rauben und unterdrücken können.

5.

Als nun diese Elenden die Tische besorgt hatten, und so demüthig hinter den Sitzen ihrer Gebieter standen, als ein Deutscher vor einem Mächtigen, so traten die Großen der Hölle aus den Gemächern des Satans. Die Gefährten der Menschen — die Sünde, das scheußliche Gespenst der Vernichtung, der Hunger, die Krankheit, die Pest, der Krieg, die Ungerechtigkeit, die Armuth, die Verzweiflung, die Herrschsucht, die Gewalt, der Stolz, die Verachtung, der Reichthum, der Geiz, die Wollust, der Wahn, der Neid, die Neugierde und die Lüsternheit gingen als wohlbestallte Diener des satanischen Hofes voraus. Ihnen folgten Trabanten, diesen die Kammerherren. Nun die Pagen mit brennenden Fackeln, die aus Seelen der Mönche geflochten waren, die den Weibern die Kinder machen und den Ehemann auf dem Todbette drängen, sein Vermögen der Kirche zu vermachen, ohne

Rücksicht, daß ihre eigne ehebrecherische Brut im Lande herumbetteln muß. Dann trat der mächtige Satan heraus und ihm folgten die übrigen Großen seines Hofs, nach Gunst und Range. Die Teufel beugten sich ehrfurchtsvoll nieder, die Pagen stellten die Fackeln auf den Tisch des Großherrn, und nun stieg er mit stolzer und siegreicher Miene auf seinen erhabenen Thron und hielt folgende Rede:

„Fürsten, Mächtige, unsterbliche Geister, seyd mir alle willkommen! Wollust durchglüht mich, wenn ich über euch zahllose Helden hinblicke! Noch sind wir, was wir damals waren, als wir zum erstenmal in diesem Pfuhl aufwachten, zum erstenmal uns sammelten! Nur hier herrscht Ein Gefühl, nur in der Hölle herrscht Einigkeit, nur hier arbeitet jeder auf einen gewissen Zweck. Wer über euch gebietet, kann leicht den einförmigen Glanz des Himmels vergessen. Ich gestehe, wir haben viel gelitten und leiden noch, da die Ausübung unsrer Kräfte von dem beschränkt ist, der uns mehr zu fürchten scheint, als wir ihn; aber in dem Gefühle der Rache, die wir an den Söhnen des Staubs, seinen schwachen Günstlingen nehmen, in der Betrachtung ihres Wahnsinns und ihrer Laster, wodurch sie unaufhörlich seine Zwecke zerrütten, liegt Ersatz für dieses Leiden. Heil euch allen, die dieser Gedanke hoch entflammt!“

„Vernehmt nun die Veranlassung zu dem Feste, das ich heute mit euch feiern will. Faust, ein kühner Sterblicher, der gleich uns mit dem Ewigen hadert und durch die Kraft seines Geistes würdig werden kann, die Hölle einst mit uns zu bewohnen, hat die Kunst erfunden, die Bücher, das

gefährliche Spielzeug der Menschen, die Fortpflanzer des Wahnsinns, der Irrthümer, der Lügen und Gräuel, die Quelle des Stolzes und die Mutter peinlicher Zweifel, auf eine leichte Art tausend und tausendmal zu vervielfältigen. Bisher waren sie zu kostbar und nur in den Händen der Reichen, blähten nur diese mit Wahn auf und zogen sie von der Einfalt und Demuth ab, die der Ewige zu ihrem Glück in ihr Herz gelegt hat und die er von ihnen fordert. Triumph! bald wird sich das gefährliche Gift des Wissens und Forschens allen Ständen mittheilen! Wahnwitz, Zweifel, Unruhe und neue Bedürfnisse werden sich ausbreiten; und ich zweifle, ob mein ungeheures Reich sie Alle fassen möge, die sich durch dieses reizende Gift hinrichten werden. Doch dieses wäre nur ein kleiner Sieg, mein Blick dringt tiefer in die ferne Zeit, die für uns der Umlauf des Zeigers ist. Die Zeit ist nah, wo die Gedanken und Meinungen kühner Erneurer und Beekler des Alten durch Fausts Erfindung um sich greifen werden wie die Pest. Sogenannte Reformatoren des Himmels und der Erde werden aufstehen und ihre Lehren werden, durch die Leichtigkeit der Mittheilung, bis in die Hütte des Bettlers dringen. Sie werden wähnen, Gutes zu stiften und den Gegenstand ihres Heils und ihrer Hoffnung vom falschen Zusatze zu reinigen; aber wann gelingt dem Menschen das Gute und wie lange ist er dessen mächtig? die Sünde ist ihnen nicht näher, als böse Folgen und Mißbrauch ihren edelsten Bemühungen. Das vielgeliebte Volk des Mächtigen, das er durch ein uns furchtbares Wunder der Hölle auf immer entreißen wollte, wird über Meinungen, die keiner begreift,

in blutigen Krieg zerfallen und sich zerreißen wie die wilden Thiere des Waldes. Gräuel werden Europa verwüsten, die allen Wahnsinn übertreffen, den die Menschen von ihrem Beginnen gerast haben. Meine Hoffnungen scheinen euch zu kühn, ich sehe es an euren zweifelnden Blicken; so hört denn: Religionskrieg heißt diese neue Wuth, wovon die alte Geschichte der Frevel und Rasereien der Menschen kein Beispiel hat. Aus der uns furchtbaren Religion sogen ihn die Unsinnigen. Einmal hat er schon gewüthet, und dort heulen die in dem glühenden Pfuhl, die ihn erweckten; aber nun erst wird der Fanatismus, der wilde Sohn des Hasses und des Aberglaubens, alle Bande der Natur und der Menschheit gänzlich auflösen. Dem Furchtbaren zu gefallen, wird der Vater den Sohn, der Sohn den Vater ermorden. Könige werden frohlockend ihre Hände in das Blut ihrer Unterthanen tauchen, den Schwärmern das Schwert überliefern, ihre Brüder zu Tausenden zu ermorden, weil sie anderer Meinung wie sie sind. Dann wird sich das Wasser der Ströme in Blut verwandeln und das Geschrei der Ermordeten wird selbst die Hölle erschüttern. Wir werden Verbrecher mit Lastern besudelt herunterfahren sehen, wofür wir bis jetzt weder Namen noch Strafe haben. Schon seh' ich sie den päpstlichen Stuhl anfallen, der das lockre Gebäude durch List und Betrug zusammenhält, während er sich durch Laster und Ueppigkeit selbst untergräbt. Die Stützen der uns fürchterlichen Religion stürzen zusammen, und wenn der Ewige dem sinkenden Gebäude nicht durch neue Wunder zu Hülfe eilt, so wird sie von der Erde verschwinden, und wir werden nochmals in den

Tempeln als angebetete Götter glänzen. Wo bleibt der Geist des Menschen stehen, wenn er angefangen hat, das zu beleuchten, was er als Heiligthum verehrt hat? Er tanzt auf dem Grabe des Tyrannen, vor dem er noch gestern gezittert, zerschlägt gänzlich den Altar, auf dem er geopfert hat, wenn er einmal unternimmt, dem Weg zum Himmel auf seine Weise nachzuspähen. Wer mag ihren rastlosen Geist auf Jahrtausende fesseln? Vermag der, der sie geschaffen, nur einen sich so zuzueignen, daß er nicht millionenmal unserm Reiche näher als dem seinen sey? Alles mißbraucht der Mensch, die Kraft seiner Seele und seines Leibes; Alles, was er sieht, hört, betastet, fühlt und denkt, womit er spielt und womit er sich ernsthaft beschäftigt. Nicht zufrieden, das zu zertrümmern und zu verunstalten, was er mit den Händen fassen kann, schwingt er sich auf den Flügeln der Einbildungskraft in ihm unbekannte Welten, und verunstaltet sie wenigstens in der Vorstellung. Selbst die Freiheit, ihr höchstes Gut, wenn sie auch Ströme Bluts dafür vergossen, verkaufen sie für Gold, Lust und Wahn, wenn sie dieselbe kaum gekostet haben. Des Guten unfähig, zittern sie vor dem Bösen, häufen Gräuel auf Gräuel, ihm zu entfliehen, und zerschlagen dann wieder ihrer Hände Werk."

„Nach den blutigen Kriegen werden sie, vom Morden ermüdet, einen Augenblick rasten und der giftige Haß wird sich nur in heimlichen Tücken zeigen. Einige werden diesen Haß unter dem Schatten der Gerechtigkeit zum Rächer des Glaubens machen, Scheiterhaufen errichten und die lebendig verbrennen, die nicht ihrer Meinung sind. Andere werden

anfangen, die unerklärbaren Verhältniſſe und dunklen Räthſel zu benagen, und die zur Finſterniß Gebornen werden verwegen um Licht kämpfen. Ihre Einbildungskraft wird ſich entflammen und tauſend neue Bedürfniſſe erſchaffen. Wahrheit, Einfalt und Religion werden ſie mit Füßen treten, um ein Buch zu ſchreiben, das einen Namen mache und Gold einbringe. Ja, ſo weit wird dieſes aufgeblaſene Geſchlecht hierin den Wahnſinn treiben, daß ſogar ihre Weiber — hört es, alle ihr Kräfte und Geiſter der Hölle! — daß ſogar ihre Weiber Bücher ſchreiben werden. Ihr kennt die eitlen Töchter Eva's, und ich brauche euch nicht zu ſagen, was dieſes für verzerrte Ungeheuer aus ihnen machen muß. So wird nun das Bücherſchreiben ein allgemeines Handwerk werden, wodurch Genies und Stümper Ruhm und Fortkommen ſuchen, unbekümmert, ob ſie die Köpfe ihrer Mitbrüder verwirren und die Flamme an das Herz der Unſchuldigen legen. Den Himmel, die Erde, den Furchtbaren ſelbſt, die verborgenen Kräfte der Natur, die dunkeln Urſachen ihrer Erſcheinungen, die Macht, welche die Geſtirne wälzt und die Kometen durch den Raum ſchleudert, die unfaßliche Zeit, alles Sichtbare und Unſichtbare werden ſie betaſten, meſſen und begreifen wollen; für alles Unfaßliche Worte und Zahlen erfinden, Syſteme auf Syſteme häufen, bis ſie die Finſterniß auf Erden gezogen haben, wodurch nur die Zweifel, gleich den Irrwiſchen, blitzen, die den Wandrer in den Sumpf locken. Nur dann werden ſie helle zu ſehen glauben! und da erwarte ich ſie! Wenn ſie die Religion weggeräumt haben wie alten Schutt, und gezwungen ſind, aus dem ſtinkenden Ueberbleibſel

ein neues ungeheures Gemische von Menschenweisheit und Aberglauben, von Mystik und Poeterei zusammenzugießen, dann erwarte ich sie! Und dann machet weit die Thore der Hölle, daß das Menschengeschlecht einziehe! Der erste Schritt ist geschehen, der zweite ist nah. Noch eine schreckliche Revolution auf dem Erdboden steht bevor. Ich berühre sie nur mit flüchtiger Eile. Bald werden die Bewohner der alten Welt ausziehen, um neue, ihnen bisher unbekannte Erdstriche zu entdecken. Dort werden sie Millionen in religiöser Wuth erwürgen, um sich des Goldes zu bemächtigen, das diese Unschuldigen nicht achten. Diese neuen Welten werden sie mit allen ihren Lastern erfüllen und Stoff zu scheußlichern der alten zurückführen. So werden Völker unsre Beute werden, die bisher Unschuld und Unwissenheit vor unserer Rache gesichert haben. Jahrhunderte werden sie im Namen des Furchtbaren den Erdboden mit Blute netzen; und so siegt die Hölle durch die Günstlinge des Himmels über den, der uns hierher geschleudert hat!"

„Dieß ist es, ihr Mächtigen, was ich euch verkünden wollte, und nun freut euch mit mir des festlichen herrlichen Tags, genießet im voraus der Siege, die ich euch verspreche, weil ich die Menschen kenne. Höhnt des Ewigen, der so lächerlich und widersinnig in dem Sohne des Staubs das rohe Thier mit dem Halbgott zusammenspannte, daß nun ein Theil den andern zerreibt! Höhnt seiner und ruft mit mir in Siegesgebrülle: Es lebe Faust!"

Erschreckliches Getöse, daß die Axe der Erde zitterte, die Gebeine der Todten in den Gräbern zusammenrasselten,

erscholl: „Es lebe Faust! Es lebe der Vergifter der Söhne des Staubs!“

Hierauf wurden die Vornehmsten des dunkeln Reichs zur Anbetung, dem Kniebeugen, Handkusse, das heißt zum Glückwunsche zugelassen, und Satan empfing sie mit heiterer Würde.

6.

Nun warfen sich die frohlockenden Teufel an die Tische, und fielen über das zugerichtete Mahl her. Die Becher erklangen, die Seelen knarrten unter ihren scharfen Zähnen, und man trank des Satans, Fausts, aller Mächtigen, Gewaltigen und kräftigen Sünder der Erde — des Staats und der Kirche — aller lebenden und künftigen Autoren — der Entdecker der neuen Welt — Gesundheit, unter dem Donner der höllischen Artillerie. Um das Fest recht glänzend zu machen, fuhren die Aufseher der Ergötzungen des Satans nach den Sümpfen der Verdammten, trieben die brennenden Seelen heraus und jagten sie über die Tafeln, die düstre Scene zu erleuchten. Sie ritten mit giftigen Peitschen hinter ihnen her und zwangen sie, sich grimmig zu balgen; und die Funken knasterten und leuchteten am schwarzen Gewölbe, wie wenn in dunkler Nacht der Blitz die Garben des Feldes anzündet. Um die Ohren der Teufel beim Schmause mit Tafelmusik zu kitzeln, eilten andre nach den Pfühlen, gossen glühendes Metall in die Flamme, daß die Verdammten in gräßlicher Verzweiflung heulten und fluchten. Könnt' ich, statt eurer kalten und fruchtlosen Bußpredigten, dieses scheußliche

Gewinsel auf die Erde ziehen! wahrlich, die Sünder würden ihr Ohr dem wollüstigen Gesang der Kastraten und dem üppigen Geflüster der Flöten verschließen und reuig Psalmen anstimmen. Umsonst! weit entfernt ist die Hölle und nah die Wollust! Hierauf wurden auf einem großen Theater Schauspiele aufgeführt, welche die Heldenthaten des Satans darstellten (denn da der Teufel Dichter an seinem Hofe hält, so hat er auch Schmeichler); zum Beispiel: die Verführung Eva's, Judas Ischarioths Verrath, Davids Mord des Uria's, Salomons Abgötterei u. s. w.

Dann verwandelte sich das Theater zur Vorstellung eines allegorischen Ballets. Die Scene stellte eine wilde Gegend vor. In einer dunklen Höhle saß die Metaphysik, eine hagre, lange Gestalt, die ihre Augen auf fünf schimmernde Worte heftete, welche sich beständig hin und her bewegten, und bei jeder Veränderung einen andern Sinn vorstellten. Der Hagre ließ nicht nach, ihnen mit seinen starren Augen zu folgen. In einem Winkel stand ein kleiner schelmischer Teufel, der ihm zu Zeiten Blasen, mit Wind gefüllt, an die Stirne warf. Der Stolz, des Hagern Amanuensis, las sie auf, drückte den Wind heraus und knetete ihn zu Hypothesen. Der Hagre war in ein ägyptisches Unterkleid gehüllt, das mit mystischen Figuren besäet war. Ueber diesem trug er einen griechischen Mantel, der die mystischen Zeichen bedecken sollte, wozu er aber viel zu kurz und zu enge war. Seine Beinkleider waren weite Pumphosen; sie verhüllten aber seine Blöße nicht. Ein großer Doktorhut deckte sein kahles Haupt, auf welchem man nur die Ritze sah, die er

mit seinen langen Nägeln bei scharfem Nachdenken hineingerissen. Seine Schuhe waren nach europäischem Zuschnitte gemacht und mit dem feinsten Staube der Universitäten und Gymnasien bestreut. Nachdem er lange auf die schwankenden Worte geblickt hatte, ohne einen Sinn zu fassen, winkte der Stolz dem Wahne, der auf des Hagern Linken stand. Dieser ergriff eine hölzerne Pfennigstrompete und blies einen Tanz. Da das hagre Gerippe das Geplärre hörte, faßte er den Stolz an der Hand und tanzte mit ihm in taktlosen Sprüngen herum. Seine mürben dünnen Beine konnten es nicht lange aushalten und er sank bald athemlos in seine vorige Stellung.

Ihm folgte die Moral, eine sehr feine Gestalt, in einen Schleier gehüllt, der, wie der Chamäleon, alle Farben spielte. Die Kultur, prächtig geschmückt, war die Leiterin der Verhüllten. Sie selbst hielt die Tugend und das Laster an den Händen, und tanzte ein Trio mit ihnen. Ein nackender Wilde blies dazu auf einem Haberrohr, ein europäischer Philosoph strich die Geige, ein Asiate schlug die Trommel, und obgleich diese widrigen Töne ein harmonisches Ohr zerrissen hätten, so kamen doch die Tanzenden nicht aus dem Takte, so gut hatten sie ihre Schule gelernt. Gab die feine Dirne dem Laster die Hand, so gaukelte sie wie eine Buhlschwester, floh lockend vor ihm her, gab alsdann der Tugend die Hand, und bewegte sich in den sittsamen Schritten der Matrone. Nach dem Tanze ruhte sie auf einer dünnen, durchsichtigen und schöngemalten Wolke aus, die ihre Verehrer aus vielen Fetzen zusammengeflickt hatten.

Nach ihr erschien die Poesie, in der Gestalt eines unbekleideten, wollüstigen Weibes. Sie tanzte mit der Sinnlichkeit einen üppigen, sehr figürlichen und darstellenden Tanz, wozu die Einbildungskraft die Flöte d'amour blies.

Hierauf trat die Geschichte auf. Vor ihr her ging die Fama, mit einer langen, ehernen Trompete. Sie selbst war behangen mit Erzählungen der Gräuel, womit sie wilde Eroberer, Usurpatoren, Vezire, Höflinge, Günstlinge, Schwärmer, Thoren, Aufrührer, gemißbrauchte Religion, falsche Politik zum bleibenden Dokument des Strebens nach immer steigender Veredlung des Menschengeschlechts bereichert haben. Hinter ihr keuchte ein starker, nervigter, deutschgekleideter Mann, unter einer ungeheuren Bürde von Chroniken, Diplomen und Dokumenten. Sie tanzte unter dem Geraffel der Erzählungen, womit sie behangen war, mit der Furcht; die Lüge nahm der Fama die Trompete von dem Munde weg, stimmte den Tanz an und die Schmeichelei zeichnete ihr die Figuren vor.

Dann fuhren mit lautem Gelächter auf die Scene die Medizin und Charlatanerie, tanzten eine Menuet, wozu der Tod mit einem Beutel voll Gold die Musik klimperte.

Hierauf erschienen die Astrologie, die Kabala, Theosophie und Mystik, sie hatten sich an den Händen gefaßt und trieben sich wild in dunklen Figuren herum, wozu der Aberglaube, Wahnsinn und Betrug auf Waldhörnern bliesen.

Diesen folgte die Jurisprudenz, eine feiste, gut

genährte Gestalt, mit Sporteln gefüttert und mit Glossen behangen. Sie keuchte ein mühsames Solo und die Chikane strich den Baß dazu.

Zuletzt fuhr die Politik in einem Siegeswagen herein, den zwei Mähren zogen, Schwäche und Betrug. Zu ihrer Rechten saß die Theologie, in einer Hand einen scharfen Dolch haltend, in der andern eine brennende Fakel. Sie selbst trug eine dreifache Krone auf dem Haupte und einen Scepter in der Rechten. Sie stieg aus dem Wagen und tanzte mit der Theologie ein Pas de deux, wozu List, Herrschsucht und Tyrannei auf ganz leisen und sanften Instrumenten spielten. Nachdem sie das Pas de deux geendet hatte, gab sie den übrigen Gestalten ein Zeichen, einen allgemeinen Tanz zu beginnen. Sie folgten dem Wink und sprangen in wilder Verwirrung herum. Alle oben Gemeldete spielten ihre Instrumenten dazu, ein Geheul, das nur die Tafelmusik des Satans an Getöse übertraf. Doch bald mischte sich die Zwietracht unter die vertraulich Tanzenden. Sie griffen nach den Waffen, von Wuth und Eifersucht entflammt. Da die Theologie wahrnahm, daß sie alle die wollüstige Poesie umarmten, und der Moral, ihrer Todfeindin, den Schleier abreißen wollten, sich damit zu bedecken, gab sie dieser einen Dolchstich von hinten und verbrannte der geliebkosten Dichtkunst mit der brennenden Fackel den Steiß. Diese beiden erhoben ein fürchterliches Geheul; die Politik verwies die Entflammten zur Ruhe, und die Charlatanerie nahte, um die Wunde der Moral zu verbinden; indessen schnitt die Medizin einen Fetzen von ihrem Talar zur

Bezahlung ab. Der Tod streckte unter dem Mantel der diebischen Medizin die Klaue hervor, um die Moral zu ergreifen, die Politik aber schlug ihn so heftig darauf, daß er laut heulte und fürchterlich grinste. Die Poesie ließen sie mit verbranntem Steiße herumhüpfen, weil sie nackend und ihr nichts abzuschneiden war. Endlich erbarmte sich ihrer die Geschichte und legte ihr ein nasses Blatt aus einem historischen Roman darauf, in welchem der Autor einen Helden des Alterthums modernisirt, verschnitten oder verwässert hatte. Sie selbst aber winselte nach einem mystischen Sonett, als einem noch kühlendern Mittel. Die Politik spannte sie alsdann alle zusammen vor ihren Wagen und fuhr im Triumphe davon.

Die ganze Hölle schlug Beifall in die Hände bei der letzten Vorstellung und Satan umarmte den Teufel Leviathan, der dieses Schauspiel veranstaltet und ihm so süß geschmeichelt hatte; denn es war eine seiner stolzen Grillen, von den Teufeln für den Erfinder der Wissenschaften gehalten zu werden. Oft sagte er in seinem Uebermuth: „er habe sie einst mit den Töchtern der Erde im Ehebruch gezeugt, um die Menschen von dem geraden, einfachen und edlen Gefühl ihres Herzens abzulenken, ihnen den Schleier ihres Glücks vor den Augen wegzureißen, sie mit ihrer Beschränktheit und Schwäche bekannt zu machen und ihnen peinigende Zweifel über ihre Bestimmung einzuimpfen. Er habe sie dadurch gelehrt, über den Ewigen und die Tugend zu vernünfteln, damit sie vergessen möchten, diesen anzubeten und jene auszuüben. „Wir," setzte er dann hinzu, „haben mit offnen und kühnen Waffen den Himmel bekriegt, ihnen hab' ich

wenigstens die Mittel an die Hand gegeben, unaufhörlich mit dem Ewigen zu scharmuziren." Elende Prahlerei! werden sich die Menschen das nehmen lassen, worauf sie nie stolzer sind, als wenn sie es mißbrauchen?

Man bewundere doch hier einen Augenblick mit mir, wie sich darin alle Höfe gleichen, daß meistens die Großen durch das Verdienst, die Arbeit, den Schweiß der Kleinen, die Gunst des Fürsten gewinnen und die Belohnung davon tragen. Leviathan gibt sich geradezu für den Erfinder dieses allegorischen Ballets aus, läßt sich dafür liebkosen und danken; gleichwohl ist der Autor davon ein deutscher Hofpoet, der erst kürzlich Hungers, folglich in Verzweiflung gestorben und so zur Hölle gefahren war. Er verfertigte dieses Ballet auf des Fürsten Leviathans Befehl, der den Sinn hatte, Talente auszuspähen, nach dem neuesten Geschmack seines Hofes, und legte vermuthlich die giftige Anspielung auf die Wissenschaften darum hinein, weil sie ihn so schlecht genährt hatten. Vielleicht auch, daß Leviathan, der so gut wußte, was dem Satan gefiel, den Wink dazu gegeben hat. Es sey wie ihm wolle, dieser erntete den Lohn ein und der dünne Schatten des deutschen Hofpoeten saß kauernd hinter einem Felsen des Theaters und sah mit tiefem Schmerze, wie Satan den Leviathan für seine Arbeit liebkoste.

7.

Die frohen, berauschten Teufel lärmten hierauf, daß sie das Geheul der Verdammten selbst überbrüllten. Auf einmal erscholl Fausts mächtige Stimme von der Oberwelt durch die Hölle. Es war ihm gelungen, durch seinen Zauber bis in

den Abgrund zu dringen und einen der ersten Fürsten des schwarzen Reichs aufzufordern. Seiner Gewalt war nicht zu widerstehen. Frohlockend fuhr Satan auf: „Es ist Faust, der da ruft; nur dem Kühnen konnte es gelingen, nur der Verwegne konnte es wagen, so gewaltsam an die ehernen Pforten der Hölle zu schlagen. Auf! ein Mann wie er, ist mehr werth als tausend der elenden Schufte, die wie Bettler sündigen und auf eine alltägliche Art zur Hölle fahren.“ Er wandte sich zu dem Teufel Leviathan, seinem Liebling:

„Dich, den geschmeidigsten Verführer, den grimmigsten Hasser des Menschengeschlechts fordre ich auf, hinaufzufahren und mir die Seele dieses Kühnen durch deine gefährlichen Dienste zu erkaufen. Nur du kannst das gierige Herz, den stolzen, rastlosen Geist dieses Verwegenen fesseln, sättigen und dann zur Verzweiflung treiben. Fahre hinauf, verjage den Dunst der Schulweisheit aus seinem Gehirne. Senge durch das üppige Feuer der Wollust die edlen Gefühle seiner Jugend aus seinem Herzen. Oeffne ihm die Schätze der Natur, treibe ihn hastig ins Leben, daß er sich schnell überlade. Er sehe Böses aus Gutem entspringen; das Laster gekrönt, Gerechtigkeit und Unschuld mit Füßen getreten, wie es der Menschen Art und Sitte ist. Führe ihn durch die wilden, scheußlichen Scenen des menschlichen Lebens; er verkenne den Zweck, verliere unter den Gräueln den Faden der Leitung und Langmuth des Ewigen. Und wenn er dann abgerissen steht von allen natürlichen und himmlischen Verhältnissen, zweifelnd an der edlen Bestimmung seines Geschlechts, der Sinn der Wollust und des Genusses in ihm

verdampft ist, er sich an nichts mehr halten kann und der innere Wurm erwacht, so zergliedere ihm mit höllischer Bitterkeit die Folgen seiner Thaten, Handlungen und seines Wahnsinns und entfalte ihm die ganze Verkettung derselben bis auf künftige Geschlechter. Ergreift ihn dann die Verzweiflung, so schleudere ihn herunter und kehre siegreich in die Hölle zurück.

Leviathan. Satan, warum wendest du dich abermals an mich? Du weißt es, mir ist das ganze Menschengeschlecht und die Erde, ihr Tummelplatz, längst zum Ekel geworden. Was ist aus den Kerlen zu machen, die weder Kraft zum Guten noch Bösen haben? Den, der eine Zeit lang mit dem Phantom Tugend buhlt, machen bald Gold, Ehrgeiz oder Wollust zum Schurken und tritt auch einer oder der andere kühn in die Bahn des Lasters, so fährt er auf halbem Wege vor den Gespenstern seiner schwächlichen Einbildungskraft zurück. Ja, wenn es noch ein heißer, stolzer Spanier, ein rachsüchtiger, ränkevoller Italiener oder ein lustiger, verbuhlter Franzose wäre! aber ein Deutscher! träge Klötze, die sich vor Ansehen und Reichthum, vor allen Unterscheidungen der Menschen sklavisch beugen, von ihren Fürsten und Großen glauben, sie seyen von edlerem Stoffe gemacht als sie, und ganze Kerle zu seyn glauben, wenn sie sich für sie todtschlagen oder zum Todtschlagen an andere Fürsten verkaufen lassen. Leben sie nicht ganz zufrieden unter der Feudaltyrannei; mag sie schinden wer da will und wie man will? Vernimmst du ein Wort von Empörung gegen Tyrannei aus diesem Lande? Der Schall des Worts deutscher Freiheit ist

wohl in ihrer Sprache, aber sie kennen die wahren Tollworte für den Sohn des Staubs nicht — Menschenrecht und Gleichheit, und darum können nie Männer für die Hölle unter ihnen aufblühen. Weg mit dem Deutschen! er ist zu rechtlich, hält zu viel auf den schwächlichen, moralischen Sinn, auf bürgerliche Ordnung und hält Fürstentreue für Pflicht. Noch ist keiner dieses Volks auf eine recht stattliche Art zur Hölle gefahren, ein Beweis, daß dieß Volk keine sich auszeichnenden Köpfe hat. Ich meine von jenen, die keck alle Verhältnisse benagen, den diamantnen Schild Eigenheit* erkämpfen, an dem sich alle himmlische und irdische Vorurtheile zerschlagen. Zeige mir einen solchen Mann, der auf die Gefahr seiner Seele groß seyn und bleiben will und ich fahre hinauf.

Satan. Leviathan, sollen Teufel sich von Vorurtheilen blenden lassen, wie die Söhne des Staubs? Der Mann nach unserm Sinne wird unter jedem Himmelsstrich geboren; dieß wird er dir beweisen. Er ist einer von denen, die die Natur zum Großen geschaffen, mit allen heißen Leidenschaften ausstaffirt hat und die sich gegen die alten Verträge der Menschen empören. Wenn ein solcher Geist durch dieses Spinnengewebe reißt, so gleicht er einer Flamme, die durch ihre Heftigkeit den Stoff ihres Glanzes nur schneller aufzehrt. Er ist einer der Philosophen auf Schöngeist gepfropft, die durch die Einbildungskraft fassen wollen, was dem kalten Verstande versagt ist, und die, wenn es ihnen mißlingt, alles

* Originalität.

Wissen verlachen und den Genuß und die Wollust zu ihrem Gott machen. Fahr hinauf, Leviathan, bald wird ein Feuer in Deutschland ausbrechen, das ganz Europa umfassen wird. Schon schießt der Keim des Wahnsinns auf Jahrhunderte auf, und das, was der Deutsche einmal gefaßt hat, davon läßt er nicht ab.

Bravo, satanische Majestät! rief auf einmal ein Schatten obiger Art, der hinter dem Satan zur Aufwartung stand; mögen sich die Spötter dieß merken. Ja wohl, was der Deutsche einmal gefaßt hat, davon läßt er nicht ab!

Die Teufel erstaunten über die Kühnheit des elenden Schatten; aber Satan, der wegen des Ballets und Fausts Erfindung bei guter Laune war, blickte ihn gnädig an und sagte:

Wer bist du, dünne Gestalt?

Ein deutscher Doktor Juris, hochgebietender Satan! Halte mir doch Eure gestrenge Majestät zu Gnaden, wenn ich respektwidrig meine Empfindlichkeit über die Verspottung meines Vaterlands zeigte und zugleich merken ließ, wie sehr mich das Lob Eurer Majestät ergötzte. Dürft' ich es nur unterthänigst wagen, Deutschlands Vertheidigung gegen den großen und furchtbaren Fürsten Leviathan zu übernehmen, ich bin gewiß, er würde es bald vor allen Ländern Europas zu seinem Aufenthalt erwählen.

Satan lächelte und sagte: Ich vergebe dir deine Kühnheit; steige auf das Theater und laß hören, was du zum Lobe deines Vaterlands vorzubringen hast. Es soll mir lieb seyn, wenn du die Deutschen bei dem Fürsten Leviathan in Gunst setzest.

Der Doktor Juris ſtieg keck auf die Bühne, ſah ſich um, und erhob ſeine Stimme:

Vorerſt, furchtbare Fürſten der Hölle, erlaubt mir, daß ich einen allgemeinen Blick auf Deutſchlands weiſe Verfaſſung werfe; gelingt mir dieſes, wie ich mir ſchmeichle, ſo will ich dann verſuchen, jede Anklage des Fürſten Leviathan Stück für Stück zu beantworten. Vergebt mir, wenn meine Beredtſamkeit dem hohen Gegenſtand nicht entſpricht. Noch bin ich des Dampfes, Gebrauſes und Geheuls der Hölle nicht ganz gewohnt; ich lebte auf Erden immer in der Stille der fürſtlichen Gemächer, auf alles lauernd, alles bemerkend, um alles Belauerte, alles Bemerkte zu benutzen. Auch iſt es ſchwer, vor einer ſo gefährlichen Geſellſchaft ohne Zittern und aus dem Stegreife zu reden; doch Vaterlandsliebe beſiegt ſelbſt die Schrecken der Hölle. Aber nur in einem Deutſchen! Mögen es die Spötter merken!

Unſer geliebtes Deutſchland iſt, wie alle Welt weiß, eine wahre fürſtliche Republik, beſtehend aus welt- und geiſtlichen Fürſten, Grafen, Baronen und des heiligen römiſchen Reichs Rittern, die ſich alle unter dem erhabenen Glanze eines einzigen Oberhaupts vereinigen, dem aber, weil ſie alle Selbſtherrſcher ſind und ſeyn wollen, kein Fürſt gehorcht, es ſey denn daß er muß, oder ſich auf Koſten eines Mitfürſten zu vergrößern hofft. Von welchem Lande kann man dieß ſagen? Kühn fordere ich die ganze Hölle auf, alle große Geiſter, die ſie in ihrem unendlichen Bezirk einſchließt, mir eine erhabnere Staatsverfaſſung zu zeigen? Gebt euch nur die Mühe, ihr Spötter, die ihr mich mit euren Grimaſſen verwirren

möchtet, ſie zu ſtudiren; ihr werdet bald ſehen, daß es ſelbſt für einen Teufel ein ungeheures Unternehmen iſt, das aber freilich die Mühe reichlich belohnt. Sagt mir, wo auf Erden glänzt das Feudalſyſtem, das Meiſterſtück der Gewalt und des menſchlichen Verſtandes, in ſeiner ganzen Pracht, als in Deutſchland? Wo hat es ſich ſo rein und vollkommen erhalten, als in Deutſchland? Darum auch iſt kein Reich auf Erden glücklicher als mein geliebtes Vaterland. Fürſten- und Herrenrecht auf der einen Seite; auf der andern Gehorſam, wie es ſeyn muß. Ich habe wohl ehedem Bücher über andere Staatsverfaſſungen geleſen; aber ſie wollen eben nicht viel ſagen. Sie ſind vor Jahrtauſenden geſchrieben, zu einer Zeit, wo die Staatsleute noch ſo kindiſch waren, ein Langes und Breites über das Volk und deſſen Gerechtſame zu ſchwatzen. Wahrlich, es iſt mir unbegreiflich, wie die Alten, die doch in manchen andern Stücken einen Anſchein von Verſtand haben, über dieſen Punkt ſolchen Unſinn lehren konnten. Doch die Blinden kannten leider das Feudalſyſtem nicht! und Männer, die ſie Barbaren ſchalten, haben dieß herrliche Gebäude auf den Trümmern des ihrigen aufgeführt. Es wäre nun einmal Zeit, daß man dieſe alten Bücher auf die Seite ſchaffte, denn unſere Staatsbücher enthalten alles, was der Menſch zu wiſſen nöthig hat. Ich ſchwöre euch, erhabene Fürſten der Hölle, wenn mir einer von euch, außer den Rechten benannter hohen Perſonen, nur ein einziges Wort über das Recht des Geſindels der Menſchen in einem unſerer Staatsbücher zeigen kann, ſo will ich mich zu einer brennenden Fackel drehen laſſen und die Ehre haben, auf Seiner Majeſtät prächtiger

Tafel zu leuchten. Sollte dieſe Strafe meiner Vermeſſenheit nicht hinreichend ſcheinen, ſo mag mich ſeine hohe ſataniſche Majeſtät zu dem Mönch der das Pulver erfunden hat — (im Vorbeigehen geſagt, auch ein Deutſcher — merkt es, ihr Spötter! — Der Ewige ſtürzte ihn in die Hölle, weil er, anſtatt für die Erhaltung ſeiner Brüder zu beten, zu ihrer Zerſtörung arbeitete —) ſo ſag' ich nun — Seine Majeſtät ſoll mich, wenn ihr mir ein ſolches Recht aufweiſen könnt, in den Mittelpunkt der glühenden Kugel keilen laſſen, den ſie beſagtem Mönch zum eignen warmen Aufenthalt anzuweiſen geruhte und mögen die gnädigen Herren mit beſagter Kugel und unſern hineingekeilten Seelen zum hohen Zeitvertreib den Ball ſchlagen, ſo oft es ihnen gefällt. Ich hab' an unſern Höfen gelernt, mit mir ſpielen zu laſſen.

Bravo, riefen die Teufel. Ein wahrer Patriot! Nimm ihn beim Wort, Satan!

Satan lächelte: Fahr fort, Doktor, du wirſt nicht zu dem Mönch in die glühende Kugel gekeilt werden, denn wir haben nie von einem ſolchen Rechte, wohl aber von einem Fauſtrecht gehört.

Doktor Juris. Ein vortreffliches, edelmänniſches Recht, das leider etwas in Abnahme kommt.

Die Teufel wieherten und ziſchten.

Doktor Juris. Wiehert nur, ihr Spötter und ſchneidet mir Geſichter! die gnädige Miene, das Huldlächeln Satans verſüßen mir euren Spott. Ha, wißt nur immer, ein Doktor Juris iſt in Deutſchland ein ganzer Kerl und wird ein Edelmann, ſo bald er promovirt hat. Uebrigens gibt ihm ſein Diplom das Recht, das Geſindel von Menſchen ſo gut nach

seiner Art zu schinden, wie der Edelmann. Denn hat bei uns der Edelmann das Faustrecht seiner Hände, so hat der Gelehrte das weit gefährlichere Faustrecht des Verstandes. Und er nutzt dieses Recht sogar ohne Gefahr für seine hohe Person; denn eben die Gesetze, die er gegen oder für andere wendet und dreht wie er will, werden ein Schild gegen jeden Angriff an seiner klugen Brust. Daraus seht ihr zugleich, was Gelehrsamkeit für ein Ding ist!

Satan. Der Mann spricht ganz wie ein Mensch und macht mir viele Freude. Leviathan, hättest du dieses einem Deutschen zugetraut? — Es lebe Deutschland und treibe viele Deinesgleichen hervor! Es lebe das Feudalsystem!

Die Teufel brüllten: Es lebe Deutschland! Es lebe das Feudalsystem! Den ersten Freudenruf schrie Fürst Leviathan, der Hasser der Deutschen, nicht mit.

Satan. Doktor, hast du noch etwas zu sagen?

Doktor Juris. Eure Majestät erlauben mir nun, dem Fürsten Leviathan auf seine besondern Anklagen zu antworten. Erstlich sagt er: Ja, wenn es noch ein heißer Spanier, ein rachsüchtiger, ränkevoller Italiener, oder ein verbuhlter Franzose wäre! Meint etwa der Herr, wir hätten keine hervorstechenden Laster? Geh' er doch in unsere Klöster und an die Höfe unsrer Fürsten; oder laß ihn, Hochgebietender! nur einen kleinen Spazierritt durch die Hölle machen und meine braven Landsleute fragen, warum sie hier sind? Freilich nach mir muß er sie nicht beurtheilen; ich hatte nicht Kraft genug, ein großer, kühner Sünder zu werden; aber dieß kam daher, daß ich meinen Vortheil mehr

im Heucheln gewiſſer Tugenden fand und mich meine Frau zu tyranniſch beherrſchte. Bloß darum bin ich nun ein Mittelding unter den Verdammten.

Zweitens ſagt Fürſt Leviathan: wir beugten uns ſklaviſch vor den Großen und glaubten, unſre Fürſten ſeyen von edlerm Stoffe wie wir. Warum denn nicht? Sind unſre Fürſten nicht vortreffliche Herren? Ein großer Herr iſt freilich ein andres Ding, als unſer einer, denn er kann wohl und weh thun. Sollen wir etwa nicht das Volk in dieſem Wahn zu erhalten ſuchen, da wir ſeinem Leute unter ihren ſchützenden Flügeln unſer Hühnchen ungeſtört rupfen? Iſt ja doch überall Rangordnung, auf der Erde, hier in der Hölle und dem Lande, von dem ich ausgeſchloſſen bin!

Drittens ſagt Fürſt Leviathan: die Deutſchen glaubten ganze Kerle zu ſeyn, wenn ſie ſich für ihre Fürſten todt ſchlagen, oder zum Todtſchlagen an andere verkaufen ließen. Auf das erſte antworte ich nicht, denn dafür ſind ſie da, wie wir Juriſten beweiſen; aber warum ſollte er ſie nicht verkaufen? Verkauft nicht jeder ſein Eigenthum, es ſey Ochs, Rind, Pferd, Kuh, Schwein oder Kalb? Und wenn ihm nun ſein Land nicht Gold genug geben kann, es andern Fürſten in Pracht und Aufwand gleich zu thun? Doch ich ſchäme mich über eine ſo klare Sache, vor einer ſo erleuchteten Verſammlung, vor unſterblichen Göttern ein Weiteres zu reden.

Viertens ſagt Fürſt Leviathan zu ſeiner Majeſtät: Vernimmſt du ein Wort von Empörung gegen Tyrannei

aus diesem Lande? Was will er mit diesem Worte sagen? Wir kennen gar keine Tyrannei; unsere Fürsten sind die besten Herren von der Welt, so lang sie ihren Willen haben, das heißt, thun dürfen, was ihnen gefällt, und mich deucht, wenn man dieß nicht kann, so ist es wohl nicht der Mühe werth, ein Fürst zu seyn. Außerdem macht es der Nation Ehre, einen Herrn zu haben, der alles vermag und dem niemand widersprechen darf. Und warum sollten sie sich empören? Was geht ihnen wohl ab? Sind sie nicht gekleidet, dürfen essen und trinken, was sie bezahlen können? Erlaubt man ihnen nicht alle übrigen Freuden des Fleisches, wenn sie nur thun, was man ihnen befiehlt und ihren Ueberfluß zur Ehre des Landes hergeben. Auch ist dem Fürsten das Wort schinden entfallen. Was soll es heißen? Das Schaf trägt Wolle, damit es geschoren werde, der Bürger und der Bauer haben darum Hände, daß sie im Schweiß ihres Angesichts arbeiten, und die Gelehrten, die Geistlichen, die Großen, der Adel und die Fürsten haben darum Verstand, für sie zu denken, zu wachen und den Gewinn ihres Schweißes zu verzehren. Dieses alles liegt in der Natur, sehr edle Herren, und ist überall Sitte.

Was da fünftens Fürst Leviathan von der Eigenheit und ihrem diamantnen Schilde gesprochen hat und merken ließ, als wenn uns diese fehlte, so würde ich darüber lachen, wenn es einem armen Schatten, wie ich bin, erlaubt wäre. Ei sind doch unsre Privilegien unsre Eigenheit, und wer die antastet, der würde eben so gut thun, einen schlafenden hungrigen Wolf bei den Ohren zu zupfen. Auch sprach der

Fürſt Leviathan etwas von dem Rechte der Menſchheit. Darauf antworte ich nicht, denn ich habe in meinem Leben nichts davon gehört und wenn ich, der ich alle alte und neue Bücher geleſen habe, nichts davon weiß, wenn mir, der ich mit den Großen mein ganzes Leben zugebracht habe, nichts davon zu Ohren gekommen iſt, ſo muß wohl an dem ganzen Dinge nichts ſeyn. Recht heißt von einer Seite befehlen, von der andern gehorchen, und dieß prägt ſich den rohen Sinnen ſtärker ein, wie mir einſtens der Fürſt-Biſchof —

Beelzebub. Hm — ein Fürſt-Biſchof! Was doch die Menſchen für widerſprechende Dinge zuſammen ſetzen.

Doktor Juris. Nicht ſo widerſprechend, wie es ſcheint, Fürſt Beelzebub. Dieſe Begriffe hängen ſich an einander, wie Herrſchſucht und Demuth — Frömmigkeit und Heuchelei! —

Satan. Doktor, du haſt mit Luſt und Liebe das Ding ausgemalt, nicht, wie es iſt, ſondern wie es ſeyn ſollte, um mir recht zu gefallen. Ich ſehe, daß du einen veredelnden, idealiſchen Sinn haſt — ſteige herunter, ich bin zufrieden mit dir. Mir gefällt dein Eifer und mir liegt daran, daß das Feudalſyſtem erhalten werde, das ſeine Wurzel ſo wie die Wiſſenſchaften in meinem Reiche hat. Du ſollſt ſuchen, deine hohe Meinung weiter unter den Menſchen auszubreiten und dazu will ich dir Gelegenheit geben. Höre! ich befördere dich aus der Küche in das Kabinet und ſchicke dich mit meinem Geſandten als Sekretär an den nahen Reichstag, daß du dort deine erhabenen Grundſätze ausbreiteſt. Bringe dein hohes Ideal geſchwind zu Papier und blaſe es einem Sohne des Staubs in das Gehirn!

— Ja das Feudalsyſtem iſt eine herrliche Erfindung für die Hölle. Aus Verzweiflung fährt das Geſindel der Menſchen herunter, wie der Doktor ſie nennt, und die Ungerechtigkeit und Schwelgerei ſendet ihnen ihre Unterdrücker nach.

Der Doktor Juris fiel hierauf dankbar auf den verbrannten Boden, küßte Satans Füße und ſtand triumphirend auf. Die Teufel fingen von neuem an zu lachen und zu toben, als zum zweitenmal Fauſts gebieteriſcher Ruf ertönte. Satan fuhr fort:

Du hörſt an ſeinem Rufe, daß er keiner der Schwächlinge iſt. So wüthend hat noch keiner an die Pforte der Hölle geſchlagen und wahrlich, der Kerl iſt ein Genie. Fahre ſchnell hinauf, denn wenn du zögerſt, ſo möchte er an der Kraft ſeines Zaubers zweifeln und die Hölle verlöre die Früchte ſeines Frevels. Wiſſe, ein Mann wie er, iſt mehr Gewinn für uns, als tauſende der Schufte, die täglich herunterfahren.

Zornig erwiederte der Teufel Leviathan:

„Ich ſchwöre bei dem glühenden, ſtinkenden Pfuhl der Verdammten, der Verwegne ſoll dieſe und die Stunde ſeiner Geburt verfluchen und den Ewigen einſt läſtern! Er ſoll es büßen, daß ich um ſeinetwillen das mir verhaßte Deutſchland betreten muß!“

Er fuhr in Dampf gehüllt hinaus und die frohlockende Hölle jauchzte ihm nach.

8.

Fauſt ſtand in ſeinem Zauberkreiſe wild begeiſtert. Zum drittenmal rief er mit donnernder Stimme die furchtbare

Formel. Die Thüre fuhr plötzlich auf, ein dicker Dampf schwebte an dem Rande des Kreises, er schlug mit seinem Zauberstab hinein und rief gebietend:

„Enthülle dich, dunkles Gebilde!"

Der Dampf floß hinweg und Faust sah eine lange Gestalt vor sich, die sich unter einem rothen Mantel verbarg.

Faust. Langweilige Mummerei für einen, der dich zu sehen wünscht! Entdecke dich dem, der dich nicht fürchtet, in welcher Gestalt du auch erscheinest!

Der Teufel schlug den Mantel zurück und stand in erhabner, stattlicher, kühner und kraftvoller Gestalt vor dem Kreise. Feurige, gebietrische Augen leuchteten unter zwei schwarzen Braunen hervor, zwischen welchen Bitterkeit, Haß, Groll, Schmerz und Hohn dicke Falten zusammengerollt hatten. Diese Furchen verloren sich in einer glatten, hellen, hochgewölbten Stirne, die mit dem Merkzeichen der Hölle, zwischen den Augen, sehr abstach. Eine feingebildete Adlernase zog sich gegen einen Mund, der nur zu dem Genusse der Unsterblichen gebildet zu seyn schien. Er hatte die Miene der gefallnen Engel, deren Angesichte einst von der Gottheit beleuchtet wurden und die nun ein düstrer Schleier deckt.

Faust (erstaunt). Ist der Mensch denn überall zu Hause? — Wer bist du?

Teufel. Ich bin ein Fürst der Hölle und komme, weil dein mächtiger Ruf mich zwingt.

Faust. Ein Fürst der Hölle unter dieser Maske? unter der Gestalt des Menschen? Ich wollte einen Teufel haben und keinen meines Geschlechts.

Teufel. Faust, vielleicht sind wir es nur dann ganz, wenn wir eure Gestalt annehmen; wenigstens kleidet uns keine Maske besser. Ist es nicht eure Weise, das zu verbergen, was ihr seyd und das vorzugaukeln, was ihr nicht seyd?

Faust. Bitter genug und wahrer noch als bitter, denn sähen wir von außen so aus, wie wir in unserm Innern sind, so glichen wir nur zu oft dem, was wir uns unter euch denken; doch dachte ich dich fürchterlich und hoffte meinen Muth bei deiner Erscheinung zu prüfen.

Teufel. So denkt ihr euch alle Dinge anders als sie sind. Vermuthlich hast du den Teufel mit den Hörnern und den Bocksfüßen erwartet, wie ihn euer furchtsames Zeitalter schildert. Seitdem ihr aufgehört habt, die Kräfte der Natur anzubeten, haben sie euch verlassen, und ihr könnt nichts Großes mehr denken. Wenn ich dir erschiene wie ich bin, die Augen drohende Kometen, einherschwebend wie eine dunkle Wolke, die Blitze aus ihrem Bauche schleudert — das Schwert in der Hand, das ich einst gegen den Rächer zog, den ungeheuren Schild an dem Arme, den sein Donner durchlöchert hat, du würdest in deinem Kreise zu Asche werden.

Faust. Nun, so hätte ich doch einmal etwas Großes gesehen.

Teufel. Dein Muth würde mir gefallen; aber nie seyd ihr lächerlicher, als wenn ihr erhaben zu fühlen glaubt, indem ihr das Kleine, das ihr umfassen könnt, mit dem Ungeheuren und Großen, das ihr nicht übersehen könnt, zusammenstellt. So mag der Wurm den vorübergehenden

Elephanten dann auch ausmeſſen und im Augenblicke ſeine Schwere berechnen, wenn er unter ſeinem gewaltigen Fuße hinſtirbt.

Fauſt. Spötter! und was iſt der Geiſt in mir, der, wenn er ſich einmal auf die Leiter zum Ueberſinnlichen geſchwungen hat, von Sproſſe zu Sproſſe bis ins Unendliche ſteigt? Wo iſt ſeine Gränze?

Teufel. Vor deiner Naſe, wenn du aufrichtiger ſeyn willſt, als ihr's gewohnt ſeyd; doch wenn du mich um dieſes Schnickſchnacks aus der Hölle gerufen haſt, ſo laß mich immer wieder abziehen. Ich kenne ſchon lange eure Kunſt, über das zu ſchwatzen, wovon ihr nichts wißt.

Fauſt. Deine Bitterkeit gefällt mir, ſie ſtimmt zu meiner Lage und ich muß dich näher kennen lernen. Wie heißeſt du?

Teufel. Leviathan, das iſt Alles, denn ich vermag Alles.

Fauſt. O des Großſprechers! Prahlen die Teufel auch?

Teufel. Der Geſtalt Ehre zu machen, in welcher du mich ſiehſt. Setze mich auf die Probe. Was verlangſt du?

Fauſt. Verlangen? O des lang gedehnten Worts für einen Teufel. Wenn du biſt, was du ſcheinen willſt, ſo führe meine Begierden in ihrem Keimen aus und befriedige ſie, bevor ſie Willen geworden ſind.

Teufel. Ich will deinem Sinne näher rücken. Das edle Roß beißt in die Stange, ſo der Menſch, der ſich Flügel fühlt, im Lichte zu ſchweben und den eine tyranniſche Hand in den dunkeln Abgrund niederdrückt. Fauſt, viel ahnet dein

feuriger Geist; aber das, was du umfassen möchtest, verschwindet, und das Erhaschte ist immer nur Schattenbild deiner eignen Gestalt.

Faust. Rascher!

Teufel. Noch schlage ich leise an deine Seele an, wenn ich einst deine Sinne berühre, wirst du noch heißer auflodern. Ja, du bist einer der Geister, die die alltäglichen Verhältnisse des Menschen durch angeborne Kraft und hohen Sinn zertrümmern, denen das nicht genügt, was der Karge ihnen so sparsam aufgetischt hat. Mächtig ist deine Kraft, ausgedehnt deine Seele, kühn dein Wille; aber der Fluch der Beschränktheit liegt auf dir, wie auf allen — Faust, und doch bist du so groß, als der Mensch seyn kann.

Faust. Maske des Menschen, fahr' in die Hölle zurück, wenn du uns auch im Schmeicheln nachäffest!

Teufel. Faust, ich bin ein Geist aus flammendem Lichte geschaffen, sah die ungeheuern Welten aus Nichts hervortreten, du bist aus Koth geschaffen und von gestern her — werd' ich dir schmeicheln?

Faust. Und doch mußt du mir dienen, wenn es mir gefällt.

Teufel. Dafür erwarte ich Lohn und den Beifall der Hölle; der Mensch und der Teufel thun beide nichts umsonst.

Faust. Welchen Lohn erwartest du?

Teufel. Ein Ding aus dir gemacht zu haben, das mir gleicht, wenn du die Kraft dazu hast.

Faust. Da wär' ich etwas rechts! doch, du kennst den Menschen schlecht für einen so gewandten Teufel, wenn du

an der Kraft desjenigen zweifelst, der es einmal gewagt hat, aus den Banden zu springen, welche die Natur so fest um unser Herz gelegt hat. Wie sanft schienen sie mir einst, da meine Jugend die Welt und die Menschen in den schimmernden Glanz der Morgenröthe kleidete. Es ist vorbei, schwarz ist nun mein Horizont, ich stehe im halben Laufe des Lebens an dem Rande der dunkeln Ewigkeit, und habe die Regel zerrissen, die das Menschengeschlecht in Harmonie zusammen hält.

Teufel. Was schwärmst du da, Faust? Harmonie! ist sie es, die den verworrenen Tanz des Lebens leitet?

Faust. Schweig! ich fühle es vielleicht zum letztenmal, blicke vielleicht zum letztenmal in die bunten, wonnevollen Gefilde der Jugend zurück. Daß der Mensch aus diesem seligen Traum' erwachen muß! daß die Pflanze aufschießen muß, um als Baum zu verdorren, oder gefällt zu werden! Lächle, Teufel, ich war einst glücklich. — Verschwinde, was nicht mehr zu erhaschen ist! Ja, nur dann haben wir Kraft, wenn wir dem Bösen nachjagen! Und worin bin ich groß? Wär' ich's, würd' ich deiner bedürfen? Geh, tückischer Schmeichler, du willst mir nur zu fühlen geben, wie klein ich bin.

Teufel. Derjenige, der zu fühlen fähig ist, worin er schwach ist, und den Muth hat, das zu zertrümmern, wodurch er's ist, ist wenigstens darin groß. Mehr wollt' ich nicht sagen, und weh dir, wenn ich dich durch Worte aufreizen soll. —

Faust. Sieh mich an und sage mir, was dich mein Geist fragt — das was ich nicht zu sagen wage!

(Bei diesen Worten deutete Faust auf sich, dann gegen den Himmel und machte eine Bewegung mit seiner Zauberruthe gegen Auf- und Niedergang der Sonne. Er fuhr fort:)

Du hörst den Sturm wüthen — warst, da noch nichts war —

(Hier deutete er auf seine Brust und Stirne.)

Hier ist Nacht, laß mich Licht sehen!

Teufel. Verwegner, ich verstehe deinen Willen und schaudere vor deiner Kühnheit, ich ein Teufel.

Faust. Elender Geist, du windest dich mit dieser Ausflucht nicht los. In meinem glühenden Durste würd' ich unternehmen, das ungeheure Meer auszutrinken, wenn ich in seinem Abgrunde das zu finden hoffte, was ich suche. Ich bin dein; oder dessen — noch steh' ich da, wohin kein Teufel dringen kann, noch ist Faust sein Herr!

Teufel. Das warst du vor einem Augenblick noch. Dein Loos ist geworfen, war geworfen, da du diesen Kreis betratst. Wer in mein Angesicht geblickt hat, kehrt umsonst zurück, und so verlaß ich dich.

Faust. Reden sollst du und die dunkle Decke wegreißen, die mir die Geisterwelt verbirgt. Was seh' ich in dir? ein Ding, wie ich es bin. Ich will des Menschen Bestimmung erfahren, die Ursach des moralischen Uebels in der Welt. Ich will wissen, warum der Gerechte leidet und der Lasterhafte glücklich ist. Ich will wissen, warum wir einen augenblicklichen Genuß durch Jahre voll Schmerzen und Leiden erkaufen müssen. Du sollst mir den Grund der Dinge, die geheimen Springfedern der Erscheinungen der physischen und moralischen

Welt eröffnen. Faßlich sollst du mir den machen, der alles geordnet hat, und wenn der flammende Blitz, der diesen Augenblick durch jene schwarze Wolke reißt, mein Haupt sengte und mich leblos in diesen Zirkel der Verdammniß hinstreckte. Glaubst du, ich habe dich um Gold und Wollust allein heraufgerufen? Jeder Elende mag seinen Bauch füllen und die Wollust des Fleisches stillen. — Du bebst? Hab' ich mehr Muth als du? Welche zitternde Teufel speit die Hölle aus? Und du nennst dich Leviathan, der alles kann? — Weg mit dir, du bist kein Teufel, du bist ein elendes Ding, wie ich es bin!

Teufel. Kühner! du hast die Rache des Rächers noch nicht gefühlt, wie ich. Die Ahnung davon würde dich in Staub verwandeln, und wenn du die Kraft des Menschengeschlechts von dem ersten bis zu dem letzten Sünder in deiner Brust trügest. Dringe weiter nicht in mich.

Faust. Ich will und bin bestimmt.

Teufel. Du flößest mir Ehrfurcht und Mitleid ein.

Faust. Ich fordere nur Gehorsam.

Teufel. So hadere mit dem, der eine Fackel in dir angezündet hat, die dich aufbrennen muß, wenn sie deine Furcht nicht auslöscht.

Faust. Ich habe es gethan und umsonst. Ich habe ihn um Licht angefleht, er schwieg; ich habe ihn in finstrer Verzweiflung aufgefordert, er schwieg. Gebet und Grimm vermögen nichts bei dem, der blinden Gehorsam, sklavische Unterwerfung in Qual und Finsterniß zum ewigen Gesetz gemacht zu haben scheint. Er peiniget uns durch eben den

Verstand, den er uns gegeben hat. Wozu eine Fackel, wenn ihre dampfende Gluth den Irrenden nur blendet? Sie leuchte mir einmal helle auf dem dunkeln Wege und verzehre mich dann, wenn es so seyn muß. Gehorche, und schnell!

Teufel. Unzubefriedigender! Nun so wisse, daß auch die Teufel ihre Gränzen haben. Seitdem wir gefallen sind, haben wir die Vorbildung der erhabenen Geheimnisse bis auf die Sprache, sie zu bezeichnen, verloren. Nur die unbefleckten Geister jener Welt vermögen sie zu denken und zu besingen.

Faust. Glaubst du mich durch eine listige Wendung in dem zu täuschen, wonach mein Gaumen so lüstern ist?

Teufel. Thor, um mich an dir zu rächen, wünscht' ich dir mit den glänzenden Farben des Himmels das zu schildern, was du verloren hast, und dich dann der Verzweiflung zu überlassen. Vermöcht' ich auch mehr, als ich vermag, kann die Zunge aus Fleisch gebildet dem Ohr aus Fleisch gebildet faßlich machen, was außer den Gränzen der Sinne liegt, was der körperlose Geist nur begreift?

Faust. So sey Geist und rede! Schüttele diese Gestalt ab!

Teufel. Wirst du mich dann vernehmen?

Faust. Schüttele diese Gestalt ab, ich will dich als Geist sehen.

Teufel. Du sprichst Unsinn — nun so sieh mich — ich werde seyn und dir nicht seyn; ich werde reden und du wirst mich nicht verstehen.

(Nach diesen Worten zerfloß der Teufel Leviathan in helle Flamme und verschwand.)

Faust. Rede und enthülle die Räthsel.

(Wie der sanfte West über die beblümte Wiese hinstreicht und die sanften Blüthen leise küßt, so säuselte es an der Stirne und den Ohren Fausts. Dann verwandelte sich das Säuseln in ein steigendes, anhaltendes, rauschendes Rasseln, das dem rollenden Donner, dem Zerschlagen der Wogen an der Brandung, dem Geheule und Gesause in den Felsenklüften glich. Faust sank in seinem Zauberkreise zusammen und erholte sich mühsam.)

Ha, ist dieß die Sprache der Geister, so verschwindet mein Traum, ich bin getäuscht und muß in der Finsterniß knirschen. — So hätt' ich nun meine Seele um die Sünde der H—i verkauft, denn dieß wäre alles, was mir dieser kupplerische Geist noch leisten könnte. Eben das, warum ich die Ewigkeit auf das Spiel setzte! — erleuchtet, wie nie ein Sterblicher es war, gedacht' ich unter die Menschen zu treten, und sie mit meinem Glanze zu blenden, wie die jung aufgehende Sonne. Der stolze Gedanke, ewig als der Größte in den Herzen der Menschen zu leben, ist dahin, und ich bin elender als ich war. Ich soll mit den übrigen Söhnen des Staubs in der Finsterniß knirschen, an der Kette der Nothwendigkeit nagen, und weder mich noch sie von dem eisernen Joche befreien. Ha, wo bist du, Gaukler, daß ich meine Wuth an dir auslasse?

Teufel (in seiner vorigen Gestalt). Hier bin ich. Ich sprach, und du vernahmst den Sinn meiner Worte nicht. Fühle nun, was du bist, zur Dunkelheit geboren, ein Spiel der Zweifel. Dir kann nicht werden, was dir nicht werden soll. Ziehe deinen Geist von dem Unmöglichen ab und halte dich an das Faßliche. Du wolltest die Sprache der Geister

vernehmen, du haſt ſie vernommen und ſankſt betäubt hin unter ihrem Schalle.

Fauſt. Reize nur meinen Zorn und ich will dich mit meiner Zauberruthe bis zu Thränen geißeln, dich an den Rand meines Kreiſes feſſeln und meinen Fuß auf deinen Nacken ſetzen; ich weiß, daß ich es kann.

Teufel. Thu' es und die Hölle wird deines Zorns lachen. Für jede Thräne ſoll dann einſt die Verzweiflung die Tropfen deines Bluts aus deiner verwegnen Stirne drücken und die Rache die Wage halten, ſie abzuwägen.

Fauſt. Pfui des Wahnſinns, daß ein edles Geſchöpf ſich mit einem von Ewigkeit Verworfnen abgibt, der nur Sinn zum Böſen hat, nur im Böſen beiſtehen kann!

Teufel. Pfui des Ekels, einen Menſchen anhören zu müſſen, der dem Teufel vorwirft, daß er Teufel iſt und nicht mit der Schattengeſtalt *Tugend* prahlt, wie einer von euch!

Fauſt. Prahlt? Taſte nur noch den moraliſchen Werth des Menſchen an, wodurch er ſich den Unſterblichen nähert, der Unſterblichkeit würdig macht und ſo ſeinen erhabenen Urſprung beweiſt.

Teufel. Ich will dir zeigen, was daran iſt.

Fauſt. Ich denke wohl, daß du es kannſt. Kann es doch jeder von uns, der ſeine Schlechtigkeit zum allgemeinen Maßſtab der Menſchen macht und Tugenden verdächtig macht, die er nie in ſeiner Bruſt gefühlt hat. Wir haben Philoſophen gehabt, die hierin längſt dem Teufel vorgegriffen haben.

Teufel. Besser wäre es für dich gewesen, du hättest nie einen gelesen, dein Kopf würde gerader und dein Herz gesünder seyn.

Faust. Verdammt, daß der Teufel immer Recht hat!

Teufel. Ich will dir anschaulich machen, wovon deine Philosophen schwatzen, und die Wolken vor deinen Augen wegblasen, die Stolz, Eitelkeit und Selbstliebe zusammengetrieben und so schön gefärbt haben.

Faust. Wie das?

Teufel. Ich will dich auf die Bühne der Welt führen und dir die Menschen nackend zeigen. Laß uns reisen, zu Wasser, zu Lande, zu Fuße, zu Pferde, auf dem schnellen Winde und das Menschengeschlecht mustern. Vielleicht daß wir die Prinzessin entzaubern, um welche schon so viele tausend Abenteurer die Hälse gebrochen haben.

Faust. Topp! Ziehen wir durch die Welt; ich muß mich durch Genuß und Veränderung betäuben; längst hab' ich mir einen weitern Kreis zum Bemerken gewünscht, als mein eignes tolles Herz. Laß uns herumziehen und ich will dich Teufel zwingen, an die Tugend der Menschen zu glauben. Nur der Glaube an den moralischen Werth des Menschen war es, der mir die peinliche Finsterniß zu Zeiten erleuchtete. Nur er war es, der meine quälenden Zweifel auf Augenblicke besänftigte. Ja, lächle nur, du sollst mir wahrlich gestehen, daß der Mensch der Augapfel dessen ist, den ich nun nicht mehr nennen darf.

Teufel. Dann will ich als Lügner zur Hölle fahren und dir den Bundbrief zurückgeben, den du heute mit deinem

Blute unterzeichnen wirst. Wenigstens wirst du auf der großen Schaubühne der Welt deutlicher einsehen, wie viel Antheil der an euch und euren Qualen nimmt, dessen Augapfel du so stolz den Menschen nennst. Bei dem schnellen Pfeil des Tods! eine edle Behandlung für den Günstling eines so mächtigen Herrn. Wenn eure Fürsten den Beweis ihrer Einsetzung von ihm dahineinsetzten, daß sie es euch zur Gnade anrechnen, euch in dem oft von ihnen zugerichteten Elende leben zu lassen, so haben sie so ganz Unrecht eben nicht. Komm und mache mich zum Lügner!

Faust. Daß ich dem Teufel doch traute, der mir gerne sein höllisches Gepfusche für Machwerk der Menschen verkaufen möchte. Wie, lächelt der Spötter?

Teufel. Den Mönchsgedanken hätte ich hinter dem Manne nicht gesucht, der so lange mit der Philosophie gebuhlt hat; doch darin gleicht ihr euch alle, die Weisen und die Thoren; was der Sinn nicht fassen kann, lösen Stolz und Eigenliebe zu ihrem eigenen Vortheil auf. Sieh da zwei Worte, bös und gut, die ihr gerne zu Begriffen stempeln möchtet; denn wenn ihr die Worte einmal habt, so glaubt ihr auch schon den leeren Schall zum Gedanken geprägt zu haben. Da ihr nun damit nicht fertig zu werden wißt, so haut ihr, um der Plackerei los zu werden, nach eurer Weise hindurch, und natürlich ist alsdann das Gute euer eignes Machwerk und das Böse das Gepfusch des Teufels. So müssen wir armen Teufel nun Tag und Nacht herumreiten, um das Herz und die Einbildungskraft dieses oder jenes Elenden zu einem sogenannten Schurkenstreich zu

reizen, der ohnedieß wohl ein ganzer Kerl geblieben wäre. Faust! Faust! tausend Dinge sucht der Mensch in den Wolken und außer sich, die in seinem Busen und vor seiner Nase liegen. Nein, ich will auf unsern Zügen nichts hinzu thun, es sey denn, daß du es von mir forderst. Alles, was du sehen wirst, sey Menschenwerk. Du wirst bald einsehen, daß die des Teufels nicht brauchen, die so schnell eilen, ihre elenden Schatten zu ihm zu fördern.

Faust. Und dieses wäre nun alles, was du mir leisten könntest?

Teufel. Ich will dich von Stufe zu Stufe führen; haben wir diese Bahn durchlaufen, so wird sich schon eine andre Scene öffnen. Lerne erst kennen, was so nah mit dir verwandt ist, dann steige aufwärts. — Die Schätze der Erde sind dein — du gebietest meiner Macht — du träumest — du wünschest —

Faust. Das wäre etwas.

Teufel. Nur etwas, Unersättlicher? du sollst mich, den Teufel, zu Beförderung der Absichten zwingen können, die ihr gut und edel nennt, die Folgen davon sollen deine Ernte und der Lohn deines Herzens Gewinn seyn.

Faust. Dieß wäre noch mehr, wenn es nur kein Teufel sagte.

Teufel. Wer kann sich rühmen, den Teufel zu guten Werken gezwungen zu haben. Laß diesen Gedanken nur immer dein Herz aufschwellen. — Faust, tritt aus deinem Kreise!

Faust. Noch ist es nicht Zeit.

Teufel. Fürchtest du mich? Ich sage dir, du sollst das Stundenglas deiner Zeit nach Gefallen zerschlagen! Faust, ich fülle den Becher des Genusses für dich voll und rauschend — so ward er noch keinem Sterblichen gefüllt. Deine Nerven sollen ablaufen, bevor du den Rand beleckt hast. Zähle den Sand am Meere, dann magst du die Zahl der Freuden zählen, die ich hier auf den Boden vor dir ausschütte.

(Hierauf stellte er einen Kasten voll Gold vor den Kreis. Alsdann gingen die Gestalt der Bürgermeisterin und ein Zug blühender Schönen vorüber.)

Faust. Teufel, wer hat dir den Weg zu meinem Herzen gezeigt?

Teufel. Ich heiße Leviathan, habe dich und deine Kraft gewogen. Achtest du dieses?

(Er schüttete aus einem Sacke Ordensbänder, Bischoffsmützen, Fürstenhüte und Adelsdiplome auf den Boden.)

Kenn' ich doch Fausten besser! Genuß und Wissen sind seine Götter, werdet was ihr seyd!

(Sie wurden Staub und Koth.)

Ist dieß nicht der Weg zu dem Herzen aller Menschen? Nur um der Dinge willen, die ich dir hier zeigte, um des Bauches, der Lust und des Emporsteigens, arbeitet ihr mit den Händen und dem Verstande. Laß die Thoren im Schweiße ihres Angesichts, unter der Erschöpfung ihrer Geisteskräfte darum arbeiten und genieße ohne Mühe und Sorge, was ich dir auftische. Morgen führe ich dir die Bürgermeisterin zu, wenn dir es so gefällt.

Faust. Wie wirst du es machen?

Teufel. Mein Probstück. Nimm hin und ich will dir mehr sagen. Tritt aus dem Kreise! Bist du doch wie betrunken!

Faust. Ich möchte mich vernichten, um eines Gedanken willen.

Teufel. Der heißt?

Faust. Daß ich mich nur darum mit dir verbinden soll.

Teufel. Daß doch der Mensch immer springen will! Lerne mich erst kennen und wenn ich dich nicht sättigen kann, so kehre zur Armuth, zur Verachtung und deiner nüchternen Philosophie zurück. Tritt aus dem Kreise!

Faust. Die Wuth des Löwen brüllt aus mir, und wenn sich unter meinem Fuße die Hölle öffnete — ich springe über die Gränzen der Menschheit. (Er sprang aus dem Kreise.) Ich bin dein Herr.

Teufel. So lange deine Zeit rollt. Ich fasse einen großen Mann an der Hand und bin stolz darauf, sein Diener zu seyn.

Zweites Buch.

1.

Den folgenden Morgen kam der Teufel Leviathan in dem Gepränge und mit dem Gefolge eines großen Herrn, der incognito reiset, vor Fausts Gasthof. Er stieg von seinem prächtig gezierten Pferde und fragte den Wirth, ob der große Mann Faust bei ihm wohnte. Der Wirth beantwortete die Frage mit einer tiefen Verbeugung und führte ihn ein. Der Teufel trat zu Faust und sagte zu ihm in Gegenwart des Wirths:

„Sein Ruhm, sein großer Verstand und seine herrliche Erfindung hätte ihn bewogen, einen weiten Umweg auf seiner Reise zu machen, um einen so merkwürdigen Mann, den die Menschen vermöge ihres Blödsinns verkennten, genau kennen zu lernen, und sich, wenn es ihm gefiele, seine Begleitung auf einer vorhabenden großen Reise durch Europa auszubitten. Er mache ihn übrigens ganz zum Herrn der Bedingungen, denn er könne seine Gesellschaft nicht zu theuer erkaufen."

Faust spielte seine Rolle in dem Sinne des Teufels, und der Wirth eilte hinaus, den Vorfall dem ganzen Hause bekannt zu machen. Das Gerücht davon breitete sich schnell in der Stadt aus. Schon war die Meldung von der Ankunft

des vornehmen Fremden von der Hauptwache an den regierenden Bürgermeister eingelaufen, und setzte den ganzen hochedeln und hochweisen Magistrat in Bewegung. Alle liefen, als triebe sie der Satan nach dem Rathhause, ließen alle wichtige Staatssachen liegen und rathschlagten über die Erscheinung. Der älteste Schöppe, ein Patrizier, hatte sich vorzüglich auf die Deutung der Erscheinungen an dem politischen Horizont gelegt und sich dadurch ein gewaltiges Uebergewicht in dem Senat erworben. Er drückte sein fettes Kinn in Falten, seine enge Stirne in Runzeln, zog Besorgniß in seine kleinen Augen und versicherte die wohlweisen Beisitzer:

„Dieser vornehme Fremde sey niemand anders, als ein heimlicher Abgesandter Seiner Kaiserlichen Majestät (ein fürchterlicher Name für jeden Reichsstand), den man nach Deutschland geschickt hätte, die Lage, Verhältnisse, Uneinigkeit und Verbindung der Fürsten und Reichsstädte zu beobachten, damit sein hoher Hof bei Eröffnung des vorstehenden Reichstags wissen möchte, wie er sich benehmen müßte, seine Absichten durchzusetzen. Da nun der Kaiserliche Hof auf ihre Republik immer ein sehr wachsames Auge hätte, so müßte man streben, diesen vornehmen Gast von dem feurigen Eifer, den man für das hohe Kaiserliche Haus empfände, zu überzeugen und ihn ja nicht abziehen lassen, ohne ihn dem Staate zu gewinnen. Man müßte hierin den klugen Senat von Venedig zum Vorbilde nehmen, der keine Gelegenheit verabsäumte, denen am meisten Freundschaft und Ehre zu bezeigen, die er zu betrügen gesonnen sey."

Die untergeordneten Geister des Raths versicherten, der

Schöppe habe wie der Doge von Venedig selbst gesprochen; aber der Bürgermeister, der ein heimlicher Feind des Schöppen war (denn dieser, weil er die demokratische Regierungsform als ein wahrer Patrizier eben so sehr haßte wie ein Fürst die Republiken, pflegte bei jedem widrigen Vorfall laut zu sagen: so geht es, wenn man Krämer zu Staatsleuten macht), warf ihm schnell eine Tonne hin:

„Wahr, rühmlich und trefflich, wohlweise Herren, scheint mir alles, was unser staatskluger Schöppe so eben vorgebracht hat; würde auch eben so gewiß zum Zwecke führen, als, im Vorbeigehen gesagt, der Handel einen Staat blühender und reicher macht, als ein fauler, stolzer Adel, wenn wir nur nicht alles durch einen einzigen Umstand verdorben hätten. Ich rühme mich nun freilich nicht des tiefen politischen Blicks des Schöppen, der jeden Sturm von weitem ausspäht; aber doch hätt' ich diesen, es sey nun aus Zufall oder Ueberlegung, glücklich beschworen. Ihr werdet euch alle erinnern, daß ich euch bei jeder Rathssitzung zusetzte, diesen Faust nicht so schnöde zu behandeln und ihm seine lateinische Bibel für die kleine Summe abzunehmen. Ja, sogar meine Frau, die doch nur ein Weib ist, wie es andre Weiber sind, hielt es für rathsam; denn ob wir gleich diese lateinische Bibel weder brauchen noch verstehen, so hätte man sie doch wegen der schöngemalten Anfangsbuchstaben und der sonderbaren Erfindung als ein Kleinod mit den andern Seltenheiten zeigen und die Fremden damit herbeilocken können. Auch ziemt es sich, daß ein reicher und freier Staat die Künste beschützt und ihnen forthilft; aber ich weiß wohl, was euch im Sinne gelegen;

die Eifersucht und der Neid, ihr konntet es nicht ertragen, daß mein Name dadurch unsterblich würde. Es riß euch allen in den Bäuchen, daß die Nachkommenschaft einstens in der Chronik lesen sollte, sub Consulatu *** hat man Fausten von Mainz eine lateinische Bibel für zweihundert Goldgulden abgekauft. Nun mögt ihr auch austrinken, was ihr eingegossen habt; und man sagt nicht umsonst, wie man bettet, so liegt man, wie man schmiert, so fährt man. Der Faust ist teufelmäßig wild und scheint mir tückischer Gemüthsart, ich sah es ihm gestern Abend ab. Nun ist der Kaiserliche Gesandte bloß seinetwillen hierher gereist, gar bei ihm abgestiegen, findet in dem einen großen Mann, den wir als einen Schuhputzer herumgehudelt haben — der wird's euch nun einbrocken beim Kaiserlichen Gesandten — ja, ja, er wird ihm schon den Floh ins Ohr setzen und all unser Hofiren und Grimassiren wird zu weiter nichts nützen, als uns vor den Bürgern zu Narren zu machen. Wer den Karren in den Dreck geschoben, mag ihn auch wieder heraus ziehen; ich wasche meine Hände wie Pilatus und bin unschuldig an Israels Verderben und Blindheit."

Es erfolgte ein tiefes Schweigen. Die blutige Schlacht bei Kanná, die Rom den Untergang drohte, hatte den römischen Senat nicht so erschreckt, als diese kritische Lage diesen edeln Magistrat. Schon siegte der Bürgermeister in stolzem Geiste, schon glaubte er den Schöppen völlig aus dem Sattel gehoben zu haben, als dieser seine politische Weisheit und Heldenkraft sammelte, dem sinkenden Staat zu Hülfe eilte, mit starker Stimme ad majora rief und trotzig vorschlug:

„Sogleich eine Gesandtschaft aus dem Rath nach der Herberge zu schicken, den vornehmen Gast zu bewillkommen und Fausten vierhundert Goldgulden für seine lateinische Bibel zu überbringen, um ihn dem Staate günstig zu machen.“

Der Bürgermeister spottete darüber, daß man nun vierhundert Goldgulden für ein Ding gäbe, das man gestern vielleicht für hundert hätte haben können; seine Spötterei diente zu nichts, der Vortheil des Vaterlands schlug sie nieder. »Salus populi, suprema lex!« schrie der Schöppe und trug dem Bürgermeister mit Bewilligung des Raths auf, den Gesandten und Fausten auf Kosten des Staats köstlich zu bewirthen.

Dieser Umstand beruhigte den Bürgermeister, der gerne seine Pracht und seinen Reichthum zeigte, ein wenig über seinen Fehlschuß auf den Schöppen, und der Zusatz, auf Kosten des Staats, versetzte ihn bald in die beste Laune.

2.

Die jüngsten Rathsherren mit einem der vier Syndiken machten sich auf den Weg und der Bürgermeister schickte nach Hause, Anstalten zum Schmause zu machen. Der Teufel Leviathan war eben mit Fausten in einem tiefen Gespräche verwickelt, als ihnen die Gesandtschaft angemeldet ward. Man ließ sie ein. Sie bewillkommten im Namen des Senats in aller Demuth den vornehmen Gast, und gaben ihm durch eine feine Wendung zu verstehen, daß ihnen sowohl seine hohe Person, als seine wichtigen Aufträge bekannt wären,

und versicherten ihn mit zierlichen Worten von ihrem Eifer für das Kaiserliche hohe Haus. Der Teufel verzerrte das Gesicht, wandte sich zu Fausten, faßte ihn an der Hand und versicherte die Redner: daß ihn nichts anders in ihre Mauern geführt hätte, als ihnen diesen großen Mann zu entwenden, den sie, wie er nicht zweifle, zu schätzen wüßten. Die Abgesandten wurden etwas verwirrt, faßten sich aber bald wieder und fuhren fort:

„Es freue sie höchlich, daß sie ihm auf der Stelle einen Beweis von der Achtung des Magistrats für einen so großen Mann geben könnten. Sie hätten den angenehmen Auftrag, Fausten vierhundert Goldgulden für seine lateinische Bibel auszuzahlen, bäten ihn, sie gefälligst anzunehmen und ihnen dieselbe als ein Kleinod zu übergeben. Auch würde sich der hochweise Magistrat für glücklich halten, ihn, wenn es ihm nur gefiele, unter ihre Bürger zählen zu dürfen, um ihm dadurch einen glänzenden Weg zu Ruhm und Ehre zu öffnen."

Diesen letzten Umstand setzten sie aus eigner politischer Weisheit hinzu; ein Beweis, daß sie sich als geschickte Unterhändler der Umstände, die man nicht vorsieht, zu bedienen wußten.

Faust fuhr zornig auf, stampfte auf den Boden und schrie:

„Lügnerisches Gepack! hab' ich euch nicht lange genug gefuchsschwänzt, von dem stolzen Patrizier bis zu dem Schuhmacher und Pfefferkrämer, denen ihr den Rathsherrnkragen um die Hälse hängt wie dem Esel die Halfter; ihr habt mich an eurer Schwelle stehen lassen und kaum eines Blicks gewürdigt. Nun ihr hört, daß der gnädige Herr hier mich

für den Mann hält, den ihr nicht in mir sehen konntet, so kommt ihr, mir den Fuchsschwanz zu streichen. Seht, hier ist Gold, wofür ihr gern das heilige römische Reich verkaufen würdet, wenn ihr nur einen Narren finden könntet, der den ungeheuren Rumpf ohne Kopf, Sinn und Verbindung kaufen möchte."

Den Teufel freute Fausts Zorn und die Schaam der jungen Senatoren höchlich; sie aber, die die Geschichte der Römer nie gelesen hatten, waren nicht so hohen und feurigen Sinns, um gleich eine Kriegserklärung aus ihrem zusammengefalteten Rathsherrnmantel gegen Fausten hin zu schütten; sie brachten im Gegentheil die Einladung zu dem Schmause bei dem Bürgermeister mit einem so muntern Tone vor, als wenn gar nichts geschehen wäre. Ein neuer Beweis von ihrer Geschicklichkeit im Unterhandeln; hätten sie zum Beispiel den Schimpf beantwortet, so würden sie dadurch eingestanden haben, sie verdienten ihn, da sie ihn aber ganz platt auf die Erde fallen ließen, mir nichts, dir nichts, so ward er kraftlos, und erhielt die Farbe eines unbilligen Vorwurfs. Nur Genies in einer Reichsrepublik geboren und auferzogen, sind fähig, so etwas im geltenden Augenblicke aufzufassen, zu unterscheiden und auszuführen.

Bei dem Worte Bürgermeister spitzte Faust die Ohren und der Teufel gab ihm einen bedeutenden Seitenblick. Faust nahm hierauf die Bibel aus seinem Kasten, übergab sie den Senatoren und sagte gefällig:

„Da er nun sähe, daß sie zu leben wüßten, ob man sie gleich dazu zwingen müßte, so mache er der Stadt mit seiner

Bibel ein Geſchenk; ſie möchten ſie fleißig leſen, und den Spruch, den er hier unterſtreiche und deutſch auf den Rand ſchreibe, dem verſammelten Rathe zeigen, und ihn, zu ſeinem Andenken mit goldenen Buchſtaben an die Wand der Rathsſtube ſchreiben."

Die Senatoren gingen ſo vergnügt nach dem Rathhauſe zurück, als Geſandte, die nach einem ſchlechten Kriege einen guten Frieden nach Hauſe bringen und alle Belohnungen im Geiſte vorausgenießen, die ihrer warten. Sie wurden mit großer Freude empfangen, man ſchlug die bemerkte Stelle auf und las:

Und ſiehe, es ſaßen die Narren im Rathe und die Thoren rathſchlagten im Gerichte.

Man verſchluckte die bittre Pille, weil der vermeinte Schatten der Kaiſerlichen Majeſtät, in der Geſtalt des Teufels, ihnen allen die Mäuler band, tröſtete ſich mit den erſparten vierhundert Goldgulden und wünſchte ſich wechſelsweiſe viel Glück, ſo gut aus einem ſo ſchlimmen Handel gekommen zu ſeyn. Den Abgeſandten wurde öffentlich gedankt, und Schade iſt's, daß ihre Namen nicht auf die Nachwelt gekommen ſind. Da ſie endlich von dem reichen Geldkaſten Fauſts ſprachen, ſo fuhr der Glanz des Goldes wie ein Wetterſtrahl durch alle Seelen, und jeder entwarf im Stillen einen Plan, wie es anzufangen, ſich den Mann zum Freunde zu machen. Der Schöppe ſchrie: Man müßte ihn zum Bürger machen, ihm Sitz und Stimme im Rath geben, die Politik wolle, daß man Herkommen und Geſetz übertrete, wenn es der Vortheil des Vaterlands erfordere u. ſ. w.

Faust machte indessen einen Spaziergang mit dem Teufel; aber sie fanden die Leute des Orts so flach und albern, nach einem so engen Leisten zugeschnitten, sahen so unbedeutende, nichtsversprechende Gesichter, wie sie nur immer die Nürnberger, als Damen und Herren aufgeputzt, für den Christmarkt schnitzeln können. Der einzige Trieb, den sie ihnen ablauerten, war Neugierde, Geld- und Gewinnsucht, ein beschränkter Kaufmannsgeist, der es nicht wagt, sich ins Große auszudehnen. Der Teufel sagte gähnend zu Faust:

„Aengstlich, Faust, fühlt der Reichsstädter und ängstlich fährt er zur Hölle; hier ist keine Ernte für den Mann von Geist; laß uns abfahren, wenn du die Bürgermeisterin dahin gebracht hast, wohin du sie haben willst."

3.

Die Glocke schlug zur Mahlzeit. Der Teufel und Faust setzten sich auf prächtig geputzte Pferde und ritten, von einem großen Gefolge begleitet, an das sich ein langer Zug gaffenden Pöbels hing, zu dem regierenden Bürgermeister. Sie traten in den Versammlungssaal. Der ganze Magistrat erwartete sie und beugte sich vor ihnen bis auf die Erde. Der regierende Bürgermeister bewillkommte sie mit einer Rede, stellte ihnen die Rathsglieder und die Weiber der Vornehmsten vor, die ihre geistlosen Gestalten so prächtig herausgeputzt hatten, daß ihre Steifheit und Ungewandtheit nur um so auffallender wurden. Sie starrten alle gerade vor sich hin wie eine Heerde Gänse, und konnten sich an Leviathans Putze nicht satt sehen. Die Bürgermeisterin, eine Leipzigerin, ragte allein unter ihnen hervor wie eine Oreade. Ihr war der Blick Fausts so

wenig entgangen, als ſeine vermögende Geſtalt und ſein geiſtvolles Geſicht. Sie erröthete, da er ſie bewillkommte und fand keine andere Antwort auf ſeine Anrede, als einen Blick voller Verwirrung, den Fauſts Herz wie die ſüßeſte Harmonie verſchlang. Die Senatoren ſpannten ihren Witz an, den Gäſten zu hofiren und man ſetzte ſich zur wohlbedienten Tafel. Nach Tiſche nahm der Teufel den Bürgermeiſter in ein beſondres Kabinet; ein Umſtand, der dieſem außerordentlich ſchmeichelte und allen übrigen, beſonders dem Schöppen, ein Dolchſtich durchs Herz war.

Der Bürgermeiſter, vom Weine erhitzt, von der Ehre, die ihm der vermeinte kaiſerliche Geſandte erwies, berauſcht, erwartete in gebeugter Stellung und mit hervorragenden, ſtarren Augen ſeinen Antrag. Der Teufel bezeugte ihm in ſanftem Tone, wie ſchmeichelhaft ihm die gute Aufnahme des Bürgermeiſters ſey, wie ſehr er wünſchte, ſich ihm dankbar zu beweiſen und ſetzte hinzu: „er führe eine gute Anzahl Adelsbriefe bei ſich, mit kaiſerlicher Unterſchrift bekräftigt, verdienſtvolle Männer zu belohnen und er wollte ihm gerne den erſten ertheilen, wenn —“

Freude, Entzücken, Erſtaunen ſchoſſen durch des Bürgermeiſters Geiſt; er ſtand vor dem Teufel mit weit aufgeſperrtem Munde, ſtammelte endlich: Wenn? Was? Wie? Oh — Und der Teufel raunte ihm ganz leiſe ins Ohr:

„Sein Freund Fauſt ſey ganz unſinnig in die ſchöne Bürgermeiſterin verliebt; um ſeinetwillen würde er alles thun und wenn die Bürgermeiſterin ſich auf einige Augenblicke mit Fauſten entfernen wollte, das bei dem Geräuſche

eines Schmauses so leicht wäre, so sollte er ihr den Adelsbrief zustellen."

Hiermit verließ ihn der Teufel, ging zu Fausten, unterrichtete ihn und stellte ihm den Adelsbrief zu, seiner Sache gewiß. Faust zweifelte und der Teufel lachte seiner Zweifel.

Der Bürgermeister stand in seinem Kabinette wie versteinert. Der plötzliche Glanz eines unerwarteten Glücks hatte sich durch die häßliche Bedingung so verfinstert, daß der Reiz desselben schon verschwinden wollte, als auf einmal der Stolz in seine Seele blies:

„Ho! ho!" sagte dieser: „auf eine so auszeichnende Art zum Edelmann geprägt zu werden! dadurch deinen stolzen Feinden gleich zu werden und deine Stimme im Rathe zu erheben, wie eine Posaune! unter sie zu treten, wie ein Mann, den seine Kaiserliche Majestät seiner Verdienste wegen über alle und vor allen erheben will!"

Ein andres Gefühl lispelte leise:

„Hu! hu! mit Willen und Wissen ein Hahnrei zu werden — Aber wer weiß es? antwortete der Verstand. Und was ist nun an dem ganzen Dinge. Ich erhalte ein wirkliches Gut und leihe dafür eins, das längst keinen Reiz mehr für mich hat. Das Uebel sitzt nur in der Meinung und es wird ein Geheimniß zwischen mir und meiner Frau bleiben. Und wenn es gar seine Kaiserliche Majestät erführe, daß ich diese hohe Ehre ausgeschlagen — Im Grunde, kann ich wohlfeiler zum Edelmann kommen? Wird es nicht ein Nagel an dem Sarge des Schöppen werden? Und was werden die Bürger nicht sagen, wenn sie sehen, daß seine Kaiserliche Majestät mich

so zu schätzen weiß? Werde ich mich nicht der ganzen Regierung bemächtigen und es allen denen vergelten, die mich beleidigt haben? Ho! ho! Bürgermeister, sey kein Narr! die Gelegenheit hat nur an der Stirne Haare, hinten ist sie kahl. Greife zu! Der Mann ist nur das, was er in den Augen der Welt scheint. Wer sieht es dem Edelmann an, wie er's geworden ist — Aber meine Frau, die wird sich dagegen setzen, ich kenne schon die sächsische Ziererei" —

In diesem Augenblick trat sie herein, um zu erfahren, was der vornehme Herr ihm allein vertraut hätte. Er sah sie schalkhaft, doch etwas verlegen an:

„Wie, Mäuschen, wenn ich dich heute noch zur Edelfrau machte?

Sie. Schätzchen, so würden alle Weiber der bürgerlichen Rathsherren aus Neid vergehen und die Frau des Schöppen würde an ihrem trocknen Husten zur Stunde vor Aergerniß sterben.

Er. Das würde sie gewiß und ich könnte ihren stolzen Mann unter mich bringen; aber Mäuschen, du sollst dich selbst dazu machen und mich obendrein.

Sie. Seit wann machen die Weiber ihre Männer zu Edelleuten, mein Schatz?

Er. Wer weiß, mein Kind, wie viele es so geworden sind — erschrick nur nicht — Da ist der verwünschte Faust, dem hast du es angethan.

Die Bürgermeisterin erröthete, er fuhr fort:

„Nur um seinetwillen will mich der Gesandte zum Edelmann machen und er soll dir den Adelsbrief unter vier Augen

übergeben. Du verstehst mich schon. Hm, was denkst du davon?"

Sie. Stille, stille, mein Schatz, ich denke, daß uns, wenn der kaiserliche Gesandte einem andern aus dem Rathe die Bedingung vertraute, die Gelegenheit entwischen könnte.

Er. Verzweifelt, Mäuschen, so laß uns eilen, daß uns keiner zuvorkomme.

Die Gesellschaft hatte sich indessen in dem Garten zerstreut, der Bürgermeister schlich hinter dem Faust her und sagte ihm leise in's Ohr: „Es würde seiner Frau eine Ehre seyn, den Adelsbrief aus seinen Händen zu empfangen, nur möchte er sich ohne Aufsehen auf der Hintertreppe, die er ihm zeigen wollte, zu ihr begeben; er denke übrigens, es sey nur eine Grille von ihm, und er fürchte nichts von einem Manne, der so viel Ehrgefühl und Gewissen zeigte." Er führte ihn hierauf zur Hintertreppe; Faust schlich hinauf, trat in das Schlafzimmer und fand da die Bürgermeisterin in der gewünschten Verwirrung. Er raste seine Gluth aus und schlug den Bürgermeister zum Ritter des heiligen römischen Reichs. Sie von ihrer Seite glaubte sich nicht dankbar genug bezeigen zu können und fragte am Ende seht naiv: ob in Zukunft mehr dergleichen Formalitäten nöthig wären? Hierauf überbrachte sie ihrem Gemahl heimlich den Adelsbrief und sie verabredeten, ihn bei dem Abendessen in einer vergoldeten und verdeckten Schüssel auftragen zu lassen, um den Gästen durch die unerwartete Entdeckung einen desto peinlichern Schlag beizubringen. Der Teufel, dem der Bürgermeister seinen Plan mittheilte, fand ihn vortrefflich; Faust aber raunte ihm

ins Ohr: „Ich befehle dir, dem Schufte, der sein Weib um des Wahns prostituirt hat, und dem ganzen hochweisen Magistrat einen recht tückischen Streich zu spielen, um mich an allen den Schafsköpfen auf einmal zu rächen, die mich so niederträchtig herumgezerrt haben!“

4.

Man saß beim Abendessen, die Becher gingen wacker herum, als auf einmal der Teufel befahl, die verdeckte Schüssel, welche die Neugierde der Anwesenden so lange gefoltert hatte, zu öffnen. Dann nahm er den Adelsbrief von der Schüssel, überreichte ihn dem Bürgermeister mit den Worten: „Würdiger Herr, Seine Majestät der Kaiser, mein Herr, geruhet, Euch durch diesen Adelsbrief um Eurer Treue und Verdienste willen zum Ritter des heiligen römischen Reichs zu schlagen. Ich fordere Euch auf, aus Dankbarkeit und Pflicht nie in dem Eifer für das hohe Kaiserliche Haus zu erkalten, und bringe Euch, Herr Ritter, die erste Gesundheit zu!“

Diese Worte rollten wie der Donner in die Ohren der Gäste. Der Betrunkne ward nüchtern, der Nüchterne betrunken; den Weibern zitterten die von Zorn blauen Lippen beim Glückwunsche; der Schlag traf den Schöppen, er saß ohne Bewegung auf dem Stuhle und sein Weib war nah, an ihrem trocknen Husten zu ersticken. Die Furcht zwang indessen die Uebrigen, vergnügte Gesichter zu zeigen und man trank unter lautem Vivat des neuen Ritters Gesundheit. Während dem Geräusche füllte auf einmal ein dünner Nebel

den Saal. Die Gläser fingen an, auf dem Tische herum zu tanzen. Die gebratnen Gänse, die Enten, Hühner, Spanferkel, Kälber-, Schafs- und Ochsenbraten schnatterten, krähten, grunzten, blöckten, brüllten, flogen über dem Tische und liefen auf dem Tische. Der Wein trieb in blauen Feuerflammen aus den Flaschen. Der Adelsbrief brannte loh zwischen den Fingern des bebenden Bürgermeisters und ward zu Asche. Die ganze Gesellschaft saß da, verwandelt in possierliche Masken einer tollen Faschingsnacht. Der Bürgermeister trug einen Hirschkopf zwischen den Schultern; alle die übrigen, Weiber und Männer waren mit Larven aus dem launigen Reiche der grotesken und bizarren Phantasie geziert und jeder sprach, schnatterte, krähte, blöckte, wieherte oder brummte in dem Tone der Maske, die ihm zu Theil geworden. Dieses machte ein so tolles Konzert, daß Faust dem Teufel gestand, das Stückchen mache seiner Laune Ehre. Der Schöppe allein, unter der Maske eines Pantalons, saß leblos da, und seine Frau wollte unter der Gestalt einer Truthenne ersticken. Nachdem sich Faust lange genug an dem Spuck ergötzt hatte, gab er dem Teufel einen Wink und sie fuhren zum Fenster hinaus, nachdem der letztere für dießmal den gewöhnlichen Gestank der Hölle hinterlassen hatte.

Nach und nach verschwand der Spuck, und als die weisen Herren morgens in der Rathsstube erschienen, war nichts mehr davon übrig, als obiger Spruch, der in glühenden Buchstaben an der Wand brannte, und den man nothgedrungen mit einer eisernen Thüre bedeckte und nur jedem neuen Rathsglied unter dem Siegel der Verschwiegenheit als ein Staats-

geheimniß zeigte. Von allem dieſem ſagt nun die Geſchichte, oder welches in Deutſchland einerlei iſt, die Chronik nicht ein Wort und nun glaube ihr einer.

Der Bürgermeiſter gewann wenigſtens ſo viel bei dem Handel, daß der Schöppe gelähmt blieb und weiter nicht mehr im Rath erſchien.

Wohl zu merken: In dem Augenblick, da die Stadt der Reformation beitrat, vertilgte der Teufel dieſe glühende Inſchrift, und es iſt keine Spur mehr davon zu ſehen. Die Urſache davon liegt in der Rede des Satans. Man bemerkt dieſen Umſtand, neugieriger Reiſender wegen, und gibt ihnen damit den Wink, daſelbſt nur nach den andern Seltenheiten zu fragen.

5.

Der Teufel Leviathan und Fauſt fuhren über die Stadtmauern weg, und als ſie ſich auf dem flachen Felde befanden, ſandte erſterer einen Geiſt nach dem Wirthshauſe, die Rechnung zu berichtigen und Fauſts Geräthſchaft zu bringen. Darauf wandte er ſich zu Fauſt und fragte ihn: wie er mit ſeinem Probeſtück zufrieden ſey?

Fauſt. Hm, will der Teufel gelobt ſeyn? ſo, ſo! Es freut mich übrigens, das du ihnen etwas angehängt haſt; aber nie hätte ich's hinter dem ernſthaften Schurken geſucht, daß er ſein Weib um des Wahns willen proſtituiren würde.

Teufel. Nur weiter, Fauſt; bald wirſt du dich überzeugen, daß dieſes die erſte Gottheit iſt, die ihr anbetet und die ihr unter allerlei glänzenden Geſtalten ausgeputzt habt,

ihre Blöße zu verstecken. Man hört dir noch immer an, daß du dich mit den Büchern abgegeben und auf leerem Stroh gedroschen hast; freilich nicht der Weg zu dem Herzen der Menschen. Die Schuppen werden dir schon nach und nach von den Augen fallen. In deinem Vaterlande ist übrigens nicht viel zu thun. Mönchere, Scholastik, Prügeleien der Edelleute, Menschenhandel der Fürsten mit ihren Unterthanen, Bauernschinderei, das ist euer Getreibe. Ich muß dich auf eine Bühne führen, wo die Leidenschaften etwas freier wirken und wo man zu großen Zwecken große Kräfte anwendet.

Faust. Und ich will dich zwingen, an den moralischen Werth des Menschen zu glauben, bevor wir mein Vaterland verlassen, wenn wir sagen können, daß wir eins haben. Nicht ferne von hier lebt ein Fürst, den ganz Deutschland als ein Muster der Tugend und Gerechtigkeit rühmt, diesen wollen wir besuchen und belauschen.

Topp, sagte der Teufel, ein solcher Mann könnte auch mir um der Seltenheit gefallen.

Der Geist kam mit Fausts Geräthschaften an, sie schickten ihn nach Mainz voraus, um in einer Herberge Quartier zu bestellen. Faust wollte aus geheimen Absichten, die der Teufel im ersten Augenblicke ihres Entstehens wahrnahm, bei einem Eremiten an der Homburger Höhe übernachten, der weit und breit im Geruche besonderer Heiligkeit stand. Sie erreichten um Mitternacht die Einsiedelei und klopften an. Der Eremit öffnete ihnen, und Faust, der nun die reichen Kleider des Teufels umgeworfen hatte, entschuldigte die Dreistigkeit, die Ruhe eines so heiligen Mannes unterbrochen

zu haben, mit dem Vorwande: sie hätten sich auf der Jagd verspätet und ihr Gefolg außer einem einzigen Diener verloren. Der Eremit sah zur Erde und sagte seufzend:

„Der Sterbliche, der nur dem Himmel lebt, darf der gefährlichen Ruhe nicht pflegen. Ihr habt mich nicht gestört und wollt ihr ausruhen bis zum Aufgang der Sonne, so laßt es euch gefallen, wie ihr es findet. Wasser, Brod und Stroh zum Lager ist alles, womit ich euch dienen kann."

Faust. Bruder Eremit, wir haben das Nöthige bei uns und ich bitte dich nur um einen Trunk Wasser.

Der Eremit nahm seinen Krug und ging nach der Quelle.

Faust. Ich denke, in seinem Herzen wohnt Ruhe, wie auf seiner Stirne, und preise ihn glücklich, daß er das nicht kennt, was mich dir verbunden hat. Ihm sind Glauben und Hoffnung Ersatz für alles das, um deßwillen ich der Verdammniß zueile; so scheint es wenigstens.

Teufel. Und scheint auch nur so! — wie wenn ich dir beweise, daß dein Herz rein wie Gold gegen das seinige ist?

Faust. Teufel!

Teufel. Faust, du warst arm, verkannt, verachtet, und sahst dich mit deinen großen Fähigkeiten in dem Staube: du bist der Verachtung als ein kraftvoller Mann auf Gefahr deines eigenen Selbsts entsprungen, und warst nicht fähig, deine Noth mit dem Mord eines andern zu enden, wie dieser Heilige es thun würde, wenn ich ihn in Versuchung führte.

Faust. Merke ich doch den listigen Teufel! Ich darf dir nur befehlen, deine Kunststücke auszuüben, und du wirst die

Sinne dieſes Gerechten ſo verwirren, daß er Thaten unternimmt, die ſeinem Herzen fremd ſind.

Teufel. Iſt denn eure Tugend und Frömmigkeit ein ſo zerbrechliches Ding, daß Keiner daran ſchlagen darf, ohne ſie zu zertrümmern? Seyd ihr nicht ſtolz auf euren freien Willen und ſchreibt durch ihn eure Thaten eurem eignen Herzen zu? Ihr ſeyd alle Heilige, wenn euch nichts in Verſuchung führt. Nein, Fauſt, ich will nichts hinzuſetzen und ſeinen Sinnen nur den Köder zeigen, um ſein Herz zu prüfen. Braucht der Teufel in euch hinein zu kriechen, da ihr durch eure Sinne geſtimmt werdet?

Fauſt. Und wenn dir's nicht gelänge, glaubſt du, ich würde deine Pfuſcherei ungeſtraft laſſen?

Teufel. Nun, ſo ſollſt du mir zur Strafe einen ganzen Tag von der Tugend der Menſchen vorprahlen. Laß ſehen, ob ihn dieſes reizt.

Eine mit leckern Speiſen und mit feurigen Weinen beſetzte Tafel erſchien in der Mitte der Einſiedelei.

Der Eremit trat herein und ſtellte leiſe das Waſſer vor Fauſt, entfernte ſich in einen Winkel, ohne der üppigen Tafel zu achten.

Fauſt. Nun, Bruder Eremit, wir haben aufgetiſcht, laßt es euch nicht zweimal ſagen und greift zu. Unbeſchadet eures heiligen Rufs mögt ihr mitſchmauſen, denn auf eurer Stirne leſe ich, daß es eurem Herzen gelüſtet. Kommt, einen Becher zu Ehren eures Schutzheiligen! Wie heißt er?

Eremit. Der heilige Georg, der Kappadozier! nicht der Ritter vom Lindwurm!

Faust. Er soll leben!

Teufel. Ho, ho, Bruder Eremit, der Kappadozier! das war ein Mann, und wenn ihr den zum Muster nehmt, so werdet ihr gut dabei fahren. Ich kenne seine Geschichte recht gut, und will sie euch, zu eurer Erbauung, mit kurzen Worten erzählen. Er war der Sohn sehr armer Leute und in einer elenden Hütte Ciliciens geboren. Als er heranwuchs, fühlte er früh seine Gaben und öffnete sich durch Schmeichelei, Niederträchtigkeiten und Kuppelei die Häuser der Großen und Reichen. Diese verschafften dem dienstfertigen Manne aus Dankbarkeit eine Lieferung für die Armee des griechischen Kaisers. Er stahl aber dabei auf eine so grobe Art, daß er bald flüchtig werden mußte, um nicht gehenkt zu werden. Hierauf schlug er sich zu der Sekte der Arianer und machte sich als ein offner Kopf bald zum Meister des dunkeln, unverständlichen Wirrwarrs der Theologie und Metaphysik. Um diese Zeit vertrieb der arianische Kaiser Konstantius den gut katholischen und heiligen Athanasius von dem bischöflichen Sitze Alexandriens, und der Kappadozier ward von einem arianischen Synod auf den bischöflichen Stuhl gesetzt. Hier war euer Georg nun in seinem Elemente; er schwelgte und ließ sich gut seyn; da er aber durch Ungerechtigkeit und Grausamkeit die Gemüther seiner Untergebenen bis zur Verzweiflung trieb, schlugen sie ihn endlich todt und führten seine Leiche auf einem Kameel im Triumph durch die Straßen Alexandriens. Seht, so ward ein Arianer ein Märtyrer und euer Schutzheiliger.

Eremit. Die Legende sagt nichts davon.

Faust. Ich glaub' es wohl, Bruder, denn um der Wahrheit willen müßte sie eigentlich der Teufel schreiben.

Der Eremit segnete sich.

Faust. Ist Essen und Trinken eine Sünde?

Eremit. Es kann dazu reizen.

Teufel. Dann müßt ihr schwach seyn und schlecht mit dem Himmel stehen. Nur Kampf und Versuchung führen zum Triumph des Heiligen.

Eremit. Der Herr hat recht; aber nicht alle sind Heilige.

Faust. Seyd ihr glücklich, Bruder?

Eremit. Ruhe macht glücklich und ein gutes Gewissen selig.

Teufel. Auch Ruhe reizt zur Sünde, und mehr als Speise und Trank; woher nehmt ihr diese?

Eremit. Die Bauern bringen mir des kümmerlichen Lebens Unterhalt.

Faust. Und was thut ihr für sie?

Eremit. Ich bete für sie.

Faust. Gedeiht es ihnen?

Eremit. Ich hoffe und sie glauben es.

Teufel. Bruder, ihr seyd ein Schelm.

Eremit. Beleidigungen der sündigen Welt sind dem Gerechten nöthige Züchtigung

Teufel. Warum seht ihr nicht aufwärts? Warum erröthet ihr? Nun denkt einmal, ich verstände die Kunst, auf des Menschen Angesicht zu lesen, was in seinem Herzen spuckt.

Eremit. Deſto ſchlimmer für euch, ihr werdet euch ſelten in Geſellſchaft freuen.

Teufel. Ho! ho! wißt ihr doch das? (Er ſah nach Fauſt.)

Eremit. Es iſt eine ſündige Welt, in der wir leben, und weh ihr, wenn Tauſende nicht in die Einſamkeit eilten, ihr Leben dem Gebete weihten, um die Rache des erzürnten Himmels von dem Haupte der Sünder abzuwenden.

Fauſt. Guter Bruder, ihr ſchlagt euer Gebet ziemlich hoch an und glaubt mir nur, es iſt noch immer leichter zu beten, als zu arbeiten.

Teufel. Hört doch, ihr habt da einen Zug um den Mund, der euch zum Heuchler ſtempelt, und eure Augen, die in einem ſo engen Kreiſe herumlaufen und immer gegen den Boden gekehrt ſind, ſagen mir, daß ſie überzeugt ſind, ſie würden zu Verräthern eures Herzens, wenn ſie aufblickten.

Der Eremit blickte gen Himmel, betete mit gefaltenen Händen und ſprach: „So antwortet der Gerechte dem Spötter.“

Fauſt. Genug! kommt, Bruder, und laßt es euch gut mit uns ſeyn.

Der Eremit war nicht zu bewegen; Fauſt ſah den Teufel höhniſch an, der es noch höhniſcher erwiederte. Auf einmal öffnete ſich ſchnell die Thüre und eine junge Pilgerin fuhr athemlos herein. Als ſie ſich von ihrer Furcht und ihrem Schrecken erholt hatte, erzählte ſie, wie ſie ein Ritter verfolgt hätte, dem ſie ſo glücklich geweſen, zu entwiſchen und ſich bei dem frommen Eremiten zu retten. Man bewillkommte ſie freundlich und entdeckte eine blühende, wollüſtig gebildete

Schönheit in ihr, die dem heiligen Antonius selbst den Sieg über das Fleisch würde schwer gemacht haben. Sie setzte sich zu dem Teufel, nahm bescheiden Theil an dem Mahl, und der Teufel erlaubte sich Freiheiten mit ihr, die anfangs den Eremiten empörten, endlich verwirrten; da aber der Teufel in einem Augenblick ihren milchweißen, vollen, schimmernden und bebenden Busen aufdeckte, ihre schwarzen Haare darüber rollten, so fühlte er das glühende Feuer der Lust von diesem Busen so heiß in den seinen hinüber fließen, daß er beinahe vergaß, dagegen zu kämpfen. Die Pilgerin riß sich beschämt und zornig aus den Armen des Teufels, um Schutz bei dem Eremiten zu suchen, den er ihr, vermöge seines Rocks, nicht versagen konnte.

Der Teufel und Faust stellten sich trunken und zum Schlafe geneigt; ehe sie sich niederwarfen, steckte der Teufel vor des Eremiten Augen einen schweren Beutel voll Gold unter die Streue, legte seine und Fausts reiche Ringe in eine Schachtel, die letzterer zu sich nahm. Auf den Tisch legten sie ihre Schwerter und Dolche, warfen sich dann nieder und schnarchten.

Die Pilgerin nahte leise dem Tische, goß mit ihrer niedlichen und schneeweißen Hand einen Becher voll schäumenden Weins. Sie kostete den Rand mit ihrem reizenden, frischen Munde und reichte ihn dem Eremiten dar. Er, stand da wie betäubt, und in der Verwirrung leerte er diesen mit einigen folgenden aus und verschluckte gierig die Leckerbissen, die ihm die Zauberin, einen nach dem andern, in den Mund steckte. Hierauf zog sie ihn hinaus, bat ihn unter Thränen

um Vergebung, daß sie gezwungen seine heiligen Augen beleidigt hätte; that dabei so wehmüthig und untröstlich, faßte seine Hände so warm, ließ sich endlich gar vor ihm auf die Knie nieder, und da in diesem Augenblicke ihre Brust sich öffnete und der silberne Mond ihren schimmernden Busen erleuchtete, der leise Wind ihre schwarzen Locken darauf hin und her bewegte, so erwachte das Gefühl der unterdrückten Natur so stürmend in dem Eremiten, daß er an diesen blendenden Busen sank, ohne zu wissen, wie ihm geschah. Die Pilgerin führte ihn unmerklich von einer Stufe der Lust zu der andern, und da er eben hoffte, sich seinem Wunsche zu nahen, so lispelte sie ihm leise ins Ohr: „Sie würde ewig die seinige seyn, wenn er sie zuvor an diesen Frechen rächen, und sich ihres Schatzes bemächtigen wollte, durch dessen Besitz sie beide ein seliges, wollüstiges Leben bis an ihr Ende führen könnten.“

Der Eremit erwachte ein wenig aus seinem Taumel und fragte sie zitternd: „wie sie das verstände und was sie von ihm forderte?“

Unter üppigen Küssen, wollüstigen Seufzern, lispelte sie ihm noch leiser in's Ohr, indem sie ihren Busen gegen sein schlagendes Herz drückte: „Ihre Dolche liegen auf dem Tische, du ermordest den einen, ich den andern, kleidest dich in ihr Gewand, bemächtigst dich ihres Schatzes, wir stecken die Einsiedelei an und fliehen nach Frankreich.“

Der fürchterliche Gedanke des Mords schauderte durch die Sinne des Eremiten, die Wollust raste in seinem Herzen, er strauchelte, wankte, blickte auf die Reize der Zauberin,

fühlte sich in ihrem Besitze, sah, daß er sie und den Schatz ohne Gefahr erhalten könnte, alle vorige Empfindungen verschwanden und er vergaß den Himmel und seinen Beruf. Die Pilgerin stieß den Taumelnden in die Zelle, er faßte einen Dolch, sie den andern; er wollte den Streich gegen Fausten führen, der Teufel erhob ein Hohnlachen der Hölle, und Faust sah den Eremiten mit gezücktem Dolche an seiner Seite knien.

Faust. Verdammter, der du unter der Larve der Frömmigkeit deine Gäste ermorden willst!

Der Eremit sank bebend zur Erde. Die Pilgerin, eine Gaukelei der Hölle, zeigte sich ihm in einer fürchterlichen Gestalt und verschwand.

Faust befahl dem Teufel, die Hütte anzustecken und sie mit dem Heuchler zu verbrennen. Der Teufel gehorchte frohlockend und die Einsiedelei brannte auf. Den folgenden Morgen wehklagten die Bauern über den Tod des Gerechten, sammelten seine Knochen und verehrten sie als Reliquien des frommen Eremiten.

6.

Faust und der Teufel kamen Morgens in Mainz an, und stiegen bei Fausts Wohnung ab. Sein junges Weib fiel ihm mit einem hellen Freudenschrei um den Hals, herzte ihn und brach dann in wehmüthige Thränen aus. Die Kinder hingen sich lärmend an seine Knie und durchsuchten begierig seine Taschen. Der alte graue Vater nahte sich mit zitternden Knien und reichte dem Sohne traurig die Hand. Fausts Herz bewegte sich, er fühlte seine Augen naß, er

bebte und ſah zornig nach dem Teufel. Als er ſeine Frau fragte, warum ſie weinte, antwortete ſie ſchluchzend: „Ach ſieh doch, Fauſt, wie die Hungrigen in deinen Taſchen nach Brod ſuchen, wie kann ich dieß ohne Thränen anſehen! ſie haben lange nichts gegeſſen, wir waren ſo unglücklich, alle deine Freunde haben uns verlaſſen, aber nun ich dich wiederſehe, iſt mir, als erblickte ich das Angeſicht eines Engels. Ich und dein Vater haben noch mehr um dein-, als um unſertwillen gelitten. Wir hatten ſo fürchterliche Träume und Erſcheinungen; wenn ſich meine von Thränen müden Augen ſchloſſen, ſah ich dich gewaltſam von uns geriſſen, und alles war ſo finſter und ſchreckend.“

Fauſt. Dein Traum, Liebe, geht eines Theils in Erfüllung. Sieh, dieſer Herr will die Verdienſte deines Mannes belohnen, den ſein hartes Vaterland mißkannte und verſtieß. Ich habe mich ihm verbunden, eine lange und weite Reiſe mit ihm zu machen.

Der alte Fauſt. Mein Sohn, bleibe im Lande und nähre dich redlich, ſagt die Schrift.

Fauſt. Und ſterbe Hungers, ohne daß man ſich deiner erbarmt, ſagt die Erfahrung.

Die Mutter jammerte noch kläglicher, die Kleinen ſchrien um Brod. Fauſt winkte dem Teufel, der einen Diener herauf rief, welcher bald darauf einen ſchweren Kaſten herein ſchleppte. Fauſt öffnete den Kaſten und warf einen ſchweren Sack voll Gold auf den Tiſch. Da er den Sack aufmachte und das Gold ſchimmerte, verbreitete ſich Heiterkeit auf die traurigen Geſichter. Hierauf zog er ſchöne Kleider und

Kleinodien aus dem Kasten und übergab sie seinem Weibe. Die Thränen verschwanden, die Eitelkeit leckte sie weg, wie die Sonnenhitze den Thau, und Munterkeit goß sich über das Angesicht des jungen Weibes. Der Teufel lächelte und Faust murrte in seinen Bart: „O Zauber des Golds! Magie der Eitelkeit! ich kann nun wegreisen, ohne daß es andre Thränen, als Thränen der Verstellung kosten wird.“ — „Nun, Weib, sieh, dieß sind die Früchte meiner Reise; sag', ist es nun besser, daß ich im Lande mit euch allen darbe?“

Die junge Frau hörte nichts, sie stand mit den schönen Kleidern und Kleinodien vor dem Spiegel und versuchte alle die Herrlichkeiten. Die kleinen Mädchen hüpften um sie herum, bewunderten sie, nahmen die Putzstücke, die sie weglegte und ahmten der Mutter nach. Indessen brachte ein Diener ein volles Frühstück, die Kleinen fielen darüber her, schrien und jauchzten. Die Mutter hatte den Hunger vergessen.

Fausts Vater sagte seinem Sohn leise: „Hast du dieß alles auf eine redliche Art erworben, so laß uns Gott danken, mein Sohn, und des Bescheerten genießen. Ich habe seit einigen Nächten schreckliche Gesichter und Ahnungen gehabt, doch ich hoffe, sie kommen von unserm Kummer her.“

Diese Anmerkung des Alten wollte tief in Fausts Seele sinken; aber die Freude, seine Kinder so gierig und vergnügt essen zu sehen, zu bemerken, wie freundlich und dankbar sein ältester Sohn und Liebling nach ihm blickte, der Gedanke, ihrem Elend abgeholfen zu haben, der Mißmuth über das Vergangene, der innere Zug nach Genuß dämpften die Aufwallung. Der Teufel legte noch eine Summe zu dem Golde,

beſchenkte die junge Frau mit einem edeln Halsſchmuck, gab jedem der Kinder etwas und verſicherte die Familie, er würde Fauſten reich, geſund und glücklich zurückbringen.

7.

Fauſt ging hierauf mit dem Teufel zu einem Freunde, den er in großer Betrübniß antraf. Er fragte ihn um die Urſache ſeiner Traurigkeit und dieſer antwortete ihm: „daß dieſen Mittag der ihm bekannte Prozeß abgeurtheilt würde, und er wäre gewiß, ihn zu verlieren, ſo ſehr auch das Recht auf ſeiner Seite ſey. Meiſter Fauſt, ſetzte er hinzu, mir bleibt nichts übrig, als zu betteln; oder mich da in den Rhein zu ſtürzen, wo er am tiefſten iſt.

Fauſt. Wie könnt Ihr gewiß ſeyn, daß Ihr den Prozeß verliert, da das Geſetz für Euch iſt?

Freund. Aber die fünfhundert Goldgulden meines Widerſachers ſind gegen mich, und da ich ihn nicht überbieten kann, ſo muß ich zu Grunde gehen.

Fauſt. Liegt's nur an dem? Kommt und führt mich zu Eurem Richter. Ich habe hier einen Freund, der ſolchen Nöthen gern abhilft.

Sie fanden in dem Richter einen aufgeblaſenen, ſtolzen Mann, der einen armen Klienten kaum eines Blicks würdigte. Fauſt kannte ihn längſt für das, was er war. Der Richter fuhr Fauſts Freund verdrießlich an: „Was quält Ihr mich, wißt Ihr doch, daß Thränen die Gerechtigkeit nie beſtechen!“

Der gebeugte Freund ſah demüthig zur Erde.

Fauſt. Geſtrenger Herr, da habt Ihr Recht, Thränen ſind auch nur Waſſer, und beißen nur die Augen deſſen, der

sie weint; aber doch wißt Ihr, daß mein Freund das Recht für sich hat.

Richter. Meister Faust, Ihr seyd mir als ein Mann bekannt, der Hab' und Fahrt verpraßt und eine lose Zunge hat. Was kümmern seine Thränen die Gerechtigkeit? Recht und Gesetz sind zweierlei; hat Euer Freund das erste für sich, so hat er darum noch nicht das zweite.

Faust. Ihr sagt, Recht und Gesetz sind zweierlei, ungefähr wie Richter und Gerechtigkeit, meint Ihr doch?

Richter. Meister Faust, ich sagte Euch, Ihr seyd mir bekannt —

Faust. Wir betrügen uns vielleicht einer in dem andern, wohlweiser Herr; aber lohnt's doch der Mühe nicht, den Mohren weiß waschen zu wollen. (Er machte die Thüre auf, der Teufel trat ein.) Hier ist ein Freund, der Euch ein Dokument vorlegen wird, das, wie ich hoffe, der Sache meines Freundes eine bessere Wendung geben soll.

Als der Richter den reich gekleideten Teufel sah, nahm er eine freundlichere Miene an, und bat sie beide, sich niederzulassen.

Faust. Wir können es im Stehen abthun. — (Zu dem Teufel.) Zeigt doch das Dokument vor, das wir ausgefunden haben.

Der Teufel zählte bis zu fünfhundert Goldgulden, dann hielt er innen.

Richter. Das Dokument ist nicht übel, meine Herren; doch die Gegenpartei hat längst eins von gleichem Gewicht eingegeben.

Faust. So müssen wir die Gründe für uns schwerer machen.

Der Teufel zählte bis tausend, dann hielt er innen.

Richter. In der That, diesen Umstand hatte ich ganz übersehen, und solchen Beweisen ist nicht zu widerstehen.

Er raffte das Gold zusammen und verschloß es in seinen Schrank.

Faust. Ich hoffe doch, Recht und Gesetz sind nun einverstanden.

Richter. Ihr versteht die Kunst, Meister Faust, die ärgsten Feinde auszusöhnen.

Faust, den die Schlechtigkeit des Richters eben so sehr beleidigte, wie seine Grobheit, lispelte dem Teufel beim Weggehen in's Ohr: „Räche die Gerechtigkeit an diesem Böswichte!"

Hierauf trennte er sich von seinem Freunde, ohne seinen Dank abzuwarten, ging weiter mit dem Teufel, um seine Schulden zu bezahlen. Besuchte dann seine übrigen Freunde, gab überall mit vollen Händen, selbst denen, die ihn im Unglück verlassen hatten, und fühlte sich glücklich, seiner angebornen Großmuth und Freigebigkeit ohne Maß und Einschränkung den Zügel schießen lassen zu können. Der Teufel, der weiter sah und bemerkte, wie er ohne alle Ueberlegung wegwarf, freute sich der Folgen.

8.

Sie kamen nach dem Gasthofe. Faust, dem nun das Betragen seiner Frau wieder einfiel, war mürrisch und betroffen, er konnte es ihr nicht vergeben, daß ihr weiter keine

Klagen über seine Entfernung entfahren seyen, nachdem sie das Gold und die Kleinodien gesehen hatte. Er glaubte sich bisher mehr von ihr geliebt, als alle Schätze der Erde und dachte, sie würde dieselben um seinetwillen fahren lassen. Diese Bemerkung über eine ihm so nahe Person machte einen widrigen Eindruck auf sein Herz. So strenge richtet und schließt nur der, den sein eignes Herz verurtheilt, als Faust diesen Augenblick in seinem Innern that. Der Teufel merkte, wo es ihn drückte, ließ ihn gern an diesem düstern Gedanken zerren, damit er das süße Band, worin ihn die Natur noch leise gefesselt hielt, ganz zerreißen möchte. Er sah mit innigem Genusse die schreckliche Qual, die einst daraus entspringen würde, wenn die Zukunft alle die Ungeheuer enthüllen sollte, womit der verwegne Faust sie zu füllen auf dem Wege war.

Mittags speisten sie in einem Gasthofe mit einigen Aebten und Professoren an der Wirthstafel, die zur Ergötzung des Teufels bald in einen heftigen Streit über die Nonne Klara geriethen. Noch loderte das Kriegsfeuer in aller Stärke, der Parteigeist raste in allen Häusern und die Streiter am Tische geberdeten sich so wüthend, sagten über den bekannten Fall so tolle Sachen, daß Faust alle üble Laune vergaß. Als aber ein Doktor der Theologie behauptete, es sey möglich, daß der Teufel sein Spiel so weit getrieben hätte, die Nonne durch den Traum in gewisse Umstände zu versetzen, brach der Teufel in ein brüllendes Lachen aus, und Fausten fuhr der Gedanke durch den lüsternen Sinn, sich auf eine schreiende Art an dem Erzbischofe zu rächen, der seiner Erfindung so

wenig geachtet. Er hoffte dadurch den Gegenstand des theologischen und politischen Haders und Zweikampfs in Mainz so zu verwirren, daß kein menschlicher Geist dieses Chaos mehr auseinander wickeln sollte. Er bedachte nicht, daß er ihm dadurch ein Ende machte. Nach Tische befahl er dem Teufel, ein Mittel auszusinnen, daß er diese Nacht unter der Gestalt des Dominikaners bei der Nonne Klara liegen könnte. Der Teufel erwiederte, es sey ein leichtes, und wenn es ihm gefiele, so sollte ihn die Aebtissin selbst in die Zelle der Nonne führen. Faust spottete des Teufels, denn die Aebtissin war ihm als eine fromme, strenge und gewissenhafte Frau bekannt.

Teufel. Faust, dein Weib erhob ein Zettergeschrei, als du ihr deine Reise ankündigtest; aber da der Schimmer des Goldes und des Putzes in ihre Augen strahlte, lachte das eitle Herz des Kummers. Ich sage dir, die Aebtissin soll dich in die Zelle der Nonne führen, und ich will keine übernatürlichen Mittel gebrauchen. Du selbst sollst Zeuge seyn, wie die alte Vettel in die Angel beißen wird. Komm, wir wollen ihr unter der frommen Gestalt zweier Nonnen einen Besuch machen. Ich kenne die Lage der Klöster, die Gesinnungen der Nonnen und Mönche in Deutschland genau, um sie vorstellen zu können. Ich will die Aebtissin der schwarzen Nonnen vorstellen, und du ihre Freundin, die Schwester Agathe.

In diesem Augenblick kam Fausts Freund voller Freude, ihm die Nachricht von dem glücklichen Ausgang seines Prozesses zu überbringen. Er wollte Fausten und dem Teufel

danken, Faust aber sagte: „Ich entlasse Euch alles Danks, und empfehle Euch meine Familie in meiner Abwesenheit.“ Der Teufel lächelte über sein Zutrauen. Faust raunte diesem in's Ohr: „es ist Zeit; denke des Richters!“

9.

Der Richter wollte Nachmittags seinem geliebten Weibe die tausend Goldgulden des Teufels vorzählen, zog sehr hastig die Schublade heraus und fuhr bei ihrem Anblick bebend zurück. Die Goldstücke hatten sich in Mäuse und Ratten verwandelt, die alle herausfuhren und wüthend nach seinem Gesicht und seinen Händen sprangen. Der Richter, der von Natur einen großen Abscheu vor diesen Thieren hatte, floh aus der Stube, sie ihm nach und hingen sich an seine Ferse. Er stürzte zu dem Hause hinaus, lief durch die Straßen, das Ungeziefer verfolgte ihn. Er rannte aufs Feld, sie ließen nicht ab. So trieben sie den Angstvollen bis in den steinernen Mauththurm im Rhein. Hier dachte er das Ende ihrer Verfolgung gefunden zu haben; aber Ratten und Mäuse aus der Hölle scheuen das Wasser nicht. Sie schwammen hindurch, fielen über ihn her, und fraßen ihn lebendig auf. Von dieser Zeit an nannte man diesen Thurm den Mäusethurm. Seine Frau erzählte in der Bestürzung die Geschichte der Verwandlung der Goldstücke, wodurch sich ihr unglücklicher Mann hätte verblenden lassen, und seit diesem Vorfall hat man im ganzen Erzstift Mainz kein Beispiel erlebt, daß sich ein Richter oder Advokat hätte bestechen lassen. Der Teufel muß dieses nicht bedacht haben, sonst hätte er gewiß den Spuck anders eingerichtet.

10.

Der Teufel und Faust standen jetzt verwandelt und vermummt in dem Kreuzgang des Nonnenklosters. Die Pförtnerin lief voraus was sie konnte, der Aebtissin den vornehmen Besuch anzukündigen. Die Aebtissin empfing sie mit allen den frömmelnden Klosterbegrüßungen, die der Teufel in gleichem Tone beantwortete. Man trug Zuckergebacknes und feine Getränke auf, schnatterte von Klostergeschichten, von der argen Welt, und der Teufel lenkte seufzend die Unterredung auf Klara's Geschichte. Klärchen, die vermöge ihrer Verwandtschaft das Schooßkind des Klosters war, stand neben der Aebtissin und lächelte unter ihrem Schleier. Faust bemerkte das Lächeln, verschlang sie mit den Augen und freute sich des bevorstehenden Abenteuers, denn nie dünkte ihm einen reizendern Schalk unter dem heiligen Schleier gesehen zu haben. Der Teufel gab dem Gespräche eine ernste Wendung und ließ die Aebtissin merken, er hätte ihr wichtige Sachen zu vertrauen.

Aebtissin (zu Klara). Lämmchen, Ihr könnt nun zu den Nonnen in den Garten gehen, und Euch da ergötzen. Ich will Euch, des vornehmen Besuches der Aebtissin zu Ehren, Zuckergebacknes und süßen Wein schicken, daß Ihr den glücklichen Tag recht feiern mögt.

Klärchen sprang weg. Nach einigen Worten, wobei der Teufel sehr bedenklich und ängstlich that, um die Aebtissin zu reizen, in ihn zu setzen, fing er an, seinem Zwecke näher zu kommen.

Teufel. Ach, liebe Schwester, wie sehr bedaure ich

Euch! Es ist wahr, und das kann Euch trösten, die ganze Stadt, das ganze Land sind von Eurer Heiligkeit, Eurer Frömmigkeit und Strenge überzeugt. Ihr seyd ein lebendiges Muster der Bräute des Himmels; aber leider! Welt ist Welt, und oft flößt der böse Feind den Weltmenschen böse Gedanken ein, um die durch sie zu stürzen, die ihm ein Dorn in den Augen sind. Er kann es nicht leiden, der häßliche Satan, daß ihr Eure Schäfchen in aller Reinheit weidet. Wie gesagt, ich bedaure Euch herzlich, und noch mehr die armen Schäfchen, die Euch anvertraut sind; was wird aus ihnen werden, wenn sie Euch verlieren?

Aebtissin. Liebe Schwester, seyd darum unbesorgt; ob ich gleich alt bin, so bin ich doch, dem Himmel sey Dank, gesund und frisch, und die kleinen Ungemächlichkeiten, ach! eine Folge der Enthaltsamkeit, des strengen Lebens und der Buße, sichern eher mein hinfälliges Leben, als daß sie es bedrohen. Wenigstens sagt mir dieß immer der Arzt des Klosters, wenn ich mich beklage.

Teufel (sah sie bedeutend an). Habt Ihr denn gar keine Ahnung von dem, was Euch bevorsteht? Kein warnendes Traumgesicht? hat sich seit einiger Zeit gar nichts im Kloster zugetragen, das Euch aufmerksam auf die Zukunft macht? Es pflegt doch gewöhnlich zu geschehen, daß fromme Seelen durch gewisse Zeichen von dem unterrichtet werden, was ihnen bevorsteht.

Aebtissin. Ihr erschreckt mich, daß ich am ganzen Leibe zittre. Laßt mich doch nachsinnen — ja, ja, nun erinnre ich mich — ich schlafe sehr unruhig — träume von Kirchhof und Leichen — und vor einigen Tagen — o gewiß

iſt dieß ein Zeichen und Warnung — vor einigen Tagen, liebe Schweſter, ging ich mit dem Hündchen, das hier in meinem Schooße ſchläft und das ein gar ſittſames Thier iſt, ſpazieren. Ich war ganz allein und die Nonnen erzählten ſich unter den Linden Mährchen. Auf einmal ſprang der große Hund des Gärtners nach meiner Pietas — ſo heißt das Hündchen, mein Beichtvater hat ihm den ſchönen ſchicklichen Namen gegeben — und mit dieſem ſo frommen, kleinen, zarten Geſchöpfchen wollte das ſcheußliche große Ungethüm das Werk des Teufels vor meinen reinen Augen treiben. Ich bebte an allen Gliedern, ſchlug ein Kreuz nach dem andern vor die Bruſt, es wollte alles nichts helfen. Endlich ſchlug ich mit meinem Stabe auf den großen Hund, ſchlug aus Leibeskräften auf das häßliche Thier, das das Kloſter entweihte, und ſchlug, ſchlug, bis der Stab, den mir der hochſelige Erzbiſchof bei meiner Einweihung als Aebtiſſin verehrte, mitten entzwei brach. Sollte dieß nicht ein Vorzeichen von Bedeutung ſeyn?

Der Teufel und Fauſt thaten erſchrocken:

Ach das Schlimmſte von der Welt!

Teufel. Nun iſt alles klar und wahrhaftig. Hab ich's Euch nicht geſagt, Schweſter Agathe?

Fauſt beugte ſich demüthig.

Aebtiſſin. So redet doch, ich bebe am ganzen Leibe.

Teufel. Faßt Euch, liebe Schweſter, noch iſt Rettung da, vielleicht, daß ich ſie Euch bringe. Bedenkt wohl, daß es der Stab war, den Euch der Erzbiſchof bei Eurer Einweihung als Aebtiſſin verehrte, und hört mir dann aufmerkſam zu. Ihr kennt doch meinen Bruder, den Domherrn? Nun, er

vertraute mir eine ganz erschreckliche Sache und eben darum bin ich zu Euch gekommen. Er nahm zwar eine Verpflichtung von mir, es Euch nicht zu sagen; aber weiß ich doch, daß es besser ist, eine kleine Sünde zu begehen, wenn man einer größern zuvorkommt und die Absichten des Teufels stört.

Aebtissin. Da habt Ihr recht und die Kasuisten selbst lehren uns das, wie mein Beichtvater sagt.

Teufel. So wißt denn, der Erzbischof hat endlich das Kapitul so weit gebracht, daß sein Vorschlag durchgegangen ist, Euch nach Verlauf einiger Monate abzusetzen und seine Nichte Klara als Aebtissin einzuweihen.

Jesus Maria! rief die Aebtissin, rang die Hände und fiel in Ohnmacht. Der Teufel machte ein saures Gesicht bei ihrer Ausrufung und Faust rieb ihr lachend die runzlichten Schläfen. Nachdem sie sich erholt hatte, brach sie in eine Thränenfluth und in die bittersten Verwünschungen über die Bosheit der Welt aus.

Teufel. Verzweifelt nicht, liebe Schwester; für ein Uebel, das noch nicht geschehen ist, kann man immer Mittel finden.

Aebtissin. Und was rathet Ihr mir Unglücklichen? Ach, der Himmel erbarme sich, was soll aus mir, was soll aus den Nonnen werden?

Teufel. Ich sagte Euch schon, daß es oft besser sey, eine kleine Sünde zu begehen, um einer größern vorzukommen und ihr selbst beweist es aus den Kasuisten und setztet hinzu: daß man dadurch den Absichten des Teufels und derer er sich bedient, entgegen arbeitet; aber, liebe Schwester, dazu gehört Muth und Verstand, es so einzufädeln, daß ein Dritter die

Hauptsünde davon trage und man ohne Gefahr für sich und seine Seele seinen Zweck erhalte.

Aebtissin. Ach! liebe Schwester, und wie ist das anzufangen?

Teufel. Ich bin einmal in unserm Kloster in gleichem Falle gewesen, die fromme Schwester Agathe hier ist mein Zeuge, sie hat alles angesehen, dazu geholfen und Ihr habt sie nicht zu fürchten.

(Faust verbeugt sich demüthig.)

Teufel. Eine Nonne, die durch sündlichen Verstand und noch sündlichere Schönheit bei den Großen Schutz gefunden hatte, sollte durch ihre Hülfe über mich hinaussteigen. Ach, ihr fühlt nun, wie das thut, wenn man auf einmal gehorchen soll, nachdem man so lange unumschränkt geherrscht hat! Ich ging in Gegenwart der Schwester Agathe mit einem meiner Anverwandten zu Rath; er war in Gewissens- und Sündenfällen sehr bewandert und wußte auf ein Haar, was verdammlich und nicht verdammlich sey. Dieser kluge Mann nun gab mir einen Rath, der mir aus der Noth half und wofür ich noch heute seine Asche segne. Anfangs schien er mir freilich sündlich, aber er versicherte mich und bewies mir's aus den Kasuisten, daß Fasten und ein wenig Disziplin ihm das Arge und Verdammliche benehmen würden.

Aebtissin. Und der Rath? der Rath?

Teufel. Ich schäme mich, es Euch laut zu sagen.

Aebtissin. So lispelt mir's in das Ohr. Was die Aebtissin der schwarzen Nonnen ohne Gefahr ihrer Seligkeit thun konnte, mag auch die Aebtissin der weißen thun.

Teufel (ihr leise in's Ohr). Er rieth mir, es zu veranstalten oder geschehen zu lassen, daß die mir gefährliche Nonne die Sünde des Fleisches beginge.

Aebtissin (sich kreuzigend). Heilige Ursula! dieß ist ja Teufelswerk und führt gerade zur Hölle.

Teufel. Den, der sie begeht, liebe Schwester, und das rathe ich Euch ja nicht. Bedenkt doch, wenn Ihr um der heimlichen Sünden Eurer Nonnen verdammt würdet, wie würde es Euch ergehen?

Aebtissin. Aber um aller Heiligen willen, wie konntet Ihr eine so gefährliche Sache ausführen, ohne daß es entdeckt wurde?

Teufel. O, mein Fall war viel schwerer, wie der Eurige, denn Euch begünstigt schon das Gerücht von dem Traume, der die ganze Stadt erfüllt hat. Wenn Ihr nun einen Mann, unter der Gestalt des Dominikaners, in Klara's Zelle schleichen laßt und die Zeichen der sündigen That darauf erscheinen, wird nicht die ganze Welt sagen, es sey ein Spiel des Erbfeinds der Menschen? Laßt dem Satan den schlechten Ruf und bleibt auf Eurem Stuhle, mit der Herrschaft geschmückt, sitzen, die dem Himmel gefällt. Dieses rathe ich Euch zu Eurem Besten, aus Freundschaft für Euch und Ihr mögt es nun machen, wie Ihr wollt.

Die Aebtissin saß stumm da und betete in der Verwirrung leise ihren Rosenkranz herunter. — „Die Sünde des Fleisches soll retten — Ave Maria! — es ist Eingebung des Satans — Heilige Ursula, erleuchte mich!“ — (Sie sah nach dem Bilde der Heiligen.) — „Die Schande und Aergerniß für das Kloster

werden groß seyn — Ave Maria! — es wird auf die Rechnung des Teufels geschrieben werden — aber ich kann verdammt dadurch werden! — pater noster — soll ich nun eine Magd im Kloster werden und in meinen alten Tagen mich von Höhern quälen lassen, nachdem ich so lange die Nonnen gequält habe? Wir würden ihrer los, das sündliche Geschöpf hatte ohnedieß der ganzen Stadt Aergerniß gegeben. — Hm, ich soll nicht mehr die Nönnchen auskeifen; und wie würde sich diese und jene an mir rächen? Ave Maria! — ich will meine übrigen Tage als Aebtissin ausleben, dem Kloster zum Besten, es koste was es wolle!"

Der Teufel feuerte zu und der Anschlag ward gefaßt. Beim Weggehen sagte der Teufel zu Faust:

Was hab' ich nun anders gethan, als daß ich den Stolz dieser alten Bettel fragte: ob es besser sey, die gefürchtete Verdammniß zu wagen, oder die tyrannische Gewalt über die armen Nonnen aufzugeben, die sie nur noch eine kurze Zeit auszuüben hat?

So wohl Faustchen der Spaß gefiel, so sehr mißfiel es ihm, daß der Teufel immer Recht behielt. Abends führte ihn die Aebtissin, unter der Vermummung des Dominikaners, selbst in Klara's Zelle, während die Nonnen in der Vesper waren. Klärchen erschien und nachdem sie sich der heiligen Ursula empfohlen, legte sie sich nieder. Ihre Einbildungskraft, die einmal auf gewisse Dinge gespitzt war, wiederholte oft in Träumen die vorige Erscheinung, sie lag eben in einer solchen Entzückung, als Faust zu ihr schlich, die Erscheinung zu verkörpern. Klärchen hielt wachend das Spiel für Traum,

genoß seiner und fühlte die Sünde der Lust in all ihrem Reize. Die Aebtissin gab sich indessen in ihrer Zelle die Disziplin und gelobte, jede Woche um ihrer Seele willen einmal zu fasten. Der Erfolg dieser Nacht endigte auf einmal den Krieg in Mainz; aber für das arme Klärchen war er schrecklich.

Faust nahm nun Abschied von seiner Familie. Es wurden wenig Thränen vergossen und sein Vater gab ihm traurig heilsame Lehren.

11.

Als er mit dem Teufel über die Rheinbrücke ritt, sich an der nächtlichen Scene ergötzte und Glossen über die Aebtissin machte, sah er ferne einen Menschen im Wasser, der dem Ersaufen nahe war und nur noch matt mit dem Tode kämpfte. Er befahl dem Teufel, den Menschen zu retten. Dieser antwortete ihm mit bedeutendem Blicke:

„Faust, bedenke, was du forderst; es ist ein Jüngling, und vielleicht ist es besser für ihn und dich, daß er hier sein Leben endet.“

Faust. Teufel, nur zum Bösen bereit, willst du mich dahin bringen, dem Rufe der Natur zu widerstehen? Eile und rette ihn.

Teufel. Du kannst vermuthlich nicht schwimmen — gut! Die Folgen seyen dein Gewinn; du wirst es bereuen. Er eilte hin und rettete den Jüngling. Faust tröstete sich, durch eine gute Handlung die sündige Nacht versühnt zu haben, und der Teufel lachte des zweideutigen Trostes.

Drittes Buch.

1.

Der Teufel hatte Fauſten durch einige Abenteuer geführt, die nebſt den vorhergehenden ſeinem Herzen bloß zur Vorbereitung auf die Stürme des Lebens, welche er vermöge ſeiner Menſchenkenntniß vorſah, dienen ſollten. Das, was Fauſt bisher geſehen hatte, erfüllte ſeinen Buſen höchſtens mit Hohn und Bitterkeit; aber die Scenen, die ſich nun eröffnen, riſſen nach und nach ſolche tiefe Wunden hinein, daß ſein Verſtand ſie nicht mehr zu tragen und zu heilen fähig war. Und nur ein Menſchenverderber, ein Schöpfer und Beförderer des menſchlichen Elends kann ſie gelaſſen anſehen.

Der Teufel und Fauſt ritten unter Geſprächen an der Fulda hin; als ſie nahe bei einem Dorfe unter einem Eichbaum ein Bauerweib mit ihren Kindern ſitzen ſahen, die lebloſe Bilder des Schmerzens und der ſtumpfen Verzweiflung zu ſeyn ſchienen. Fauſt, den die Thränen eben ſo ſchnell wie die Freude herbeizogen, nahte ſich haſtig und fragte die Elenden um die Urſache ihrer Noth. Das Weib ſah ihn lange ſtarr an. Nur nach und nach thaute ſein freundlicher Blick ihr Herz ſo weit auf, daß ſie ihm unter Thränen und Schluchzen folgendes mittheilen konnte:

„In der ganzen Welt ist niemand unglücklicher, als ich und diese armen Kinder. Mein Mann war dem Fürstbischof seit drei Jahren die Gebühren schuldig. Das erste Jahr konnte er sie wegen Mißwachs nicht bezahlen; das zweite fraßen die wilden Schweine des Bischofs die Saat auf und das dritte ging seine Jagd über unsere Felder und verwüstete die Ernte. Da der Amtmann meinen Mann beständig mit Pfändung bedrohte, so wollte er heute ein gemästetes Kalb mit dem letzten Paar Ochsen nach Frankfurt führen, sie zu verkaufen, um die Gebühren zu bezahlen. Als er aus dem Hofe fuhr, kam der Haushofmeister des Bischofs und verlangte das Kalb für die fürstliche Tafel. Mein Mann stellte ihm seine Noth vor, bat ihn, die Ungerechtigkeit zu bedenken, daß er das Kalb für nichts hingeben sollte, da man es ihm in Frankfurt theuer bezahlen würde. Der Haushofmeister antwortete: er wisse doch wohl, daß kein Bauer etwas über die Gränze führen dürfte, was ihm anstände. Der Amtmann kam mit den Schergen dazu; anstatt meinem Manne beizustehen, ließ er die Ochsen ausspannen; der Haushofmeister nahm darauf das Kalb, mich trieben die Schergen mit den Kindern von Haus und Hof und mein Mann schnitt sich in der Scheune aus Verzweiflung den Hals ab, während sie unser Hab und Gut wegführten. Da seht den Unglücklichen unter diesem Tuche! Wir sitzen hier, seinen Leichnam zu bewachen, damit ihn die wilden Thiere nicht fressen, denn der Pfarrer will ihn nicht begraben.“

Sie riß das weiße Tuch von der Leiche weg und sank zu Boden. Faust fuhr bei dem schrecklichen Anblick zurück. Dicke

Thränen drängten sich aus seinen Augen, er rief: „Menschheit! Menschheit! ist dieß dein Loos?“ (Zum Himmel.) „Ließest du diesen Unglücklichen darum geboren werden, daß ihn ein Diener deiner Religion durch Verzweiflung zum Selbstmorde treibe?“ Er deckte den Unglücklichen zu, warf der Frau Gold hin und sagte: „Ich gehe zum Bischof, ich will ihm Eure unglückliche Geschichte erzählen, er muß Euren Mann begraben, Euch das Eurige zurückgeben und die Bösewichter bestrafen.“

Diese Geschichte machte einen so starken Eindruck auf ihn, daß sie schon an dem bischöflichen Schlosse waren, bevor er seiner Empfindung Luft machen konnte. Man nahm sie sehr gut auf und lud sie zur Tafel. Der Fürstbischof war ein Mann in seinen besten Jahren und so ungeheuer dick, daß das Fett seine Nerven, sein Herz und seine Seele ganz überzogen zu haben schien. Er fühlte nirgends als bei Tische, hatte nur Sinn auf der Zunge und kannte kein andres Unglück, als wenn eine von ihm angeordnete Schüssel nicht gerieth. Seine Tafel war so gut besetzt, daß Faust, dem der Teufel durch dienstbare Geister einigemal hatte auftischen lassen, gestehen mußte, ein Bischof überträfe selbst diesen Tausendkünstler an seinem Geschmacke. Auf der Mitte des Tisches stand unter andern ein großer fetter Kalbskopf, ein Lieblingsgericht des Bischofs. Er, der mit Leib und Seele bei Tische war, hatte noch nicht gesprochen. Auf einmal erhob Faust seine Stimme:

„Gnädiger Herr, nehmt mir nicht übel, wenn ich Euch die Eßlust verderben muß; aber es ist mir gar nicht möglich,

diesen Kalbskopf da anzusehen, ohne Euch eine schreckliche Geschichte zu erzählen, die sich heute ganz nahe bei Eurem Hoflager zugetragen hat. Auch hoffe ich von Eurer Gerechtigkeit und christlichen Milde, daß Ihr den Beleidigten Genugthuung verschaffen und in Zukunft dafür sorgen werdet, daß Eure Angehörigen die Menschheit nicht mehr auf eine so unerhörte Art verletzen."

Der Bischof sah verwundert auf, blickte Fausten an und leerte seinen Becher aus.

Faust erzählte mit Wärme und Nachdruck die obige Geschichte, keiner der Anwesenden schien darauf zu horchen; der Bischof aß fort.

Faust. Mich dünkt doch, ich rede hier zu einem Bischofe, einem Hirten seiner Heerde, und sitze mit Lehrern und Predigern der Religion und christlichen Liebe zu Tische. Herr Bischof, seyd Ihr es oder nicht?

Der Bischof sah ihn verdrießlich an, ließ den Haushofmeister rufen und fragte: „He, was ist denn das mit dem Bauern da, der sich wie ein Narr den Hals abgeschnitten hat?"

Der Haushofmeister lächelte, erzählte die Geschichte wie Faust und setzte hinzu: „Ich habe ihm darum das fette Kalb genommen, weil es eine Zierde Eurer Tafel, und für die Frankfurter, denen er's verkaufen wollte, zu gut ist. Der Amtmann hat ihn gepfändet, weil er immer ein schlechter Wirth war und seit drei Jahren seine Gebühren nicht bezahlt hat. So verhält sich's, gnädiger Herr, und wahrlich kein Bauer soll mir etwas Gutes aus dem Lande führen!"

Bischof. Da hast du recht. — (Zu Faust.) Was wollt

Ihr nun? Ihr seht doch, daß er wohlgethan hat, dem Bauer das Kalb zu nehmen; oder meint ihr, die Frankfurter Bürger sollten die fetten Kälber meines Landes fressen, und ich die magern?

Faust wollte reden.

Bischof. Hört Ihr, eßt, trinkt und schweigt. Ihr seyd der erste, der an meiner Tafel von Bauern und solchem Gesindel spricht, und wenn Euch Euer Rock nicht zum Edelmann machte, so müßt' ich denken, Ihr stammt von Bettlern her, weil Ihr ihnen so laut das Wort redet. Wißt, ein Bauer, der seine Gebühren nicht bezahlen kann, thut eben so wohl, daß er sich den Hals abschneidet, als gewisse Leute thun würden, zu schweigen, wenn sie einem die Eßlust mit unnützem Gerede verderben. — Haushofmeister, das ist ja ein vortrefflicher Kalbskopf —

Haushofmeister. Es ist eben der von Hans Ruprechts Kalbe.

Bischof. So! so! Gib ihn her und reiche mir die Würze. Ich will ihm ein Ohr herunter schneiden — er wird auch dem Schreier dort schmecken.

Der Haushofmeister stellte die Schüssel vor den Bischof. Faust raunte dem Teufel etwas ins Ohr, und in dem Augenblick, da der Bischof das Messer an den Kalbskopf setzte, verwandelte ihn der Teufel in den Kopf Ruprechts, der wild, gräßlich und blutig dem Bischof in die Augen starrte. Der Bischof ließ das Messer fallen, sank rücklings in Ohnmacht und die ganze Gesellschaft saß da in lebloser Lähmung des Schreckens.

Faust. Herr Bischof und ihr geistlichen Herren, laßt euch nun diesen da christliche Milde vorpredigen!

Er brach mit dem Teufel auf.

2.

Die Unempfindlichkeit des Fürstbischofs und seiner Tischgenossen, die Faust bei der Erzählung dieser traurigen Geschichte wahrgenommen, die Art, wie dieser über das Schicksal dieser Unglücklichen entschied, legten den ersten Samen zum finstern Groll in sein Herz. Er lief in seinem Geiste seine vorige Erfahrung und das, was er, seitdem er mit dem Teufel herumzog, gesehen, durch, und entdeckte, wohin er sich wandte, nichts als Härte, Betrug, Gewaltthätigkeit und Bereitwilligkeit zu Lastern und Verbrechen, um des Golds, des Emporsteigens und der Wollust willen. Er seufzte tief in seinem Herzen und sah mit feuchtem Auge gen Himmel: „Du hast allen, von dem Größten bis zu dem Kleinsten, den Anspruch von Glück und Genuß in das Herz gelegt! allen das Gefühl von Recht und Unrecht mitgetheilt. Hast sie alle gleich empfindlich für Schmerz und Freude gemacht! Warum kann und darf ein Einziger diese anerkannten Ansprüche und Gefühle verletzen? Wie kann der Mensch vor deinem Angesichte gegen den Menschen wüthen?“ Noch wollte er die Ursache dazu in dem Menschen selbst suchen; aber sein unruhiger, zu Zweifeln geneigter Geist, seine Einbildungskraft, die so gern über die nähern Verhältnisse wegflog, sein erbittertes, heftig theilnehmendes Herz, fingen schon jetzt an, in dunkeln Gefühlen den Schöpfer der Menschen, wo nicht zum Urheber, doch wenigstens durch seine Duldung zum Mitschuldigen alles dessen

zu machen, was ihm Empörendes aufstieß. Diese dunkeln Empfindungen brauchten nur einen stärkern Stoß, um seinen Verstand zu verwirren und der Teufel freute sich darauf, die Veranlassung dazu in der Ferne wahrzunehmen. Faust hoffte sich bald an dem Hofe des berühmten Fürsten von diesem Mißmuth zu heilen, und in diesem Wahne ließ ihn sein Gefährte sehr gerne.

Sie kamen gegen Abend in eine Stadt, wo sie bei ihrem Eintritt eine Menge Volks um einen Thurm versammelt fanden, in welchem man die zum Tod Verurtheilten die letzte Nacht ihres Lebens zu bewachen pflegte. Faust merkte, daß einige wild, andre gerührt hinauf sahen, und erkundigte sich um den Grund dieser Aeußerungen. Das Volk schrie untereinander:

„Unser Vater, der Freund der Freiheit, der Beschützer des Volks, der Rächer der Unterdrückung, der Doktor Robertus sitzt da oben! der harte, tyrannische Minister, sein Freund, hat ihn zum Tod verdammt, und morgen soll er hingerichtet werden, weil er uns gegen ihn so kühn vertheidigt hat.“

Diese Worte fielen in die Seele Fausts. Er faßte eine hohe Meinung von dem Manne, der sich auf Gefahr seines Lebens zum Rächer der Menschen aufgeworfen; und da er so eben ein Augenzeuge der Folgen tyrannischer Gewaltthätigkeit gewesen war, so forderte er den Teufel schnell auf, ihn zu diesem Doktor zu bringen. Der Teufel führte ihn seitwärts, schwang sich mit ihm auf den Thurm und trat mit ihm in das Gefängniß des Rächers der Freiheit. Faust sah da einen

Mann vor sich, dessen stolze, kühne, düstre Gesichtsbildung jeden andern als ihn zurückgestoßen hätte; aber es that eine ganz andre Wirkung auf ihn, und da er ihn in diesem entscheidenden Augenblick ruhig und gelassen fand, so setzte seine rasche Einbildungskraft aus dem was er gehört hatte und was er vor sich sah, beim ersten Blick das Bild eines großen Mannes zusammen. Der Doktor schien über ihre plötzliche Erscheinung gar nicht betroffen. Faust nahte sich ihm und sagte:

„Doktor Robertus, ich komme, Eure Geschichte aus Eurem eignen Munde zu hören; nicht als wenn ich daran zweifelte, denn Euer Anblick bestätigt das, was ich vernommen habe. Ich bin nun gewiß, daß Ihr als ein Opfer der Gewalt fallt, die das Menschengeschlecht unterjocht und die mich so wie Euch empört. Ich komme Euch meine Dienste anzubieten, die Euch gegen allen Schein aus dieser traurigen Lage retten können."

Der Doktor sah ihn kalt an, ließ sein Haupt in seine Hand fallen und antwortete:

„Wohl falle ich als ein Opfer der Gewalt und Tyrannei, und was mir das empfindlichste ist, durch die Hand eines falschen Freundes, der mich mehr seiner Furcht, seinem Neide, als seinen despotischen Grundsätzen aufopfert. Ich weiß nicht, wer Ihr seyd und ob Ihr mich retten könnt; aber es liegt mir daran, daß Männer von Eurem Ansehen den Doktor Robertus kennen lernen, der morgen für die Freiheit blutet. Von frühster Jugend lebte der Geist edler Unabhängigkeit, dem der Mensch allein das Große, dessen er fähig ist, zu danken

hat, in meiner Bruſt. Früh empörten meine Seele die Gewalt und Unterdrückung, wovon ich Beweiſe ſah und in der Geſchichte las; ja, bis zur Wuth entflammten ſie mich, und oft vergoß ich glühende Thränen, daß ich mich unvermögend fühlte, die Leiden der Menſchheit zu rächen: zu meiner Qual erfuhr ich aus der Geſchichte der edeln Griechen und Römer, welche große Anſprüche der Menſch auf Würde und Achtung hat, wenn ihn die Tyrannen das ſeyn laſſen, wozu ihn die Natur gemacht hat. Glaubt darum nicht, ich ſey einer der Thoren, welche die Freiheit dahinein ſetzen, daß jeder thun kann was ihm gefällt. Wohl weiß ich, daß die Kräfte des Menſchen verſchieden ſind und ihre Lage im bürgerlichen Leben beſtimmen müſſen; aber da ich mich nach Geſetzen umſah, die einem jeden dieſe Lage, ſein Gut und ſeine Perſon zuſicherten, ſo fand ich nichts, als ein wildes Chaos, das tyranniſche Gewalt gefliſſentlich zuſammengemiſcht hat, um ſich zum eigenmächtigen Herrn des Glücks und des Daſeyns der Unterthanen zu machen. Nach dieſer Entdeckung ſchien mir das ganze Menſchengeſchlecht eine Heerde zu ſeyn, gegen die ſich eine Bande Räuber verſchworen hat, ſie nach von ihnen nur zu ihrem eignen Vortheil entworfenen Geſetzen zu plündern und zu würgen, ohne daß ſie ſelbſt eins anerkennen. Sagt mir, wo iſt das Geſetz, das die Herrſcher der Erde feſſelt? Iſt es nicht Unſinn, daß eben diejenigen, die ihre Macht dem Mißbrauch der Leidenſchaften und des Uebermuths am meiſten ausſetzt, keinem Geſetz unterworfen ſind und keinen Richterſtuhl anerkennen, der ſie zur Verantwortung ziehen könnte? Wollt Ihr den Himmel dafür annehmen, meinetwegen, ſie

stehen sich gut dabei und er scheint taub gegen das Winseln der Elenden. Nah ist der Jammer, die versprochene Rache ferne und dieses reimt sich schlecht mit dem Gefühl und der Natur des Menschen."

Faust faßte dieses stark auf, blickte düster und strich über seine Stirne. Den Teufel ergötzte der Redner; er fuhr fort:

„Der wilde Ungestüm, den ich nach dieser Entdeckung äußerte, macht meinen Herzen Ehre und ich kümmre mich wenig darum, daß meine Feinde meine Klugheit antasten. Denn was anders heißt den Menschen Klugheit, als blinde Unterwerfung, Niederträchtigkeit, Schmeichelei, Gleichgültigkeit darüber, wie man einen Posten erschleicht, wenn man nur dahingelangt, mit zu unterdrücken und mit zu plündern? Nur dieses nennen sie klug seyn, aber ein Mann wie ich sucht das Glück auf reinern Wegen. Mein Unglück war, daß ich mit dem jetzigen Minister von der Schule an aufs innigste verbunden war. Er besitzt den Geist, der dazu gehört, empor zu kommen; von frühster Jugend suchte er, durch mir entgegengesetzte Grundsätze, Aufsehen zu machen, und vertheidigte in eben dem Maße die tyrannischen Regierungsformen, als ich sie antastete. Wir stritten über diesen kitzlichen Punkt geheim und öffentlich. Ich schlug ihn mit meiner Beredtsamkeit überall nieder, aber wenn es natürlich war, daß ich den unterdrückten Theil der Menschheit auf meine Seite zog, so war es noch natürlicher, daß es ihm gelingen mußte, alle die zu gewinnen, deren Vortheil die Unterjochung der Menschen ist. Da es nun eben diese sind, die ihren

Mitverschwornen die Thüre zu dem Glück und den Ehrenstellen öffnen, so ward er bald hervorgezogen, stieg von Stufe zu Stufe bis zur Stelle des Ersten im Lande, während ich vernachlässigt, verkannt und verachtet sitzen blieb. Der Stolze wandte alle Mittel an, mich an sich zu ziehen, trug mir bald diese, bald jene Stelle an, aber ich merkte wohl, daß er mir dadurch nur seine Größe fühlbarer machen wollte, und daß seinem Triumph nun weiter nichts mehr abginge, als daß ein Mann von meinen Grundsätzen ihn als Beschützer erkennte und öffentlich seine harte Regierung durch seinen Beitritt heiligte. Ueberdem wollte mich der Listige dem Volke, das an mir hing, immer verdächtiger machen. Ich aber, meinen Grundsätzen getreu, griff seine Fehler bei jeder Stufe, die er stieg, noch heftiger an. Ihr seht wohl, daß ihm, wenn er fähig wäre, groß zu fühlen, dieser edle Kampf Bewunderung für den hätte einflößen müssen, der ihn mit so vieler Gefahr für sich unternahm. Auf ihn that es eine andere Wirkung. Sein Haß gegen mich nahm bei jeder meiner Aeußerungen zu, und da ich ihn in einer Schrift vergangenen Monat sehr heftig angriff, worauf sich das Volk vor seinem Hause versammelte, ihm drohte und meinen Namen laut ausrief, so legte er diese Schrift vor den Fürsten, der ein Gericht niedersetzte, das mich zum Tod verdammt hat. So verurtheilt das Gesetz der Tyrannen; aber das Recht der Menschheit spricht mich los. Dieses ist meine Geschichte und weiter sollt Ihr nichts von mir hören. Ich sterbe ohne Klage und bedaure nichts, als daß ich die Kette nicht zerbrechen kann, woran das Menschengeschlecht gefesselt ist. Könnt Ihr

helfen, gut; doch wißt, aus meines Feindes Hand iſt mir der Tod willkommener, als Gnade. Laßt mich nun ruhig; kehrt in die Sklaverei zurück, ich ſchwinge mich zur Freiheit auf!"

Fauſt war ganz durchdrungen von der Größe des Doktors und machte ſich ſchnell auf den Weg, dieſen Miniſter zu ſprechen, ihm ſeine Ungerechtigkeit vorzuwerfen und ihn zu beſchämen. Der Teufel, der tiefer ſah, merkte wohl, daß der wilde Freiheitsſinn des Doktors aus einem ganz andern Gefühl entſtanden war. Der Miniſter ließ ſie gleich vor. Fauſt ſprach warm, kühn und frei über die Lage und Denkart des Doktors. Stellte ihm vor, „wie nachtheilig es ſeinem Ruhme ſey, einen Mann, den er einſt ſeinen Freund genannt, dem Deſpotismus zu opfern;" gab ihm zu verſtehen, „daß jedermann glauben müßte, es reizten ihn Privatrache und Furcht, ſich von einem ſo hellſehenden Beobachter ſeiner Thaten zu befreien. Iſt Euer Thun gerecht," ſetzte er hinzu, „ſo habt Ihr ihn nicht zu fürchten; ſeyd Ihr der Mann, wofür er Euch ausgibt, ſo beſtärkt Ihr durch ſeine Hinrichtung ſeine Meinung, und jeder wird in Euch nichts ſehen, als einen falſchen, eiferſüchtigen Freund und den Unterdrücker ſeiner Mitbürger."

Miniſter. Ich kenne Euch nicht, und frage auch nicht wer Ihr ſeyd. Wie ich denke, mag Euch die Art beweiſen, mit welcher ich Eure Zudringlichkeit, Eure Vorwürfe und Beſchuldigungen aufnehme. Fühlt ſelbſt, ob Ihr ein Recht dazu habt, da Ihr mir ſie auf bloßes Hörenſagen macht und von der Lage dieſes Landes nicht unterrichtet ſeyd. Ich will denken,

nur Mitleid spricht aus Euch, und darum Euch antworten. Ich war und bin ein Freund des Doktor Robertus und bedaure es, daß ich in ihm einen Mann der Gerechtigkeit überliefern muß, der durch seine Eigenschaften seinem Vaterlande hätte nützlich seyn können, wenn es ihm nicht gefallen hätte, sie zu dessen Untergang anzuwenden. Ich will nach dem Grunde zu dieser Verirrung nicht in seinem Busen forschen und es seinem eigenen Gewissen überlassen. Lange hatte ich Geduld mit seinem gefährlichen Wahnsinne; da er aber das Volk aufwiegelte, für dessen Bestes ich zu sorgen habe, und sich zum Haupt einer Empörung aufwarf, so muß er sterben, wie es mein einziger Sohn müßte, wenn er ein Gleiches unternehmen sollte. Das Gesetz hat ihn verurtheilt, nicht ich; er kennt dieses Gesetz und weiß, welche Folgen Empörung nach sich zieht. Das Urtheil der Welt nehme ich auf mich und habe nichts dagegen zu setzen, als die Ruhe und das Glück dieses Volks, das es später erkennen wird, daß nur ich sein Vater bin. Wenn es Euch nicht genug ist, dem ersten Eindrucke zu folgen, so verweilet hier, und wenn Ihr mir dann mit mehrerer Bescheidenheit etwas zu sagen wißt, das diesem Volke und mir nutzen kann, so steht Euch mein Ohr immer offen."

Nach diesen Worten, die er mit festem und unverstelltem Tone aussprach, zog er sich zurück und ließ Fausten, der keine Antwort sogleich finden konnte, stehen. Dieser sagte beim Weggehen zum Teufel: „Welchem von beiden soll ich nun glauben?" Der Teufel zuckte die Schultern, denn da, wo es ihm für die Hölle nützlich, nachtheilig für Fausten und die Menschen schien, wollte er nichts zu wissen scheinen.

Faust. Daß ich doch dich frage! Ich will dem Rufe meines Herzens folgen: ein solcher Mann, der mir so nah durch seine Denkart verwandt ist, soll nicht sterben!

Hätte Faust unsere jungen Freiheitsschreier gekannt, er würde sich in dem Doktor Robertus nicht geirrt haben; aber ihm war die Erscheinung neuer als uns.

Morgens da die Hinrichtung vor sich gehen sollte, begab sich Faust mit dem Teufel nach dem Markte und unterrichtete ihn im Gehen von seinem Willen. In dem Augenblick, als der Henker dem Doktor, der mit wilder Miene niederkniete, das Haupt abschlagen wollte, verschwand dieser. Der Teufel führte ihn durch die Luft über die Gränze, stellte ihm auf Fausts Befehl eine große Summe Gelds zu und überließ ihn freudig seinem Geschicke; denn er sah voraus, wozu er dieses und seine Freiheit anwenden würde. Das Volk erhob ein Freudengeschrei bei dem Verschwinden des Doktors, glaubte, Gott selbst beschütze seinen Liebling, Faust schrie mit und freute sich der schönen That.

3.

Faust und der Teufel ritten nun nach dem Hofe des Fürsten von ***. Nicht aus Furcht verschweige ich die Namen der deutschen Fürsten und Großen, die in diesem Werk auftreten,* sondern weil die geheimen Triebfedern ihrer Handlungen zu oft mit ihren lügnerischen, schmeichlerischen und unwissenden Geschichtschreibern im Widerspruche stehen, und

* Aus dieser Stelle sieht man, daß der Verfasser viele Abenteuer in Deutschland unterschlagen hat.

die Menſchen, die ſich ſo gerne betrügen laſſen, an der Aechtheit meiner geheimen Entdeckungen zweifeln möchten.

Sie erreichten bald den Hof dieſes Fürſten, der als ein Muſter eines klugen, tugendhaften, gerechten Regenten, als ein Vater ſeiner Unterthanen in ganz Deutſchland ausgeſchrieen war. Seine Unterthanen ſelbſt wollten freilich nicht immer in dieſen Ton mit einſtimmen; aber der Fürſt ſoll noch geboren werden, der es allen recht macht. Ein Gemeinſpruch der Politik, der, wie alle Gemeinſprüche, öfter dazu dient, den ſchlechten Fürſten ſchlechter zu machen, als dem Guten ſein ſchweres Amt im rechten Geſichtspunkt zu zeigen.

Fauſt und der Teufel fanden durch ihren Aufwand und ihr Betragen bald Eingang am Hofe. Fauſt ſah den Fürſten mit den Augen eines Mannes an, deſſen Herz durch das Vorurtheil ſchon geſtimmt war; dieſes Vorurtheil nun bis zur Ueberzeugung zu treiben, erforderte es vielleicht weniger, als das edle Aeußere des Fürſten. Er ſchien oder war vielmehr gerad und offen; ſuchte zu gefallen und die Herzen zu gewinnen, ohne es merklich zu machen; war vertraulich, ohne ſich etwas zu vergeben, und beſaß jene kluge Kälte, die Ehrfurcht einflößt, ohne daß man ſich die Urſache davon deutlich anzugeben weiß, und ohne daß man einen ſtarken Trieb fühlt, ihr nachzuſpüren. Dieſes alles war mit ſo viel Würde, Feinheit und Anſtand umhüllt, daß es dem geübteſten Auge ſchwer fiel, das Erlernte, Erkünſtelte und Erworbene von dem Natürlichen zu unterſcheiden. Fauſt, der noch wenige Weltleute geſehen hatte, die ihren natürlichen Charakter an der politiſchen Klugheit abgerieben haben, ſetzte ſich aus

obigem ein eignes Ideal zusammen, und nachdem er einige Zeit den Hof besucht und die Hauptpersonen desselben alle gefaßt zu haben glaubte, so fiel eines Abends zwischen ihm und dem Teufel folgendes Gespräch vor:

Faust. Ich habe dir diese Tage her vorsätzlich nichts von diesem Fürsten sagen wollen; aber nun, da ich mir schmeichle, ihn gefaßt zu haben, wage ich es, mit Zuversicht zu behaupten, daß das Gerücht kein Lügner ist, und ich hoffe dir das Geständniß abzuzwingen, er sey was wir suchen.

Teufel. Faust, ich merke schon, wo du hinaus willst, und du gibst dem Teufel eine sonderbare Bestimmung; doch hiervon ein andermal. Dein Fürst da ist nun freilich ein ganzer Mann; ich werde dir auch nichts von meinen Bemerkungen über ihn sagen: denn wie ich diesen Abend bei dem Minister ausgespäht habe, so ist etwas auf dem Wege, das dich anschaulich von seinem Werthe überzeugen wird; bis dahin halte das Ideal von ihm warm in deinem Busen und sage mir, was hältst du von dem Grafen C***, seinem Günstlinge?

Faust. Verwünscht! dieß ist der einzige Umstand, mit dem ich nicht fertig werden kann. Er ist sein Busenfreund, und doch so glatt wie ein Aal, der dir immer entwischt, und so geschmeidig wie ein Weib gegen ihren Mann, wenn sie auf Ehebruch sinnt. Indessen gehört dieß vielleicht zu seiner Lage, sein Inneres so zu verdecken und zu übertünchen, daß keiner von denen, die sich so gern an begünstigte Große hängen, an etwas fassen mag.

Teufel. Sein Inneres? Glaubst du, Faust, der Mann,

der so mühsam arbeitet, sich zu verbergen, habe ein Inneres, das das Licht verträgt? Traue dem Menschen nicht, in dem Kunst, Verstand und Interesse das Thierische seiner Natur so unterjocht und verdünstet haben, daß sogar die Zeichen seines Instinkts und seiner Sinnlichkeit verloschen sind. Wenn sich das, was in euch kocht und arbeitet, nicht mehr auf eurer Stirne, in euren Augen und Bewegungen zeigt, so seyd ihr eurer Natur entsprungen und werdet die gefährlichsten Thiere der Erde; Mißgeburten, die die überfeine Kultur des Verstandes mit der letzten Aufwallung der Wollust zeugt.

Faust. Wie, so wäre es nicht einmal Verstellung?

Teufel. Da hättest du noch etwas vor dir; denn auch eine Maske hat Bedeutung, und man enträthselt den Vermummten an Gang, Stimme, Athemholen und Gewohnheiten. Nein, Faust, dieser da ist so ganz was er ist.

Faust. Und was ist er denn? im Namen der Hölle!

Teufel. Hm, ein Mann, der viel gereist und die Welt gesehen hat. Der an den Höfen Europa's herumgezogen ist, den rohen Menschen abgeglättet und die Gefühle des Herzens an dem kalten Lichte des Verstandes versengt hat; kurz, einer der ausgebildeten Köpfe, die alle Verbindung zwischen Geist und Herz zertrümmern, eurer eingebildeten Tugend lachen und mit den Menschen umgehen wie der Töpfer, der das Werk seiner Hände zu den Scherben wirft, wenn es seiner Laune nicht entspricht. Er ist einer von denen, die sich durch ihre Erfahrung berechtigt glauben, die Menschen sammt und sonders als ein Pack Raubgesindel zu betrachten,

die den auffressen, der ihnen edlen Instinkt zutraut. Nichts freut ihn, als ein fein entworfner, glücklich ausgeführter Hofstreich, und er genießt eines Mädchens wie einer Rose, die er von dem Stocke abbricht, beriecht und dann gleichgültig mit Füßen tritt.

Faust. Hämischer Teufel! und der Mann, den du malst, könnte der Busenfreund des Fürsten von *** seyn?

Teufel. Es wird sich schon zeigen, was er ihm ist, ich sage dir, es ist etwas auf dem Wege. Hast du diesen Abend den Minister bemerkt?

Faust. Er scheint beklommen und düster.

Teufel. Dieß ist nun einer von den Menschen, die ihr wackre Männer nennt. Großmüthig, arbeitsam und gerecht; aber so wie es euch immer geht, ein einziger Gran falschen Zusatzes schnellt schon die Wage hinauf. Dieser ist bei ihm der Sinn der Zärtlichkeit für das andere Geschlecht und da er aus Grundsätzen die Einsegnung des Priesters zu seinem Vergnügen braucht, so vernarrte er sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin in das Weib, das du gesehen hast. Durch sie gab er seinen erwachsenen Kindern eine Stiefmutter, seinen Sinnen einen kurzen Genuß und zertrümmerte das Gebäude seines Glücks. Sie nutzte seine Verblendung, verpraßte durch Ueppigkeit, Putz und Spiel ihr, sein und seiner Kinder Vermögen und verwickelte ihn noch obendrein in ungeheure Schulden. Es ist wahr, sie nahm in dem Baron H***, den du gesehen hast und der eigentlich Herr im Hause ist, einen arbeitsamen Gehülfen dazu. Da man sich nun ganz auf der Neige fühlte, die Phantasie immer mehr wuchs und neue Bedürfnisse

erſann, je ſchwerer es war, die Mittel dazu zu finden, ſo ließ ſich's endlich die Mutter gefallen, einem Plan beizutreten, den ihr Buhler entwarf: Die Tugend ihrer Tochter, unter einer zweideutigen Verſicherung auf Vermählung, ſo theuer an den Günſtling zu verkaufen, als er ſie kaufen wollte. Von allem dieſem merkt der Miniſter nichts, fühlt nur die Lücke in ſeinem Vermögen, die Laſt der Schulden, das volle Maß ſeiner Thorheit und zittert vor der augenblicklichen Ankunft ſeines Sohnes, den die Mutter aus dem Hauſe trieb, um auch ſein Vermögen ungeſtörter zu verpraſſen. Indeſſen hat er ſich in dem Türkenkriege einen hölzernen Arm geholt. Auch iſt's wohl möglich, daß der Günſtling, da der Miniſter viel bei dem Fürſten gilt, anfangs ernſthafte Abſichten hatte; aber nun hat ſich ſeit einigen Tagen die Scene gänzlich geändert. Der Fürſt ſchlug ihm eine Vermählung mit der reichſten Erbin des Landes vor und jetzt brütete er darüber, durch einen kühnen und geheimen Schlag den Miniſter und ſein ganzes Haus ſo zu zerſchmettern, daß keiner es wage, um Rache zu ſchreien oder ihn nur anzuklagen. Verſtummen ſollen ſie, als ſeyen ſie nie geweſen und der Miniſter ſoll unter ſeiner Sohle hinſterben, wie der Wurm, deſſen Aechzen euer hartes Ohr nicht hört.

Fauſt. Und dieſe That ſollte der Fürſt nicht rächen?

Teufel. Du ſollſt die Entwicklung mit eignen Augen ſehen.

Fauſt. Ich gebiete dir bei meinem Zorne, hier keinen deiner Streiche zu ſpielen.

Teufel. Brauchen die des Teufels, die ihn durch ihr

Thun beschämen? Faust, wir fangen nur an, die Decke von dem menschlichen Herzen aufzuheben; es ist mir aber doch lieb zu bemerken, daß auch ihr Deutschen der Ausbildung fähig seyd. Freilich borgt ihr sie von andern Völkern und verliert dadurch den Ruhm der Eigenheit; aber in der Hölle ist man darüber weg und hält sich an den guten Willen.

4.

Faust vertrieb sich die Zeit mit den Weibern, verführte die Hoffräulein und Zofen, indessen sich das Drama des Günstlings der Entwicklung näherte. Dieser saß mit dem Baron H*** zusammen und theilte ihm den fein gesponnenen Entwurf mit. Er sollte das Werkzeug dazu seyn und da der Glanz des Goldes den Kitzel der langen Buhlerei mit der Frau des Ministers nicht mehr schärfen konnte, überdem die Thränen der unglücklichen Tochter, der Kummer des Vaters, die nahe Ankunft des Krüppels von Sohne seinem zarten Gewissen anfingen beschwerlich zu werden, so war er sehr geneigt, sich dieser Bürde auf eine oder die andre Art zu entledigen. Die Belohnung ging, wie unter Leuten, die sich kennen, natürlich voraus und bestand darin, daß der Graf über sich nahm, bei dem Fürsten auszuwirken, den Baron in einer wichtigen Angelegenheit an den kaiserlichen Hof zu schicken. Dafür verband sich der Baron, die Frau des Ministers durch eine Summe Gelds, die der Graf herschoß, dahin zu stimmen, ein gewisses Papier, das eines der wichtigsten Dokumente des fürstlichen Hauses enthielt und dessen man so eben wegen einer Streitigkeit mit einem andern

fürſtlichen Hauſe benöthigt war, aus dem Kabinet des Miniſters, dem es übergeben war, darüber zu arbeiten, auf eine unmerkliche Art zu entwenden. Der Graf hoffte dann die Sache ſo zu drehen, daß aller Schein gegen den Miniſter ſey, als habe er dieſes Dokument aus Noth der Gegenpartei ausliefern wollen und daß nur ſeine eigne Wachſamkeit das fürſtliche Haus aus dieſer Gefahr gerettet hätte. Die Gemahlin des Miniſters glaubte, daß ein Mann, der zu ihren Thorheiten kein Gold mehr auftreiben könnte, keine Schonung verdiente, und da ſie ſich immer ſchmeichelte, den Günſtling mehr zu gewinnen, je gefälliger ſie ſich ihm erzeigte, ſo überlieferte ſie ohne Bedenken das Papier.

5.

Der Miniſter ging ſeufzend und einſam in ſeinem Zimmer auf und ab. Das Gefühl der bevorſtehenden Schande, der Druck peinlichen Kummers, die Gewißheit betrogner Liebe hatte auch ſeine Tochter, einſt ſein einziger Troſt, von ihm entfernt. Sie weinte verſchloſſen und zehrte an einem Herzen, das eines beſſern Schickſals würdig war; ſo dorrt die Lilie im einſamen Thale hin, die eine muthwillige Hand am zarten Stengel gedrückt hat. Seine Gemahlin unterbrach ſeine düſtre Einſamkeit, um ihm ſein Elend noch fühlbarer zu machen. Bald darauf trat der Baron herein und forderte kalt die Inſtruktion an den kaiſerlichen Hof. Da der Fürſt Befehl dazu ertheilt hatte, ſo ging der Miniſter in ſein Kabinet, um ſie zu holen. Indeſſen hatte ſeine Gemahlin Zeit, eine Scene der Verzweiflung mit ihrem Buhlen zu raſen. In

dem Augenblick da der Minister dem Baron die Instruktion übergab, kam ein Bote des Fürsten mit einem Handschreiben, worin er ihm bedeutete, das Dokument und seine Ausarbeitung an den Hof zu bringen, weil man beides dem Abgesandten der Gegenpartei vorlegen wollte. Der Minister suchte in seinem Kabinette, leerte alle Schränke aus, kalter Todesschweiß rann über sein Gesicht; er forschte alle Sekretärs und Schreiber aus, sein Weib, seine Tochter; umsonst, er mußte den Entschluß fassen, sich dem fürchterlichen Sturm in der Unschuld seines Herzens auszusetzen. Er trat vor den Fürsten, der mit dem Grafen allein war und kündigte ihm sein Unglück an, betheuerte seine Unschuld und unterwarf sich seinem Schicksal. Der Graf ließ die erste Empfindung bei den Fürsten wirken, trat dann kalt näher, zog das Dokument aus der Tasche, übergab es dem Fürsten mit einer tiefen Verbeugung, ließ darauf hart in sich dringen, wie er dazu gekommen, ließ sich sogar mit Ungnade bedrohen und gestand endlich mit dem äußersten Widerwillen den Vorgang der Sache nach seinem entworfnen Plane. Der Minister verstummte, der sprechende Beweis von Schuld verwirrte ihn so, daß selbst das Gefühl seiner Unschuld nicht durch die Finsterniß dringen konnte, die dieses unerwartete Wendung vor seine Sinne zog. Der Fürst sah ihn wüthend an und sagte: „Lange konnt' ich von Euch erwarten, daß Ihr endlich die Thorheit Eurer Aufführung durch Verrätherei an mir zu heilen suchen würdet." Dieser Vorwurf zog die Decke von den Augen des Verstummten weg; das Gefühl seiner Redlichkeit wollte seine starre Zunge beleben; der Fürst befahl ihm,

zu schweigen, seine Stelle niederzulegen, nach Hause zu gehen und sich nicht zu entfernen, bis ein Gericht über ihn gesprochen.

Der Unglückliche ging, dicke Thränen rollten in seinen Bart. Die Verzweiflung entriß seiner Tochter das Geheimniß ihrer Schande und der Mutter das Geständniß ihres Verbrechens. Die Kraft seines Geistes zersprang, seine Sinne verwirrten sich und nur das schrecklichste Schicksal, das den Menschen treffen kann — Stumpfheit und Wahnsinn zogen einen düstern Schleier vor das Erinnern des Vergangnen und heilten durch eine gänzliche Zerstörung sein Herz von den grausamen Wunden, die ihm seine Nächsten geschlagen.

In diesem Augenblicke führte der Teufel Fausten in das Zimmer des Ministers, nachdem er ihn vorher von der ganzen Geschichte unterrichtet hatte. Noch hatte die Zerstörung nicht alle Vorstellungskraft verdunkelt, alle Fibern des Gefühls gelöst, noch stammelte die Zunge die letzten Empfindungen über das erlittene Weh, noch träufelte der letzte Thau aus den Augen des Unglücklichen auf die elende Tochter, die seine Knie umfaßte und deren Gesicht die starre Verzweiflung, der peinlichste Schmerz entstellten. Er lächelte noch einmal — spielte mit ihren heruntergefallenen Haaren, lächelte noch einmal — sein Sohn trat herein und wollte freudig auf ihn zustürzen. Er sah ihn starr an, ein wilder Ton der Raserei, der die Nerven durchbebt, das Herz durchschaudert, drängte sich aus seiner Brust hervor und der sanfte Dulder ward für immer ein Gegenstand des Schreckens und des peinvollsten Mitleids.

6.

Faust wüthete und stieß fürchterliche Flüche aus. Er entschloß sich, dem Fürsten den ganzen Vorgang zu entdecken und den Betrüger zu entlarven. Der Teufel lächelte und rieth ihm, leise zu Werke zu gehen, wenn es ihm darum zu thun wäre, diesen Fürsten, den er ihm als ein Muster menschlicher Tugend angepriesen hätte, genau kennen zu lernen. Faust eilte so gestimmt nach Hofe, und sicher, durch diese Entdeckung den Fall des Günstlings zu bewirken, enthüllte er dem Fürsten alles, in einem kalten, gesetzten Tone. Als er auf die Ursache kam, die den Grafen zu dieser scheußlichen That verleitet hätte: nämlich sich von der Verbindung mit der Tochter des Ministers zu befreien, heiterte sich das Gesicht des Fürsten auf, er ließ den Grafen rufen, umarmte ihn bei dem Eintritt und sagte:

„Glücklich ist der Fürst, der einen Freund findet, der aus Gehorsam, aus Furcht, ihm zu mißfallen, auch wohl einen Streich wagt, der die gewöhnlichen Regeln der Moral verletzt. Der Minister hat immer als ein Thor gehandelt, es ist mir lieb, daß ich seiner los bin, und du wirst seine Stelle klüger versehen.“

Faust stand einen Augenblick wie versteinert; endlich durchglühte edle Wärme sein Herz. Er malte mit schrecklichen Farben die Lage des Ministers, brach dann in Wuth und Vorwürfe aus, vergaß selbst der fürchterlichen Macht, der er gebot, entbrannte ganz im Gefühl eines Rächers der unterdrückten Menschheit, der einem kalten Tyrannen die Larve abreißt, seines Schicksals unbekümmert. Man entließ ihn als

einen Wahnsinnigen. Der Teufel empfing ihn frohlockend; er blieb stumm, knirschte in seinem Innersten und freute sich im giftigen Mißmuthe von den Menschen sich gerissen zu haben.

7.

Um Mitternacht ließ der Graf den Teufel und Fausten aufheben und sie in ein enges, schreckliches Gefängniß werfen. Faust befahl dem Teufel, der Gewalt nachzugeben, weil er nun erfahren wollte, wie weit diese Heuchler ihre Bosheit treiben würden. Er nagte an den peinvollen Zweifeln seiner Seele in dem dunklen Kerker. Die schreckliche Scene des Tags malte sich immer düstrer vor seinen Augen, und es entsprangen gräßliche Gedanken gegen den, der das Schicksal der Menschen leitet, aus diesen schwarzen Betrachtungen. Sein Inneres war in Aufruhr, endlich rief er hohnlachend aus: „Wo ist hier der Finger der Gottheit? Wo das Aug' der Vorsehung, das über die Wege des Gerechten waltet? Wahnsinnig seh' ich den Redlichen, den belohnt, der ihn zerschlagen! Dem Tyrannen, der die Tugend heuchelt, entdeckt' ich die Bosheit seines Günstlings, und er findet ihn seiner Freundschaft, der Belohnung nur würdiger! Und es wäre Zweck, Ordnung und Zusammenhang in der moralischen Welt? Nun, so sind sie auch in dem Gehirne dieses armen Zerrütteten, den sein Schöpfer ohne Schutz und Rache fallen ließ!" — (Er fuhr fort, und der Teufel horchte lächelnd.) „Ist der Mensch durch die Kette der Nothwendigkeit gezwungen zu handeln, so muß man seine Handlungen und Thaten dem höchsten Wesen selbst zuschreiben und sie hören dadurch auf, strafbar zu seyn. Kann von einem vollkommenen Wesen etwas

anders als Gutes und Vollkommnes fließen? Nun, so sind es unsere Handlungen auch, so scheußlich sie uns vorkommen mögen, und wir sind ihr Opfer, ohne abzusehen, warum. Sind sie dennoch sträflich und scheußlich, wie sie uns scheinen, so ist dieses Wesen ungerecht gegen uns, denn es straft Gräuel an uns, deren Quelle es selbst ist. Teufel, löse mir diese Räthsel auf, ich will wissen, warum der Gerechte leidet und der Ruchlose belohnt wird?"

Teufel. Faust, du hast zwei Fälle gesetzt; wie, wenn es noch einen dritten gäbe? Nämlich: daß ihr auf die Erde geworfen wäret, wie der Staub und das Gewürme, ohne Vorsicht und Unterschied; einem dunkeln Wirrwar überlassen, den man euch wie einen verworrenen Knäuel hingeworfen hätte, ihn auseinander zu zerren, und wenn euch das unmögliche Werk nicht gelänge, euch euer strenger Herr und Richter doch zur Rechenschaft dafür aufforderte? Wenn er nun, gleich einem Despoten, eurem Herzen darum solche zweideutige Gesetze und widersprechende Neigungen eingedrückt hätte, um sich die Erklärung des dunkeln Sinns derselben vorzubehalten, und nach Gefallen zu strafen und zu belohnen?

Faust. Bei welchem Philosophen bist du in die Schule gegangen, daß du mir ein Wenn nach dem andern auftischest? Ha, ich fühle es, der Mensch soll und muß in der Finsterniß tappen, sein Herz durch die täglichen Erscheinungen zerreißen lassen, und wenn er's auch mit dem Teufel versucht, Licht und Klarheit zu erringen. Wenn Laster und Thorheit den Gang der Welt befördern, so ist die Tugend Unsinn, da sie den nicht schützen kann, der ihr sein Leben weiht. So haben

wir dieſes Gefühl erkünſtelt, und unſre thieriſche Natur, die uns durch die Sinne zum Genuſſe des Augenblicks treibt, weiß nichts davon. In thörichter Hoffnung, in ſtolzem Wahnſinn blicken wir zu dem Himmel auf und erwarten in der fernen, ungewiſſen Zukunft den Lohn unſrer Unterwerfung, während der Triumph und Spott des Laſters um uns her erſchallt. Hier ſchwebe ich zwiſchen meinem zerriſſenen Herzen und meinem empörten Verſtand, wie der verzweifelnde Schiffer auf dem brauſenden Meere, deſſen Fahrzeug der Blitz entzündet hat. Vernichtung droht ihm die Gluth; Vernichtung die tobenden Wellen. Was ſoll mir dieſes Mitleiden, das mein Herz bei dem Leiden des Menſchengeſchlechts auflöst? Es werde zu Stein, wie die Herzen der Großen und Mächtigen, die die Menſchen bloß zu Mitteln ihrer Zwecke nutzen! Ihnen muß ich nun gleich werden und Hohn der Menſchheit ſprechen. Daß der Keim meines Daſeyns in dem Schooße meiner Mutter vertrocknet wäre! Daß nie meine Nerven dieſe Reizbarkeit erhalten hätten, nie das Gefühl von Recht und Unrecht in meiner Bruſt erwacht wäre! Mußte ich dieß an dem Menſchen erfahren, um in Gegenwart des Teufels ſeine Natur zu läſtern! Noch einmal, liſtiger Sophiſt, löſe mir dieſe Räthſel auf; enthülle mir dieſes Geheimniß und wenn auch Geſpenſter aus dem Dunkel hervorſprängen, die mich durch ihren Anblick tödteten.

Teufel. Beruhige dich und ſchüttele dieſen Zweifel ab; Keinem in Fleiſch gehüllt iſt es gegeben, dieſen Knoten zu löſen, und Tauſende werden ſich daran erwürgen. Vergiß den Zweck nicht, den wir uns bei unſerer erſtern Zuſammenkunft

vorgesetzt haben. Ich versprach dir, den Menschen nackend zu zeigen, um dich von den Vorurtheilen deiner Jugend und deiner Bücher zu heilen, damit sie dich in dem Genusse des Lebens nicht stören möchten; und wenn du wirst eingesehen haben, daß die sogenannte Leitung des Ewigen, dem du um meinetwillen entsagt hast, und vor dessen Angesicht ihr ungehindert die scheußlichsten Gräuel begeht, nur Wahn eures Stolzes ist, und dir dann noch Kraft im Herzen übrig bleibt, so will ich dir die schaudervollen Geheimnisse eröffnen, die dich nun umhüllen.

Faust (mit bittrem Gelächter). Nun, bei dem Dunkel der Hölle, das uns bei unsrer Geburt und bis zum Grabe umdampft, so wär' ich noch der Gescheidteste von allen, daß ich dem Wirrwarr entgangen bin, und dadurch, daß ich mich dir ergab, mein Schicksal willkührlich bestimmte, es entschied, wie es einem freien Wesen zusteht! (In sich mit verbißner Wuth.) Einem freien Wesen! ha! ha! ha! Ja frei, wie der Jagdhund, den ich am Seile leite, und den der Instinkt fortreißt, wenn er das Wild wittert.

Teufel. Glaube mir, Spötter, besäßen die Menschen die Zauberkraft, die du dem Dunkel entrissen hast, sie würden bald die Hölle entvölkern, und du würdest mehr Teufel auf der Erde herumfahren sehen, als Schutzheilige im Kalender stehen, oder als eure Tyrannen Soldaten im Solde halten, um euch zu unterjochen. Hei ho! welch ein trauriges Loos für einen Teufel, die tollen Begierden eines guten Kopfs auszuführen; was würde dann aus uns werden, wenn es jedem Schuft gelänge, uns aus der Hölle zu rufen?

Dieſe Bemerkung des Teufels wollte ſo eben der Laune Fauſts eine andere Richtung geben, als auf einmal eine neue Erſcheinung ihrer Unterredung ein Ende machte. Es traten ſechs Bewaffnete mit einer Blendlaterne herein, denen zwei Henker mit großen leeren Säcken folgten. Fauſt fragte, was ſie wollten, und der Anführer antwortete: „ſie möchten ſich bequemen, in dieſe Säcke zu kriechen, denn ſie hätten den Auftrag, die gnädigen Herren hineinzuſtecken, die Säcke zuzubinden und in den nahen Fluß zu tragen.“ Der Teufel erhob ein lautes Gelächter und ſagte: „Sieh doch, Fauſt, der Fürſt von *** will dich von dem Enthuſiasmus der Tugend abkühlen, den du ihm heute ſo warm gezeigt haſt.“ Fauſt ſah ihn ergrimmt an, gab ihm einen Wink; ein hölliſches Geſauſe erfüllte den gewölbten Kerker, die Schergen ſtürzten zitternd zu Boden und die Gefangenen fuhren hinaus.

Nun erſt erwachte das Gefühl der Rache in dem Herzen Fauſts und kleidete ſich in den Schmuck eines großen, edlen Berufs. Der Gedanke fuhr durch ſeine Seele: die Menſchheit an ihren Unterdrückern zu rächen. Ein ſtolzes Gefühl durchglühte ſeinen Buſen, die Macht des Teufels, dem er ſich auf Gefahr ſeines Selbſts ergeben, zu nutzen, um Gerechtigkeit an den Heuchlern und Böſewichtern auszuüben. Er rief dem Teufel zu:

„Fahre in den Palaſt und erwürge mir den, der mit der Tugend ein Spiel treibt! Vernichte den, der Verräther belohnt und den Gerechten wiſſend zertritt! Räche in meinem Namen die Menſchheit an ihm.“

Teufel. Fauſt, du greifſt der Rache des Rächers vor!

Faust. Seine Rache schläft und der Gerechte leidet; ich will den vertilgt sehen, der die Maske der Tugend trägt.

Teufel. So gebiete mir, die Pest über die Erde zu hauchen, daß das ganze Menschengeschlecht hinsterbe. Was soll aus ihnen werden, wenn dein Wahnsinn dauert? Du wirst nur die Hölle bevölkern, und alles wird seinen Gang gehen wie vor.

Faust. Hämischer Teufel, du möchtest ihn retten, daß er der Gräuel noch mehr begehen kann; freilich, Fürsten seines Gleichen verdienen den Schutz der Hölle, denn sie machen auf Erden die Tugend verdächtig, da sie das Laster belohnen. Er soll sterben; beladen mit seiner letzten That soll er bebend zur Verdammniß fahren.

Teufel. Thor, der Teufel freut sich des Mords des Sünders; was ich sage, geschieht bloß darum, mich gegen deine Vorwürfe in Zukunft zu sichern, damit dir keine Entschuldigung übrig bleibe. Die Folgen der That sind dein.

Faust. Sie seyen mein, ich lege sie gegen meine Sünden in die Wage. Eile und morde. Sey der Pfeil meiner Rache! Fasse den Günstling und schleudere ihn in den glühenden unfruchtbaren Sand des heißen Lybiens, daß er da langsam hinschmachte!

Teufel. Faust, ich gehorche; doch bedenke, Kühner, daß dir das Richteramt nicht gegeben ist.

Faust. Ich bin der Elendeste der Erde; aber nicht in diesem Augenblicke.

Teufel. Es ist Selbstrache, Verdruß, dich in ihm betrogen zu haben, die dich treiben.

Faust. Geschwätziger Teufel, es ist der Rest des Unsinns meiner Jugend, der mich bei schlechten Thaten oft zu Mordgedanken reizte. Hätte ich das Unrecht der Menschen sehen und dulden können, würde ich dich aus der Hölle gerufen haben? Eile und vollziehe!

Leviathan erschien in seiner Teufelsgestalt vor dem Bette des schlummernden Fürsten, brüllte ihn mit der Stimme der Hölle aus dem Schlaf und der Schrecken zermalmte den Erwachten. Dann faßte er den bebenden Günstling, schlenderte ihn in den glühenden Sand Lybiens und fuhr zu Faust zurück: Die That ist vollbracht! Sie setzten sich beide auf den schnellen Wind und segelten zum Lande hinaus.

8.

Faust saß düster auf seinem Pferde (denn da sie über die Gränzen waren, hatten sie durch des Teufels Vermittlung das Fuhrwerk verändert). Die letzte Geschichte nagte noch immer an seinem Herzen; es verdroß ihn, dem Teufel in Ansehung der Menschen gewisse Dinge zugestehen zu müssen, und seine Laune ward um so bittrer, da er selbst anfing, sie in einem andern Lichte zu betrachten. Doch tröstete ihn der Gedanke in seinem Mißmuth, den unglücklichen Minister an den Heuchlern gerächt zu haben. Der Stolz schwellte nach und nach sein Herz so auf, daß er beinahe anfing, seine Verbindung mit dem Teufel als das Wagstück eines Mannes anzusehen, der seine Seele für das Beste der Menschen opfert, und dadurch alle Helden des Alterthums, die nur ihr zeitliches Daseyn daransetzten, übertrifft. Noch mehr, da diese

um des Ruhms willen sich opferten, und also aus Eigennutz handelten, auf den er, vermöge seiner Verbindung, keinen Anspruch machen konnte, so fiel vor seinen verblendeten Augen alle Vergleichung zwischen ihnen und ihm weg. Setze den Menschen in welche Lage du willst, sey unbesorgt, und laß nur seine Eigenliebe wirken; du siehst, sie weiß Fausten selbst die Aussicht in die Hölle zu vergolden. Er vergaß in diesem stolzen Gefühle die Beweggründe seiner Verbindung mit dem Teufel, seinen Hang zur Wollust und Genuß, und schwärmte sich auf seinem Rosse in gespannter Phantasie zum Ritter der Tugend, zum Rächer der Unschuld. Ja, dieser Selbstbetrug ward sogar ein Balsam für seinen gekränkten Geist, und er sah gleichgültiger auf den peinlichen Gedanken, das nicht durch den Teufel entdeckt zu haben, was er so sehnlich zu wissen gewünscht hatte. Sein Herz schlief hiebei so ruhig an dem Abgrunde der Hölle ein, als der Fromme in die Arme des Todes sinkt, der ihn in die seligen Gefilde hinüberträgt. Der Teufel ritt neben ihm her und ließ ihn ruhig seine Glossen machen. Er nur sah in jedem dieser vermeinten edlen Gefühle einen neuen Stoff zur künftigen Marter und Verzweiflung, und sein Haß nahm in dem Maße gegen Fausten zu, als sich dessen Aussicht aufheiterte und erweiterte. Er genoß der Stunde voraus, worin alle diese glänzenden Lufterscheinungen zusammenstürzen, alle diese bunten Bilder der Phantasie sich in die Farbe der Hölle hüllen und des Kühnen Herz so zerreißen würden, wie nie eines Sterblichen Herz zerrissen ward. Nach langem Schweigen erhob endlich Faust die Stimme:

„Sage mir, wie ſteht es nun mit dem falſchen Günſtlinge?“

Teufel. Er ſchmachtet auf dem glühenden Sande, ſtreckt ſeine verdorrte Zunge aus dem brennenden Rachen, daß die Luft und der Thau ſie erfriſchen und befeuchten mögen; aber dort weht kein kühlender Wind und in Jahrtauſenden fällt kein erfriſchender Tropfen vom Himmel. Sein Blut kocht wie glühendes Metall in den Adern, die Strahlen der Sonne fallen ſenkrecht auf ſein nacktes Haupt. Schon rollt der Fluch gegen den Ewigen in ſeinem entflammten Gehirne, ſeine dürre Zunge vermag nicht, ihn auszuſprechen, er arbeitet in dem heißen Sande wie ein Maulwurf, um die feuchte Erde zu lecken, und öffnet ſich nur ein Grab. Iſt deine Rache befriedigt?

Fauſt. Rache? Warum nennſt du Ausübung der Gerechtigkeit Rache? Sieh, kalter Schauder überlief meine Haut bei deinen Worten; aber ich ſah ihn kalt lächeln, da ich ihm die Marter des Edlen und der Verführten ſchilderte.

Teufel. Die Zeit, die nur langſam den Schleier hebt, mag es entwickeln. Der Bauer, Fauſt, ſäet den Hanf, arbeitet ihn zum Stricke, ohne zu ahnen, daß ſein ſtrenger Herr ihn einſt damit wird geißeln laſſen, wenn er die Gebühren und Frohndienſte nicht abträgt. Was wird aus dir werden, wenn du den Menſchen in größerm Wirkungskreiſe ſehen wirſt? Wir haben dem Ungeheuer nur die erſte Haut abgezogen, was wird es dann ſeyn, wenn wir ihm die Bruſt aufreißen? Schnell würde der, welcher die Rache ſich vorbehalten hat, das Zeughaus des Donners ausleeren, wenn er

alle die vernichten wollte, die nach deiner Meinung nicht zu leben verdienen. Aber er will, daß sie leben, leiden, sündigen und der Strafe reifen. Gleichwohl wäre das Ding von Mensch noch immer gut genug, wenn es nur dem Trieb, alles zu verzerren und zu mißbrauchen, durch seine stolze Vernunft etwas mehr widerstehen könnte oder wollte. Faust, woher mag dieß Unvermögen wohl kommen? Wenn du eine Maschine verfertigest, wirst du sie nicht so zurichten, daß sie deinem Zweck entspricht; wenn du nun fändest, daß du dich in deinem Machwerk geirrt hättest und es eher deinen Zweck hinderte als beförderte, würdest du sie nicht verbessern oder vernichten?

Faust wollte eben antworten, als sie in der Ferne ein Dorf in hellen Flammen sahen.. Da ihn nun alles scharf reizte, spornte er sein Pferd und der Teufel zog hinter ihm drein. Es begegnete ihnen bald ein Haufe fliehender Ritter und Knechte, die eben ein andrer Haufe geschlagen hatte. Als sie dem Dorfe näher kamen, fanden sie das Feld mit Leichen der Reisigen und Pferde bedeckt. Sie sahen unter den Todten einen Knappen, der mit beiden Händen arbeitete, seine herausgestürzten Eingeweide in den Bauch zurückzudrücken; er heulte und fluchte fürchterlich unter dem schmerzlichen Werke. Faust fragte ihn höflich um die Ursache des Zwists, der Knappe schrie: „schert euch zu allen Teufeln, Herr Naseweiß! wenn ihr eure Kaldaunen in frischer Luft sähet, wie ich, die Neugierde würde euch vergehen. Weiß ich, warum sie mir den Bauch aufgerissen haben? Fragt dort den gnädigen Herrn, meinen Junker, den sie auch

verstümmelt haben und dem ich dieß Frühstück zu verdanken habe."

Sie nahten einem Ritter, der eine Wunde an dem Schenkel hatte, und Faust that dieselbe Frage an ihn. Der Ritter antwortete: „Ein Bauer aus dem brennenden Dorfe hat vor einiger Zeit dem mächtigen Rauhgrafen einen Hirsch erlegt. Darauf hat der Rauhgraf den Thäter von meinem Herrn gefordert, um ihn nach deutschem Herkommen auf einen Hirsch zu schmieden und todt rennen zu lassen. Mein Herr wollte den Bauer nicht herausgeben und erklärte die Pfändung an Hab und Gut zu seinem eignen Besten für hinreichende Strafe. Der Rauhgraf schickte hierauf dem Edelmann im Namen Gottes und unter dem Schutze des Kaisers einen Fehdebrief zu. Die Fehde ist unglücklich für uns ausgefallen, der Rauhgraf hat nun das Dorf angezündet, es mit seinen Reisigen umgeben, daß keiner der Bauern heraus kann, und will jetzt dem Eide Genüge thun, den er bei dem heiligen Sakrament geschworen, alle die Bauern wie Martinsgänse für seine Hunde und wilden Schweine zu braten."

Faust (ergrimmt). Wo liegt sein Schloß?

Ritter. Auf jener Höhe; es ist das festeste und prächtigste im Lande.

Faust ritt auf eine Anhöhe und sah in dem Thale das brennende Dorf vor sich liegen. Die Mütter mit ihren Kindern, Männer und Greise, Jünglinge und Jungfrauen stürzten heraus, warfen sich den Reisigen zu Füßen, flehten verzweifelnd um Rettung. Der Rauhgraf schrie, daß es im

Thal erschallte: „Treibt die Hunde zurück! In den Flammen sollen sie alle sterben!“ Die Bauern schrien, daß es den Himmel und die Felsen zersprengen müßte: „Wir sind unschuldig! der euch beleidigt hat, ist entflohen! Was haben wir und unsre Kinder verbrochen? Ach rettet nur sie!“ Die Reisigen peitschten sie von der Erde auf, trieben sie nach den Flammen, die Mütter warfen die Kinder nieder, in der Hoffnung, sie würden sich ihrer erbarmen, der Huf der Rosse zerschmetterte sie —

Faust rief wahnsinnig: Teufel, fliege und kehre nicht zurück, bis du des Wüthrichs Schloß, mit allem was es in sich faßt, aufgebrannt hast. Er kehre heim und finde Wiedervergeltung!

Der Teufel lächelte, schüttelte den Kopf, und flog davon. Faust warf sich unter einen Baum und blickte ungeduldig nach dem Schlosse. Als er es in Flammen sah, wähnte der Verwegne, die Ordnung der Dinge hergestellt zu haben und empfing den zurückkehrenden Teufel mit Zufriedenheit. Dieser fuhr siegend einher, verkündigte ihm den Jammer den er angerichtet und mit welcher Eile der Rauhgraf mit seinen Reisigen nach dem Schlosse zujage. Aber, Faust, setzte er hinzu, der Dampf des höllischen Pfuhls wird ihm einst nicht so entgegenstinken, als diese deine That. Sein junges, vielgeliebtes Weib ist vor einigen Tagen mit dem Erstgebornen niedergekommen“ —

Faust. Rette sie und den Neugebornen.

Teufel. Es ist zu spät; die schwache Mutter drückte ihn in ihre Arme und er brannte auf ihrem Herzen zu Asche.

Diese Post durchschauderte die Seele Fausts, er sagte grimmig: „Ha, wie schnell der Teufel im Zerstören ist!"

Teufel. Faust, nicht so schnell, als der verwegne Mensch im Urtheil und Richten. Hättet ihr unsre Macht, längst würdet ihr die Welt zertrümmert und zum Chaos gemacht haben. Beweisest du es nicht, da du deine Herrschaft über mich so unsinnig mißbrauchst? Fahre nur zu! der Mensch, der sich den Zügel läßt, gleicht dem Rade, das vom Berge rollt; wer kann es aufhalten? es springt von Klippe zu Klippe, bis es zerschmettert. Faust, gerne hätte ich den Unmündigen der Sünde reifen lassen, nun ist er der Hölle entgangen sammt der Mutter; er brannte auf ihrem Herzen zu Asche und sie wehrte der ihn aufzehrenden Flamme noch mit den Knochen, von denen schon das Feuer das Fleisch abgefressen hatte.

Faust. Du legst es an mein Herz.

Er hüllte sein Gesicht in seinen Mantel und netzte ihn mit seinen Thränen.

9.

Das Gefühl, die Tugend an den Lasterhaften rächen zu wollen, kühlte sich in Fausten etwas ab; endlich labte er seinen, durch die letzte Geschichte gepeinigten Geist mit dem Gedanken, den ihm der Teufel vorsetzlich hinwarf, der Säugling und die Mutter seyen der Hölle entgangen. Auch erlaubten die Sinnlichkeit, das leichte Blut, das Streben nach Genuß, der Zug nach Veränderung, die Zweifel keiner Empfindung einen dauernden Eindruck in seinem Herzen. Da er alles mit lebhaftem Gefühl umfaßte, so brannten seine

Empfindungen wie Lichtkugeln auf, die einen Augenblick die Finsterniß erleuchten und dann zerplatzen.

Er blickte endlich wieder unter seinem Mantel hervor, sah Leviathan auf etwas hören und lächeln. Er fragte ihn: Worüber lächelst du, Würger? mich deucht, du horchst einem Redenden zu und gleichwohl seh' ich keinen.

Teufel. Du irrst dich nicht. So eben schwebte ein Geist einher, der sich mit ehebrecherischen Händeln abgibt und erzählt mir einen Schwank, über den ich lachen muß, so ernsthaft ich auch in deiner lästigen Gesellschaft geworden bin.

Faust. Erzähle! ich bedarf des Lustigen.

Teufel. Soll er oder ich?

Faust. Wer er? Ich seh' ihn nicht.

Teufel. Gleichwohl ist er nahe bei dir. Soll er dir erscheinen; oder willst du bloß seine Stimme hören? Sie ist so sanft, wie die Stimme des Ehebrechers, der zum ersten Falle lockt.

Faust. So sey's die Stimme; ein Schwank aus der Luft erzählt, ist etwas Neues, und ich bedarf des Neuen; aber lustig muß der Schwank seyn.

„Lustig und tragisch, Faust, wie's bei euch immer einander auf dem Fuße folgt;" sagte eine feine, hellklingende Stimme, die gleich einer Lockpfeife alle Töne nachahmte.

Die Stimme fuhr fort: „Ich komme so eben von Köln, das, wie Ihr wißt, mehr durch Kirchen und Reliquien berühmt ist, als durch Genies. Doch Hahnreie gibts dort mehr als Kirchen."

Faust. Ein sehr moralischer Teufel! und die Stimme hat viel gereist, denn sie fängt gleich mit Bemerkungen an. Narr von Geiste, von welchem Orte kann man dieß nicht sagen?

Stimme. Faust, die Wahrheit steht überall an ihrem rechten Platze. — Ich hatte mich dort in die Rosenknospen der weißen runden Brust einer Betschwester einquartirt; ihr Mann war nach Holland gereist. Sie fühlte den schäkernden unruhigen Gast durch alle mit meinem lüsternen Sitze verbundene Nerven, klagte über den besondern Umstand bei ihrem Beichtvater; es kam zu Erklärungen, und die Folge der Erklärungen war, daß er mich zufällig mit seinem Skapulier berührte. Mein Spuck war reif und ich flog davon. Wie ich durch die Straßen dahin fuhr, sah ich einen Schlingel, ganz in dem scheußlichen Kostüme ausstaffirt, womit uns eure Mönche beehren. Rothen Mantel, scheußliche Larve, ungeheure Hörner, einen Bocksfuß und langen Schwanz. Ich setzte mich zwischen die Hörner des Verwegenen und trabte mit ihm fort. Er schlich in das Haus des Junkers von Trossel. Der Kerl war mir von seinem ersten Weibe her bekannt, und verdient, es Euch zu werden. Stellt Euch einen westphälischen Flegel von Junker sechs Fuß hoch vor; zwischen seinen breiten Schultern einen runden, feisten Kalbskopf, auf dessen Angesicht die Natur mit grober Schrift den eigensinnigen Dummkopf, den Pfaffensklaven, den hartherzigen, rauhen, prahlenden Barbaren, den Bürger- und Bauernschinder und den Hahnrei gezeichnet hat. Seine Erziehung gaben ihm die Buben, Knechte und Knappen des hochgebornen Vaters, in deren Schule er auch ein so fertiger und

origineller Flucher ward, daß es kein Fuhrmann seines Vaterlands mit ihm aufzunehmen wagte. Der Kapellan lehrte ihn ein wenig lesen, stopfte ihm das Gehirn voll Legenden und Zaubergeschichten; und da er so zum Junker qualifizirt war, gab man ihm ein Fähnlein Volks und schickte ihn dem Kaiser gegen die Türken zu Hülfe. Wacker hieb er in den Feind, doch führte er lieber mit dem Freunde Krieg, raubte, erpreßte und handelte, wie ein Kerl handelt, der kein ander Recht kennt, als das Recht seiner Faust und seines Adels. Eine übermäßige Ladung ungarischen Weins machte seinem Unwesen ein Ende und stürzte ihn vom Pferde; er verrenkte sich die Hüfte, ward in der Kur verpfuscht und setzte sich in Köln zur Ruhe. Hier legte er sich aus Mißmuth und Langweile aufs Studiren, verschlang alle Legenden, alle Zauber- und Hexengeschichten, erhitzte, verwilderte seine leere Einbildungskraft und faßte aus Patriotismus (worin ihr Deutschen alle Völker der Erde übertrefft) ganz natürlich eine besondre Vorliebe für die Reliquien und Legenden des Orts seines Aufenthalts. Nichts übertraf nach seinem Sinne das Wunder der elftausend Jungfrauen (und darin hatte er nicht Unrecht). Die Legende der heiligen drei Könige aus Morgenland wurde sein Labsal, und schon vor seiner ersten Ehe unternahm er, ihre Geschichte zu schreiben, bisher ist er aber noch nicht mit ihnen nach Bethlehem gekommen. Er schreibt, wie du siehst, nach deutscher Art und Kunst. Doch alle diese frommen Beschäftigungen bekehrten den Flucher nicht. Pfaff und Laie machten ihm Vorstellungen darüber; unter neuen, schrecklichern Flüchen versicherte er, er wolle sich das Fluchen abgewöhnen.

Nehmt noch hinzu, daß dieses Thier vom vielen Sitzen hypochondrisch geworden ist, daß er sich erschrecklich vor dem Tode und noch mehr vor unsrer Brüderschaft fürchtet, die er gleichwohl ohne Unterlaß citirt, und um den Kerl mit dem letzten Zug zu malen, daß er eifersüchtig wie ein Tiger ist, daß er sein Weib nicht aus den Augen läßt, daß sie neben seinem gepolsterten Sessel hucken und ihm zuhören muß, wenn er die Legende kommentirt oder von seinen Feldzügen lügt. Vor kurzem verheirathete er sich mit einer derben, fleischigten Brünette — ein lüsterner Schalk, ganz auf dem schwankenden Stengel der Unschuld gewachsen und nur vom weiblichen Sinne gepflegt. Ich hatte schon ein Netz für sie gewirkt; aber der Schalk kam mir, wie ihr sehen werdet, zuvor. Der Mönchsteufel polterte die Treppe hinauf — Ich, der ihm ablauerte, worauf es angesehen war, umzog schnell seine Hörner mit loderndem, knitterndem Feuer, und setzte mich in Gestalt einer ungeheuern Fledermaus mit glühenden Augen dazwischen — Der Mönchsteufel trat vor das Bett und schrie:

Trossel! Trossel! Herr von Trossel! Mich sendet Satan, mein Herr. Mit freundlichem Gruße läßt er dir sagen, daß, wenn du dein schreckliches Fluchen nicht lässest, womit du ihn jeden Augenblick zu Hülfe rufest, er bald genöthigt seyn wird, dir in hoher Person den Hals zu brechen. Schon lange hätte er's gern gethan; aber du stehst unter dem Schutze der elftausend Jungfrauen, der drei Mohrenkönige, und diese vertheidigen dich gegen ihn. Doch sollen sie ihn nicht hindern, dir für jeden Fluch, den du in Zukunft herausdonnern wirst, einen Liebhaber zu deinem jungen Weibe Lene zu legen. Weh

dir, wenn du alsdann dein unſchuldiges Weib und den unſchuldigen Kavalier beleidigeſt. —

Der Mönchsteufel polterte die Treppe hinunter. Troſſel zitterte und bebte — Lene war bei der Erſcheinung unter die Bettdecke gekrochen und ſtreckte nicht eher den Kopf hervor, als bis er ihr in Verzweiflung zurief. Dann fing ſie erbärmlich an zu klagen und zu jammern über das Unglück, das ihr bevorſtände und beſchwor den Todtbleichen bei allen Heiligen, ſich ja vor dem Fluchen in Acht zu nehmen. Er gelobte ſich's und ihr unter Stöhnen und Gebet. Ich eilte dem Kerl nach, der uns ſo ſchändlich proſtituirt hatte und begleitete ihn nach der Rheinſeite. Ein junger Edelmann, dem der Schalk von Weibe dieſes ſaubere Spiel in der Kirche angegeben hatte, wartete dort auf ihn — der Kerl kroch aus der Maske hervor — es war ein Bettelmönch, Fauſt!

Troſſel ſaß den ganzen Tag ſtumm und todt da; denn reden und fluchen war bei ihm eins. Der Schalk von Brünette blickte aus halbgeöffneten Augen nach dem Unglücklichen, und ſchien nach einem Fluche zu lechzen, wie, nach eurer Vorſtellung, eine Seele im Fegfeuer nach Erlöſung. Gleichwohl ſchärfte ſie ihm ohne Unterlaß ein, ſich ja vor dem Fluchen in Acht zu nehmen; malte ihm den Teufel und die Gefahr immer ſchrecklicher und ſagte weinend, ſie würde nie den fürchterlichen Augenblick überleben. Troſſel ſeufzte zum erſtenmal herzlich in ſeinem Leben; er war nun ein lebloſes Ding, ein Schatten, ein Nichts. Man beſtahl ihn, warf ſeine Legenden untereinander, trat ſeinen Lieblingshund auf die Pfoten, war mürriſch, zänkiſch, unverſchämt gegen ihn, er

verlor durch ungerechten Spruch einen Prozeß — er biß die Zähne zusammen, schluckte die bis in die Gurgel gedrungenen Flüche zurück, erduldete alles und schwieg. Er war dem Stummwerden nahe und schon verzweifelte Lene, als ihm mein Bettelmönch, unter der Maske eines reisenden Edelmanns, von Trossels Kriegsbruder empfohlen, eines Abends einen Besuch machte und der lechzenden Brünette Gelegenheit verschaffte, den gefesselten Flüchen Luft zu machen. Das Mönchlein ließ sich, glattzüngig, mit Trossel in eine Unterredung über die drei Mohrenkönige ein. Die Beredtsamkeit des Stummen ward lebendig, er floß in ihrem Lobe über, las ihm aus seinem Werke vor und die Brünette horchte andächtig zu. Als ihn der Mönch recht im Feuer sah, sagte er spöttisch lachend: Drei Könige? Drei Könige auf einmal? Und was wollten sie denn in Köln? Was hatten sie am Rheine zu thun? Hatten sie denn zu Hause keine Geschäfte, daß sie herumzogen, wie Meistersänger? Was mögen indessen ihre Unterthanen gemacht haben? Nehmt mir nicht übel, so viel ich von Königen weiß, so laufen sie nicht so von Haus und Hof, es müßte denn seyn, daß sie müßten. Das ist alles Fabel und albernes Zeug!

Trossel wurde blau und roth. Die Kolleraber schwoll auf seiner Stirne. Der Geifer des Zorns schäumte um seine blaurothen Lippen. Er zog krampfhaft die Daumen in die Fäuste, schnitt fürchterliche Grimassen, blies aus Mund und Nase, wollte eben, um die Flüche zurückzupressen, nach seiner Krücke greifen, um dem Lästerer eins zu versetzen; aber das freundliche Lenchen sprang erschrocken auf; liebkoste ihn,

streichelte ihn, gab ihm süße Worte und Küsse, drückte sich an ihn, setzte unter Liebkosungen ihr Füßchen auf das Hühneraug' des Grimmigen und trat aus allen ihren Kräften darauf. Da brach der eingeschlossene Donner los. Die schrecklichsten Flüche strömten aus seinem Munde, wie eine losgelassene Fluth — stürzten wie der Hagel herunter — der Gast entfloh — die Brünette sank zu seinen Füßen, schrie: Du hast mich unglücklich gemacht, meine Ehre weggeflucht! und fiel in Ohnmacht. Starr, bebend und bleich stand der Flucher da. Mit noch gräßlichern Flüchen rief er endlich: Warum hast du mir auf das Hühneraug' getreten? Hab' ich meine verdammte Zunge nicht bis auf diesen Augenblick gehalten? — Warum hast du geflucht, erwiederte Lene. Dir ist alles gleichgültig, wenn nur dich der Bocksfüßler nicht holt, mag meine Ehre immer dabei leiden! Ich konnte dem Kitzel des Lachens nicht mehr widerstehen. Wer lacht dahier? klapperte Trossel. Der Teufel, schrie die Brünette. Das edle Paar entfloh, kroch ins Bette, und kaum hatte sich Trossel von seinem Schrecken erholt, kaum fing er an zu schnarchen, als ihn eine gellende Stimme aufweckte: Heraus aus dem Bette, Flucher! Wider Willen muß ich dich heute zum Hahnrei machen. Doch fürchte nichts, ich bin wie du, von christlichen Eltern geboren, und werde dir nichts zu leide thun. Alles geschieht zum Heil deiner Seele, aber wenn du dich rührst, so kommt der Schwarze!

Trossel sprang aus dem Bette, kroch in einen Winkel, zog die Nachtmütze über das Gesicht und klapperte vor Furcht und Angst. Nach einigen Stunden rief die Stimme: Lege

dich wieder zu Bette und vergiß nicht, daß mein Schicksal ist, für jeden deiner Flüche deinen Platz einzunehmen, und das deine, es zu leiden!

Die Stimme stieg zum Fenster hinaus. Lenchen spielte noch toller die Verzweifelte und ihr Haustyrann, der so streng auf sein Männerrecht hielt, der nicht den geringsten Widerspruch vertragen konnte, mußte nun bitten und flehen, sie möchte ihm nur dießmal verzeihen.

Man stellte dem Flucher neue Fallen, lange vermied er sie; da aber einmal die Brünette das Mittel entdeckt hatte, seine Zunge zu lösen, so spielte sie so lange auf dieser Saite, bis sie etwas erschlaffte. Ein Streich gelang ihr über alle Hoffnung. Der Arme hatte den ganzen Tag an einem Kapitel seines Werks gearbeitet, darin bewiesen, daß seine Schutzherrn aus dem Morgenlande nicht zu Fuße, sondern auf Kameelen von Hause aus geritten wären und daß ein geflügelter Bote von oben ihnen bei Nacht eine Laterne vorgetragen hätte. Lene, die seine Anstrengung während der Arbeit und seine endliche Zufriedenheit darüber bemerkte, zerriß die Blätter, sobald er sich einen Augenblick entfernte, wickelte Garn in die Fetzen — legte in ein Blatt einen Kreuzer, zündete es an und warf es einem singenden Bettler aus dem Fenster zu. Trossel kam zurück, wollte ihr nun seine Tagesarbeit vorlesen; fand sie nicht, fragte zitternd darnach; Lene ließ sich dreimal erklären, was er wollte, und sagte endlich mit kalter Verachtung: Hier sind deine Wische! ich hielt es für eine Schmiererei, dergleichen du hunderte des Tags machst und wieder zerreißest! Knirschend vor Wuth, öffnete er die

Knäuel Garn, warf sie ihr brummend in den Schooß, legte seine Fetzen zusammen und rief mit donnernder Stimme: Wo ist das Uebrige? „Zum Fenster hinaus!“ — Zum Fenster hinaus? — Die Flüche donnerten heraus, daß die Fenster zitterten, das Glas auf dem Tisch erklang. Lene stopfte sich die Ohren zu, spielte die vorige Komödie; der Gast kam, Trossel mußte das Bett verlassen und murmelte dabei zwischen den Zähnen: Ich wollte, daß die drei Mohrenkönige die Beine gebrochen hätten! schon zum zweitenmal machen sie mich zum Hahnrei.

Und sie sollen's zum dritten-, vierten- und fünftenmal, verwegener Sünder! Ein Fluch gegen die Heiligen ist Todessünde! rief die Stimme hinter den Bettvorhängen hervor.

Der Gast hielt Wort. Da nun Trosseln die Besuche zu oft kamen, so sagte er diesen Morgen zu Lenchen: Ich kann es nicht mehr ertragen! Ich mag machen was ich will — mag ersticken, bersten — fluchen muß ich! Ich will den Nachmittag nach dem Pater Orbelius schicken, daß er mich morgen früh besuche, ihm dann alles erzählen und ihn bitten, daß er mir und dir helfe.

Lene lobte seinen Entschluß; schlich aber bald darauf in ihr Kämmerlein, setzte sich hin, ihrem Galan den Vorfall zu melden und ihm zu schreiben, er sollte Abends den Teufel mit dem Auftrag schicken, Trosseln mit dem Tode zu drohen, wenn er die Erscheinung entdecke.

Ich, schon zufrieden mit dem, was geschehen war, schlich ihr nach, warf ein hellrothes Mäntelchen um die Schultern, steckte mich in einen Wamms von rauhen Fellen des Alps,

legte ein Krägelchen um den Hals, aus rothen, blauen, gelb und grünen Flammen gewebt, stellte mich auf zwei hohe Hahnenfüße mit langen Spornen, nahm eine scheußliche Krötenmaske vor und bedeckte den feuchten, kahlen Schädel mit einem Federhut. Statt des Schwanzes wickelte sich eine ungeheure Schlange um meinen Leib, ihr Rachen ragte aus dem geöffneten Schlunde der Krötenmaske weit hervor, und so geschmückt stellte ich mich hinter den Stuhl der Schreibenden und zischelte ihr mit ausgestreckter Schlangenzunge in einem süßen, gefälligen Tone zu: Bemüht Euch nicht, gnädige Frau, wenn Ihr einen Teufel braucht, da habt Ihr gleich den rechten. Befehlt nur!

Die Folgen meines Grußes, Faust, nebst der Moral: wenn wir uns wieder begegnen."

Die Stimme schwieg und Faust fühlte den Geist an sich vorüber sausen. Er schrie: Wo ist er hin? Die Moral will ich hören.

Teufel. Ho! ho! soll diese der Teufel auch machen? und seinen Schwank verderben, wie eure Poeten? Er ist schon weit weg; vermuthlich hat er einen neuen Spuck gewittert! Hm, Faust, es fehlt den deutschen Weibern, wie ich sehe, nicht an Genie, und wenn sie nichts aus euch machen, so geb' ich alle Hoffnung auf.

Unter Glossen und Lachen über den Schwank ritten sie in das Thor der vor ihnen liegenden Stadt und die gute Mahlzeit, die herrlichen Weine, die sie dort fanden, schlugen bald Fausts trübe Geister völlig nieder. Da nun eben in der Stadt Jahrmarkt war, so ging Faust mit

dem Teufel nach Tische auf den Platz um das Gewimmel zu sehen.

Es war ein sonderbares Land, worin sie sich jetzt befanden. In einem Kloster der Stadt lebte ein junger Mönch, dem es ohne viele Mühe gelungen war, einige wenige Funken von Verstand durch das Feuer seiner Einbildungskraft gänzlich aufzubrennen und sich so mächtig von der Kraft des religiösen Glaubens zu überzeugen, daß er hoffte, wenn einst seine Seele den wahren Schwung erhielte und der Geist Gottes ihn völlig durchsauste, es ihm ein Leichtes seyn würde, Berge zu versetzen und sich als ein neuer Apostel in Wundern und Thaten zu zeigen. Ueberdem zog er, gleich einem trocknen Schwamme, die Thorheiten und Charlatanerien ein, die andere ausheckten, ein Umstand, wodurch sich die Schwärmer von den Philosophen gänzlich unterscheiden; denn diese hassen und verachten die Hypothesen eines andern, da jene allen Unrath des menschlichen Geistes aufnehmen und sich zu eigen machen. Da dieser junge Mönch, wie jeder Schwärmer, der von seinem Gegenstande durchdrungen ist, ein feuriger Redner war, so zog er bald die Seelen der Männlein und vorzüglich der Weiber (die alles Leidenschaftliche so gern aufnehmen) an sich. Seine Einbildungskraft verschaffte ihm bald einen neuen Zauberstab; denn da er, vermöge seiner innigen Verbindung mit dem höchsten Wesen, eine hohe Meinung von den Menschen hatte, so faßte er in einer seiner glühenden Stunden den Entschluß, dieses Meisterwerk der Vorsehung, diesen Liebling des Himmels, für den alles übrige gemacht ist, physiognomisch zu zergliedern und sein Inneres durch

sein Aeußeres zu bestimmen. Leute von seinem Schlage betrügen sich so oft selbst, daß man nicht mit Gewißheit sagen kann, ob ihm etwa ein verborgner Funken des Verstandes zugelispelt hat, diese neue Schwärmerei würde der alten einen neuen Firniß geben und die frommen Seelen, über deren Gesicht sich so viel herrliche Dinge sagen ließen, noch mehr an ihn ziehen. Da er nur die vier Wände seiner Zelle und Leute seiner Art gesehen hatte, übrigens in Ansehung der Menschen, der Welt und wahrer Wissenschaften so unwissend war, als es Leute von heißer Einbildungskraft gewöhnlich sind, die obendrein alle aufstoßende Zweifel mit dem zerschmetternden Hammer des Glaubens zerschlagen, so läßt sich leicht schließen, daß auch nur die Phantasie allein bei seinem Werke die Feder führte. Aber eben darum that es eine erstaunende Wirkung auf die Geister aller derer, die lieber verworren fühlen, als klar denken. Dieß ist der Fall des größten Theils der Menschen und da die Tage des Lebens unter dem angenehmen Kitzel des geliebten Selbst so sanft dahinfließen, so konnte es ihm nicht an Anbetern fehlen. Es thut so wohl, sich als ein vielgeliebtes, vorzüglich besorgtes Schooßkind der Gottheit anzusehen und über die übrigen rohen Söhne der Natur mit Verachtung und Mitleiden hinzusehen! Unser Mönch blieb aber nicht bei den Menschen allein stehen, er stieg auch zu den andern unedlen Thieren der Erde herunter, bestimmte ihre Eigenschaften aus ihren Gesichtern, ihrem Baue und glaubte große Entdeckungen gemacht zu haben, wenn er aus den Klauen, den Zähnen, dem Blicke des Löwen und dem schwächlichen, leichten Baue des Hasen bewies,

warum der Löwe kein Hase und der Hase kein Löwe sey. Es wunderte ihn gewaltig, daß es ihm gelungen, die bestimmten und unveränderlichen Merkzeichen der thierischen Natur so klar beweisen und auf den Menschen anwenden zu können, obgleich die Gesellschaft das Gesicht des letztern zur Maske geschliffen hat, und er nie einen in seinem ursprünglichen Zustande sah. Hierauf drang er selbst in das Reich der Todten, zog die Schädel aus den Gräbern, die Gebeine der Thiere aus den Gruben und zeigte den Lebenden, wie und warum die Todten so waren und wie sie vermöge dieser Knochen so und nicht anders seyn konnten. Zu was für gefährlichen Schlüssen könnten diese Voraussetzungen einen Sophisten oder einen Menschen, der gern seine Schlechtigkeit von sich wälzen möchte, verleiten? Soll, kann der Mensch durch Kunst ersetzen, was durch natürliche Anlagen in ihm verhunzt ist?

Dem Teufel war dieser Spuck bekannt und er merkte wohl, da sie im Wirthshause bei Tische saßen, daß einige Anwesende und selbst der Wirth ihn und Fausten mit besonderer Aufmerksamkeit betrachteten und sich leise ihre Beobachtungen mittheilten, während sie verstohlen ihre Profile zeichneten. Auch zu Faust war der Ruf dieses Wundermanns gedrungen, hatte ihn aber bisher so wenig interessirt, daß er auf dieses Geflüster nicht aufmerksam ward. Da sie nun auf den Platz kamen, überraschte sie ein ganz neues Schauspiel. Dieses Gewimmel von Menschen war die ächte Schule der Gesichtsspäher. Jeder konnte da seinen Mann fassen und sein Gesicht auf die Wage legen, die Kräfte seiner Seele abzuwägen. Einige standen vor Müllereseln, Pferden, Ziegen, Schweinen,

Hunden und Schafen, andre hielten Spinnen, Käfer, Ameiſen und andre Inſekten zwiſchen den Fingern, forſchten mit ſcharfem Blicke nach ihrem innern Charakter und ſuchten zu entwickeln, wie ſich ihr Inſtinkt aus dem Aeußern beſtimmen ließe. Einige maßen Schädel von Menſchen und Thieren aus, beurtheilten das Gewicht und die Schärfe ihrer Kinnladen und Zähne und riethen, welchem Thiere ſie zugehörten. Da aber Fauſt und der Teufel unter ſie traten, hörte man ſie ausrufen: Welch eine Naſe! Welche Augen! Welch ein forſchender Blick! Welch eine liebliche, ſanfte Rundung des Kinns! Welche Kraft ohne Schwäche! Welche Intuition! Welche Durchdringlichkeit! Welche Helle und Beſtimmtheit im Umriſſe! Welch ein kraftvoller, bedeutender Gang! Welches Rollen der Augen! Welch ein Wurf der Glieder! Wie einverſtanden und harmoniſch! „Ich gäbe, ich weiß nicht was darum, wenn ich die Handſchrift der Herren hätte," ſagte ein Weber, „um den ſchnellen und leichten Gang ihrer Denkkraft aus ihren Federzügen zu ſehen." Sie zogen alle ihr Reißblei aus den Taſchen und nahmen ihre Profile. Der Teufel verzerrte bei Anhörung dieſer Fratzen das Geſicht und einer der Späher ſchrie: „Der innre Löwe Kraft hat ſich gegen eine äußre Verſuchung oder einen ſchwächlichen Gedanken geſchüttelt!"

Fauſt belächelte die Narrheit, als auf einmal ein engliſches Geſicht aus einem nahen Fenſter auf ihn blickte und in ſüßer Verwunderung rief: „Heilige Katharine! welch ein herrlicher Kopf! welch eine himmliſche, liebevolle, ſanfte Schwärmerei! Welch Gefühl und Anhänglichkeit athmende Phiſiognomie!"

Diese Töne erklangen melodisch in dem Herzen Fausts. Er starrte nach dem Fenster, sie sah noch einen Augenblick auf ihn, zog sich zurück und Faust sagte zu dem Teufel:

„Ich verlasse diesen Ort nicht, bis ich mit dieser Dirne gelegen habe. Die Wollust schimmert unter einem so frommen Glanze aus ihren Augen, als sollte er der Sinnlichkeit die wahre Würze mittheilen.“

Sie wandten sich kaum nach einer Seitenstraße, als einer der Späher zu ihnen trat und sie keck um die Physiognomie ihrer Handschrift bat, um, wie er sie versicherte: „die Trägheit oder Fertigkeit ihrer hervorbringenden Kraft, die Geradheit, Standhaftigkeit, Reinheit oder Schiefheit ihres Charakters daraus zu entziffern.“ Er setzte hinzu: „Es habe ihm bisher kein Fremder diese Gefälligkeit abgeschlagen, und er hoffe von ihnen ein Gleiches.“

Hierauf zog er ein Taschenbuch, Feder und Dinte hervor und spitzte die Ohren voller Erwartung.

Faust. Nicht so rasch, guter Freund, Dienst um Dienst: sagt mir vorerst, wer ist die Jungfrau in jenem Hause, die ich eben am Fenster sah und deren Aeußeres so englisch schön ist?

Späher. O, sie ist ein Engel in allem Verstande. Unser großer Seher versichert von ihr, ihre Augen seyen Spiegel der Reinheit und Keuschheit. Ihr holder Mund sey nur geschaffen, die hohe Begeisterung eines von himmlischen Dingen erfüllten Herzens auszudrücken. Ihre Stirne sey ein glänzender Schild der Tugend, an dem sich alle Versuchungen, alle irdische und sinnliche Gefühle zerschlügen. Ihre Nase wittere die Gefilde der Unsterblichen. Sie sey das Ideal der

Schönheit und aller der Tugenden, die diese begleiten, wenn die Gottheit eine vollkommen schöne Seele dem Auge des Fleisches sichtbar machen wollte.

Faust. Ihr malt wahrlich nicht mit Farben der Erde; aber sagt mir nun auch etwas von ihren irdischen Verhältnissen.

Späher. Diese sind freilich nicht so glänzend wie die erstern, aber doch hinreichend, ihre Ausübung nicht zu stören.

Faust. Und sie heißt?

Späher. Angelika.

Sie schrieben Worte ohne Sinn auf ein Blatt und der Späher verschwand vergnügt mit seinem Schatze.

Faust. Teufel, wie meinst du, daß dem frommen Kinde beizukommen sey? Ich bin nun recht in der Laune, das Ideal dieses Sehers zu verpfuschen.

Teufel. Auf der geraden Heerstraße zu dem menschlichen Herzen, Faust, darauf wird sie dir gewiß begegnen; denn früh oder später muß jeder dahin einlenken, seine Phantasie mag ihn noch so weit davon entfernt haben.

Faust. Es muß ein reizender Genuß seyn, eine solche zugespitzte Einbildungskraft mit Bildern der Wollust zu füllen.

Teufel. Der Mönch hat dir schon vorgearbeitet und ihre Sinnlichkeit so geschärft, ihr Seelchen mit so viel Eitelkeit und Selbstvertrauen angefüllt, ihre Frömmigkeit so sinnlich gemacht, daß es weiter nichts erfordert, als gehörig an dem Herzen anzuklopfen, um sich als wirklichern Gegenstand der Schwärmerei hineinzunisten. Laß mich eine Probe machen, zu was die Schwärmerei die Weiber endlich führt.

Faust. Und schnell! Ich habe bei Nonnen gelegen und sie wie andere Weiber gefunden; laß mich nun sehen, wie sich eine Schwärmerin dabei geberdet.

10.

Dem Teufel war darum zu thun, eine solche Seele dem Himmel zu stehlen, Fausts Sündenmaaß schneller zu füllen, und stand in einem Augenblick unter der Gestalt eines alten Mannes mit einem Guckkasten vor Faust, gab ihm einen Wink und schlich nach dem Markte. Hier schlug er seine Bude auf und rief den Pöbel zusammen, seine schönen Raritäten zu schauen. Das Volk drang hinzu, Mägde und Knechte, Jungfrauen und Wittwen, Kinder und Greise. Der Teufel gaukelte ihnen allerlei Histörchen vor, die er mit frommen Erläuterungen und moralischen Sprüchen begleitete. Jedermann trat vergnügt von dem Guckkasten zurück und reizte die Zuschauer mit Erzählung der gesehenen Wunder. Die englische Angelika sah aus dem Fenster, und da sie den Teufel mit einem so frommen Tone die Vorspiegelung seiner Histörchen ableiern hörte, fühlte sie eine unwiderstehliche Versuchung, die Wunder des Kastens zu sehen und dem frommen Greise ein Almosen zufließen zu lassen. Der Teufel ward gerufen. Er fühlte sich selbst betroffen von ihrer wunderbaren Schönheit, ihrer Sanftmuth und Güte, und ward um so begieriger ihre Sinne zu verwirren. Nun legte sie ihr schwärmerisches Auge an die Oeffnung des Kastens, der Teufel leierte seine Alltagssprüche herunter und gaukelte ihr stufenweis die Scenen der Liebe bis zu den ausschweifendsten Vorspiegelungen der

Wolluſt und des ſinnlichen Genuſſes vor; führte ihre Phantaſie ſo raſch und unmerklich vom Geiſtigen zum Sinnlichen hinüber, daß ſie die Schattirung kaum gewahr werden konnte. Wenn ſie das Auge zurückziehen wollte, ſo verwandelte ſich der anſtößige Gegenſtand in ein erhabenes Bild, das den widrigen Eindruck auslöſchte und das Herz für das folgende zündbarer machte. Ihre Wangen glühten, ſie glaubte vor einer bezauberten, unbekannten Welt zu ſtehen. In allen dieſen Scenen ließ der Tauſendkünſtler Fauſts Geſtalt erſcheinen und verſetzte ſie immer in die anziehendſten Lagen. Sie ſah ihn einen Schatten verfolgen, der ihr glich, und um ihretwillen die größten Thaten unternahm, ſich den ſchrecklichſten Gefahren unterwarf, und nachdem er ihre Aufmerkſamkeit gänzlich gefeſſelt hatte und wahrnahm, daß die Neugierde die Verwicklung, worin Fauſts Geſtalt mit ihr verflochten war, aufzulöſen wünſchte, ſo verwandelte er die Scene und ließ in ſchnellem Wirrwar die ſchlüpfrigſten und üppigſten Erſcheinungen der thieriſchen Liebe, mit den reizendſten Farben bekleidet, vor den Augen der unſchuldigen Lauſcherin gaukeln. Der Blitz erleuchtet nicht ſo ſchnell das Dunkel, der Wunſch nach Ehebruch entſteht nicht ſo ſchnell in dem Herzen des Wollüſtlings, als dieſe Erſcheinungen vorüberflogen. Eine Sekunde iſt Dauer dagegen. Kaum hatte die Unſchuldige das Auge an den Kaſten gelegt, als das Gift ſchon in ihr Herz gefloſſen war. Sie ſah, bevor ſie fliehen konnte. Nun deckte ſie mit beiden Händen ihre Augen, floh nach ihrem Schlafzimmer und ſank Fauſten in die Arme. Der Verwegne nutzte den Augenblick der gänzlichen Abweſenheit

ihres Bewußtſeyns, fand in ihrem Sträuben, ihren Thränen, ihrem Seufzen neuen Reiz zur Sünde, und nie iſt eine unſchuldigere Seele, nie ein ſchönerer, unbefleckterer Körper von der frechen Hand der Verführung beſudelt worden. Als ſie endlich zu ſich kam und ihren Fall wahrnahm, verhüllte ſie ihr Haupt und ſtieß den Frechen zurück. Er legte koſtbare Geſchmeide zu ihren Füßen, ſie zertrat ſie und rief: „Wehe dir, die Hand des Rächers wird einſt ſchwer auf dir liegen für dieſe Stunde!“

Der Wahnſinnige freute ſich ſeines Siegs, ging ohne Reue zu dem Teufel, der die Scene belachte und ſich der ſchaudervollen Folgen der That freute.

11.

Fauſt befand ſich hier in ſeinem Elemente; die geiſtige Schwärmerei hatte den Zunder der Luſt ſo nahe an die Herzen gelegt, daß er nur anzublaſen brauchte, um ſie in Flammen zu ſetzen. Er flog von Sieg zu Siege, nutzte hierbei die Macht des Teufels wenig, deſto mehr aber ſein Gold und ſeine Juwelen, die auch die Frommen zu brauchen wiſſen. Angelika ward unſichtbar und alles Bemühen Fauſts war vergebens, ihr noch einmal zu nahen; er vergaß ſie auch bald in den neuen Berauſchungen. In der Zwiſchenzeit las er mit dem Teufel die Handſchrift der Phyſiognomik, die ihm einer der Späher für eine große Summe verkauft hatte, und ärgerte ſich grimmig an der Zuverläſſigkeit, der Unwiſſenheit und dem dichteriſchen Schwulſte des Verfaſſers. Der Teufel glühte vor Zorn, da er ſogar ſein eignes Porträt in der

Handschrift fand, das der junge Mönch mit der nur ihm eignen Verwegenheit beurtheilt hatte. Es verdroß ihn so heftig, daß er mit seiner hohen Person sein Spiel getrieben, daß er dem Hange sich zu rächen nicht widerstehen konnte, und da Faust in keiner bessern Laune gegen den Mönch war, so machten sie sich auf, ihm einen Streich zu spielen. Sie gingen nach dem Kloster, und da sie beide stattlich gekleidet waren und Leute von Rang und Bedeutung zu seyn schienen, so wurden sie von dem jungen Mönch sehr freundlich empfangen. Aber kaum sah er den Teufel schärfer an, als er von seinem Angesichte so begeistert wurde, daß er alle Worte des Grußes vergaß, ihm stark die Hand schüttelte, sich dann von ihm entfernte und ihn bald en face, bald en profil anstarrte. Hierauf rief er hochbegeistert:

„Ha! wer bist du, Uebergroßer?

„Ja, man kann, was man will.

„Man will, was man kann! dieß sagt mir dein Gesicht und ich brauche dich nicht zu kennen, um es zu sagen. Nie hab ich die Gewißheit meiner Wissenschaft mehr gefühlt, als in diesem Augenblick.

„Wer kann ein solches menschliches Gesicht ohne Gefühl, ohne Hingerissenheit, ohne Interesse ansehen — da nicht in dieser Nase innre, tiefe, ungelernte Größe und Urfestigkeit ahnen! Ein Gesicht voll Blick, voll Drang und Kraft." (Er befühlte Leviathans Stirne und fuhr fort:) „Erlaube mir, mit meinem Stirnmesser die Wölbung deiner Stirne auszumessen. — Ja, eherner Muth ist so gewiß in der Stirne, als in den Lippen wahre Freundschaft, Treue, Liebe zu Gott und

den Menschen. In den Lippen, welch eine vorstrebende, entgegenschmachtende Empfindung! Welch ein Adel im Ganzen!

„Ja, dein Gesicht ist die Physiognomie eines außerordentlichen Mannes, der schnell und tief sieht, fest hält, zurückstößt, wirkt, fliegt — darstellt, wenig Menschen findet, auf denen er ruhen kann, aber sehr viele, die auf ihm ruhen wollen.

„Ach, wenn ein gemeiner Mensch so eine Stirne, so eine Nase, so einen Mund, ja nur solch ein Haar haben kann, so steht's schlecht mit der Physiognomik!

„Es ist vielleicht kein Mensch, den dein Anblick nicht wechselsweise anziehe und zurückstoße — O, der kindlichen Einfalt und der Last von Heldengröße! So gekannt und mißkannt werden wenige Sterbliche seyn können.

„Adler! Löwe! Zerbrecher! Reformator der Menschen! Steure zu und rufe die Sterblichen von ihrer Blindheit zurück, theile ihnen deine Kraft mit, die Natur hat dich zu allen dem gestempelt, was ich dir verkündige."

Faust biß wild die Zähne zusammen, während der Mönch alle die herrlichen und erhabenen Sachen über das Angesicht des Teufels begeistert herausstieß. Der Teufel wandte sich kalt zu dem Seher:

„Und was hältst du von diesem hier?"

Mönch. Groß, kühn, mächtig, kraftvoll, sanft, mild; doch das Größere ist größer, das Kühnere kühner, das Mächtigere mächtiger, das Kraftvollere kraftvoller, das Sanftere sanfter, das Mildere milder! Großer, edler Schüler eines Größern, wenn dein Geist und Herz ihn ganz fassen werden, so wird sein

Licht auch durch dich leuchten! — Ich bitte euch, setzt euch, daß ich euren Schatten nehme!

Faust, der noch mehr ergrimmte, daß ihn der Mönch so tief unter den Teufel setzte, brach los:

„Schatten! ja Schatten, die sind es, die du gesehen hast. Wer bist du, der du dich so frech erkühnst, das Menschengeschlecht nach den Zuckungen deiner erhitzten und verworrenen Einbildungskraft zu richten und zu messen? Hast du den Menschen gesehen? Wo, wie und wann? Im Schatten hast du ihn gesehen und diesen, ausstaffirt mit den Floskeln deiner Phantasie, für seine wirkliche Gestalt gegeben! Sage, was für Menschen hast du gesehen? Sektirer, Fanatiker, Schwärmer, die Schlacken der menschlichen Natur. Eitle Betschwestern, junge Weiber, die kraftlose Männer, Wittwen, die schlaflose Nächte haben. Mädchen, die der Kitzel des Bluts quälet, diese hängen sich an Leute Deinesgleichen, weil sie an nichts kräftigerm hängen können und mit dem Geiste buhlen müssen, weil ihre Leiber nicht bepflügt werden. — Autoren hast du gesehen, denen es wohlgefiel, wenn du die flachen Züge ihres Gesichts zu Merkzeichen des Genies stempeltest. Große, deren glänzender Stand und Name ihre Gesichter vor deinen Augen verherrlichten. Du siehst, ich kenne deinen Umgang und habe dein Buch gelesen.“

Teufel. Bravo, Faust, laß mich nun auch das Wort nehmen und ihm mit Wahrheit lohnen. Bruder Mönch! in deiner einsamen Zelle hast du dir ein schales Ideal von Vollkommenheit zusammengesetzt, es den Köpfen der Menschen einzuprägen gesucht, das nun an den Kräften ihres Geistes

zehrt, wie der Krebs am angesteckten Fleische; oder ist es ein Zug neuer Charlatanerie, den Menschen durch den Köder der Eitelkeit an dich zu ziehen und deine sonstige Schwärmerei mehr auszubreiten? Es hat einst auch Menschen gegeben, die es wagten, von dem Aeußeren des Menschen auf sein Innres zu schließen (das im Vorbeigehen gesagt tiefer liegt, als der Mittelpunkt der Erde); aber es waren andere Kerle wie du. Sie hatten doch wohl einen Theil des Erdbodens durchlaufen, waren unter Erfahrungen grau geworden, hatten mit Menschen gehandelt und gewandelt, mit mehr als einem Weibe geschlafen, die Schlupfwinkel des Lasters und der Ueppigkeit durchkrochen. Stiegen aus dem Palast in die Hütte, krochen in die Höhlen der Wilden, und wußten, was ungefähr zu einem wackern Kerle gehört, was er leisten kann und was man seiner Natur nach von ihm fordern muß. Du starrst vor deinen Vorurtheilen zurück und zitterst vor der raschen Thätigkeit des Menschen! Hast dir ein Gespenst von Mönchs- und Weibertugenden zusammengesetzt, mit Engelreinheit und Keuschheit behangen, das den Menschen eben um das bringt, was ihm noch einigen Werth gibt.

Der Mönch stand zwischen ihnen, wie zwischen zwei feuerspeienden Bergen, hielt demüthig die Hände vor die Brust und schrie: Erbarmt euch!

Faust. Höre weiter! Du siehst auf dem Rücken der Nase eines Burschen eine kleine Wölbung, die du einmal zum Zeichen fleischlicher Sinnlichkeit geprägt hast, und er muß dir ein Wollüstling seyn, ob er gleich Hoden hat wie Erbsen, und Gesäße, so flach wie deine Backen. Da, wo du es nicht

ahneſt, wohin du nicht greifen darfſt, wovon du keinen Schatten nehmen und in Holz ſchneiden kannſt, da ſitzt es dem Manne und dem Weibe, da iſt nur zu oft die Wage ihrer Tugend. Du hälſſt das Aufſteigen der üppigen, heißhungrigen Gebärmutter für himmliſche Begeiſtrung, ſiehſt ſelige Gefühle in den Augen der Matrone, während ihre Phantaſie mit Bildern der Wolluſt buhlt, Drang nach edler Thätigkeit auf der Stirne des Jünglings, während der Löwe Temperament in ihm brüllt. Wie willſt du die Kraft des Menſchen abwägen, da du den gefährlichen, wilden Kampf, den ſie im Innern erregt, nie gefühlt haſt? wie beſtimmen, welcher Verſuchung er unterliegen muß, da du dich bloß mit Schatten genährt haſt? Was meinſt du, wenn einer die Floskeln, womit du deine Unerfahrenheit und Unwiſſenheit deckſt, in ſchlichten Menſchenſinn auflöste? Was würde übrig bleiben als Seifenblaſen?

Teufel. Und wie, wenn dir alle die Schatten, womit du dein dickes Buch ausgeputzt haſt, in ihrer wahren Geſtalt erſchienen, wie ich dir nun erſcheinen will? Ich habe geſehen, daß du auch den Teufel porträtirt und gemuſtert haſt, es iſt hohe Zeit, daß er dir erſcheine. Sieh mich an! ich will nun mein Inneres auf mein Aeußeres ziehen und du ſollſt in Staub vor dem Ideal hinſinken, das deine Phantaſie in mir geſehen hat. Davon ſahſt du nichts, daß dieſer hier in deinen Schafſtall gebrochen iſt und deine geiſtigen Lämmer erwürgt hat. Sieh, er dampft vom Genuſſe der Wolluſt — und nun blick' auf und ſage dann, du habeſt einmal ein Ding in ſeiner wahren Geſtalt geſehen.

Hier zog der Teufel sein Inneres in der fürchterlichsten Maske der Hölle hervor, stellte sich vor Fausten, daß dieser ihn nicht beobachten konnte. Der Mönch sank zusammen. Der Teufel wandte sich zu Faust in seiner vorigen Gestalt, dann wieder zu dem bebenden Mönch.

Teufel. Nun sage, du hättest den Teufel gesehen und male ihn, wenn du die Kraft dazu hast. Oft würdest du so zusammensinken, wenn du das wahre Innere derer sähest, die du als Engel gemalt hast.

Faust. Sey ein Thor und zeuge Thoren; mache dich und die Religion durch deine Schwärmerei den Verständigen zum Ekel, du kannst nicht kräftiger für die Hölle arbeiten. Auf der einen Seite erweckst du Verachtung, auf der andern Verzerrung. Gehab dich wohl.

Der Mönch ward vor Schrecken wahnsinnig, schrieb aber in seinem Wahnsinne immer fort und die Leser merkten die Veränderung seines Zustandes nicht einmal, so sehr glichen seine neuen Bücher den alten.

Faust freute sich der Scene herzlich, und da er des Orts müde war, so machte er sich mit dem Teufel auf den Weg nach dem lachenden Frankreich.

Viertes Buch.

1.

Frankreich war nun freilich in diesem Augenblick nicht so lachend, als es später geworden ist; noch hatte die Gewohnheit, sich nach dem Gefallen der Großen und Mächtigen beherrschen zu lassen, nicht so tief in den Herzen der Franzosen Wurzel gefaßt, daß sie ihre Leiden in witzigen Gassenliedern besangen und dieses für genügende Rache hielten. Als Faust und der Teufel den reichen Boden dieses Landes betraten, seufzte es unter dem Drucke des feigen und listigen Wütherichs, Ludwigs des Elften, der sich zum erstenmal den allerchristlichsten König nannte. Der Teufel hütete sich sehr, Fausten etwas von ihm vorher zu sagen; ihm war darum zu thun, sein Herz durch scheußliche Erfahrung Schlag auf Schlag zu zerknirschen ihm den Himmel, bei jedem Schritt im Leben immer verdächtiger zu machen, um ihm alsdann den fürchterlichsten Streich beizubringen, der je einen Menschen getroffen, der übermüthig gegen die Gränzen seiner Natur angestoßen, die eine mächtige Hand vor unsern Horizont gestellt hat. Leider fand er in den Thaten der Menschen Stoff genug dazu und weisere Leute als Faust haben, ohne

Gesellschaft des Teufels, an dieser gefährlichen Klippe gestrandet, wenn sie einmal vergaßen, daß Ergebung in sein Schicksal die erste Forderung der Natur an den Menschen sey; oder wenn Güte und Nachsicht nicht den Grundstoff ihres Wesens ausmachten, deren milder Schimmer allein die schwarzen Gemälde der Welterfahrung aufheitern kann. Es gibt einen gewissen düstern, giftigen Atheismus des Gefühls, der beinahe unheilbar ist, weil es ihm nie an reel scheinenden Ursachen mangelt, weil er aus dem Herzen und zwar aus einem Herzen entspringt, das sich durch seine Stimmung und Fühlart zu leicht von den widersprechenden Erscheinungen der moralischen und physischen Welt verwunden läßt. Ein solches Herz zehrt durch seine Gluth den Verstand eben so auf, wie das Fieber in einem durch eine starke Wunde Verletzten. Gegen diesen Atheismus ist der Atheismus der Vernunft eine Chimäre; denn der Mann, der denkt, sucht Ursachen zu Wirkungen auf und diese Beschäftigung, da sie ihn endlich zu den Gränzen des menschlichen Geistes leiten muß, legt dem Kühnsten eine Fessel an, die ihn wenigstens so weit bändigt, daß er nie gänzlich in das dunkle, grasse Nichts verschleudert werden kann. Vergebens ist die Warnung: die moralische Welt hat ihre Aufrührer wie die politische und muß sie haben. Wenn jene uns zur Lehre von der aus Schatten gebauten Brücke, die sie aus der Sinnenwelt in die intellektuelle zu ziehen streben, herunterstürzen, so ruft uns das Opfer dieser zu, unsern Menschenwerth nicht in allzuträger Sicherheit zu verschlummern. — Faust wußte von Frankreichs Könige nichts, als daß er sich den aller-

christlichsten nennen ließ; daß er der erste sey, der die Vasallen seines Reichs gedemüthigt und die Rechte der Krone gegen sie behauptet hätte, übrigens von allen andern Höfen gefürchtet würde, weil ihm jedes Mittel zu seinem Zwecke gleich sey und man kein Beispiel nennen könnte, daß er sein Wort gehalten hätte, wenn nichts dabei für ihn zu gewinnen war. Er sollte nun Zeuge der Mittel werden, die er zu seinen Zwecken anwendete.

Der Teufel hatte durch seine ausgesandten Kundschafter erfahren, daß der allerchristlichste König so eben einen Staatsstreich auszuführen gedächte, sich seines Bruders, des Herzogs von Berry, zu entledigen, um die ihm abgetretene Provinz der Krone wieder einzuverleiben. Er versäumte nicht, Fausten zum Zuschauer dieser Scene zu machen. Sie ritten an einem Lustwalde vorüber, der an ein Schloß stieß und sahen in demselben einen Benediktinermönch, der sein Brevier zu beten schien. Der Teufel freute sich innig des Anblicks, denn er las auf der Stirne des Mönchs, daß er so eben innig um Beistand bei dem großen Unternehmen betete, das ihm sein Abt aufgetragen und um Rettung aus der Gefahr nach glücklichem Erfolge. Dieser Mönch war der Bruder Faver Vesois, Beichtvater des Bruders des Königs. Der Teufel überließ ihn seinen frommen Betrachtungen und ritt mit Fausten nach dem Schlosse, wo sie als Fremde von Stand, die gekommen waren, dem Prinzen ihre Achtung zu bezeugen, gütig aufgenommen wurden. Der Prinz lebte auf diesem Schlosse mit seiner geliebten Montserau in Ruhe und Vergnügen, dachte kein Arges und erwartete kein Arges. Faust wurde von

seinem angenehmen Betragen sehr eingenommen und freute sich, einen königlichen Prinzen zu sehen, der als Mensch that und redete, da"er bei den meisten Fürsten seines Vaterlandes nur steifen Stolz und hölzernes Ceremoniel bemerkt hatte. Einige Tage verstrichen unter Jagd- und andern Ergötzlichkeiten, und der freundliche Prinz zog Fausten immer mehr an sich. Das Einzige, was ihm mißfiel, war die Neigung des Prinzen zu seinem Beichtvater, dem Benediktiner. Er überhäufte diesen mit so vieler Zärtlichkeit und Freundschaft, ließ seinen Willen so gefällig von ihm lenken und der Mönch beantwortete alles mit einer so frömmelnden Miene, daß Faust nicht begreifen konnte, wie ein Mann von so offnem Betragen eine solche heuchlerische Maske liebkosen könnte. Der Teufel enthüllte ihm durch das Verhältniß des Prinzen mit der Dame Montserau bald dieses Räthsel. Der Prinz hatte eben so viel Liebe für sie, als Furcht vor der Hölle, und weil ihr Gemahl noch lebte, so machte es seine Lage mit ihr bedenklich. Da er ihr also nicht entsagen und doch der Hölle gern entgehen wollte, so bediente er sich des bekannten Seitenwegs, den man in Rom aus Gold- und Herrschsucht neben der Religion gegraben hat, und ließ sich durch Absolution seiner Sünden die Zukunft zusichern, wenn ihn die Furcht vor der Hölle zu stark überfiel. Mußte er sich nicht dankbar gegen einen Menschen bezeigen, der ihn des Gegenwärtigen genießen ließ und ihn über die Zukunft beruhigte? „Du siehst, Faust," sagte der Teufel, „was die Menschen aus der Religion gemacht haben, und merke nur, daß sie durch Mißbrauch bei jedem großen Verbrechen, bei jedem

scheußlichen Greuel, entweder die Hauptrolle spielen, oder doch die Spielenden über ihre Thaten trösten und beruhigen muß."

Dieser Umstand empfahl nun freilich den Verstand des Prinzen bei Faustus nicht, der mit seinem Gewissen so rasch sich geeinigt hatte; die letzte Bemerkung des Teufels fiel tiefer in seine Seele; indessen ließ er noch alles gehen, und genoß, was er der flüchtigen Zeit nur entreißen konnte.

Man saß eines Abends sehr munter bei Tische; der Teufel ergötzte die Gesellschaft mit lustigen Schwänken, Faust warf sein Netz auf die künftige Nacht nach einer muntern Französin, sie beantwortete sein Spiel nach seinem Wunsche, alles war heiter, als auf einmal der fürchterliche Tod der Freude ein Ende machte. Der Benediktiner hatte eine Schüssel der schönsten und größten Pfirsichen zum Geschenk erhalten, die er zum Nachtisch auftragen ließ und dem Prinzen die köstlichste, mit einer lächelnden und frommen Miene, hinreichte. Der Prinz theilte sie mit seiner Geliebten, und sie aßen beide die Pfirsiche ohne Verdacht. Man stand auf. Der Mönch sprach das gratias tibi mit Salbung und verschwand. Der Teufel wollte eben anfangen eine neue Fratze zu erzählen, als die Dame Montserau einen Schrei des heftigsten Schmerzes ausstieß. Ihr schönes Gesicht verzerrte sich plötzlich. Ihre Lippen wurden blau, und die Blässe des Todes deckte ihre blühenden Wangen. Der Prinz wollte ihr zu Hülfe eilen, das fürchterliche Gift wirkte in demselben Augenblick in seinen Eingeweiden, er sank bei ihr nieder und rief zum Himmel: „Höre es! es ist die Hand meines Bruders, die mich durch

diesen Verfluchten tödtet! Er, der unsern Vater zwang, den Hungertod zu sterben, um nicht von ihm vergiftet zu werden, er hat diesen Mönch erkauft!"

Faust stürzte hinaus, um sich des Beichtvaters zu bemächtigen, er war entflohen; einige Reiter hatten ihn am Lustwald empfangen und ihn auf seiner Flucht begleitet. Faust kehrte zurück. Schon hatte der Tod seine Opfer verschlungen und lag auf ihnen in schaudervoller Gestalt. Faust und der Teufel überließen ihm seine Beute und zogen weiter.

Teufel. Nun, Faust, braucht ihr des schwarzen Teufels, wie ihr ihn nennt, da er in Mönchskutten auf der Erde herum spuckt? Wie gefällt dir der Streich dieses Benediktiners, den er im Namen des allerchristlichsten Königs hier ausgeführt hat?

Faust. Ha, bald sollt' ich glauben, unsre Leiber werden von den gefallnen Geistern der Hölle beseelt, und wir sind nur ihre Werkzeuge.

Teufel. Pfui des ekelhaften Looses für einen unsterblichen Geist, ein so zweideutiges, mißgeschaffnes Ding zu beseelen! Glaube mir, ob ich gleich ein stolzer Teufel bin, so würde ich doch lieber in ein Schwein fahren, das sich im Kothe besudelt, als in einen von euch, die ihr euch in Lastern herumwälzet und euch stolz das Ebenbild des Höchsten nennet.

Faust. Verfluchter! der du den Menschen so tief herabwürdigest —

Teufel. He, werde nicht zornig, Mensch! sage, würden wir nicht an eurem hohen moralischen Werth ersticken? Kann der Teufel das Licht eurer Tugend vertragen? Ist dieser

Mönch nicht ein frommer Mann? Sein Abt nicht ein frommer Mann, der ihm dieſe That aufgetragen hat? Iſt der König nicht der allerchriſtlichſte Monarch und ein ſehr guter Bruder, der dem Abt den Wink dazu gegeben hat? Wie ſollte der Teufel in ſolchen frommen Leuten ſeine Herberge wohl aufſchlagen können?

Fauſt. Was konnte den Elenden reizen, den Spruch der Verdammniß auf ſich zu ziehen?

Teufel. Die Verdammniß iſt weit entfernt, die Abſolution nahe und noch näher die großen Güter, der Lohn der That, die das Kloſter des Abts zum mächtigſten und reichſten in der Provinz machen. Haben Mönche dieſem Reiz je widerſtanden, ſeitdem ſie die uns furchtbare Religion ſo verpfuſcht haben, daß die Hölle nun ſiegt, die einmal vor dem Ende ihrer Herrſchaft erbebte?

Dieſer Gedanke fuhr gleich einer Viper in den Buſen Fauſts. Er ſchwieg und verlor ſich immer tiefer in ſeinen finſtern Betrachtungen über den Menſchen, ſeine Beſtimmung, den moraliſchen Gang der Welt, deſſen Widerſprüche er nicht ausgleichen konnte. Die ihm täglich aufſtoßenden Begebenheiten reizten ſeine Galle, legten den Keim zu noch peinlichern Zweifeln, zu Menſchenhaß und Menſchenverachtung an ſein Herz, die gleich dem Polypen nur langſam wachſen und dann nur tödten, wenn ſie das Herz ſo umſponnen haben, daß ihm der Raum ſich auszudehnen fehlt. Sie zogen im Lande weit und breit herum, hatten der Abenteuer viel und Fauſt ließ ſich noch nicht von ſeinen finſtern Betrachtungen im Genuſſe des Lebens ſtören. Ueberall fanden ſie Merkmale

der Klaue des feigen Tyrannen, und Fauſt nutzte oft die Schätze des Teufels, die blutenden Wunden zu ſtillen.

2.

So kamen ſie von Abenteuer zu Abenteuer nach Paris. Bei ihrem Eintritte war die ganze Stadt in Bewegung. Das Volk ſtürzte nur einen Weg; ſie folgten dem Zuge und kamen zu den Hallen, wo ſie ein ſchwarzbedecktes Gerüſte aufgeſchlagen fanden, das durch eine Thüre mit einem nahen Gebäude verbunden war. Fauſt fragte, was dieſes bedeute? und man antwortete ihm, daß ſo eben der reiche Herzog von Nemours hingerichtet würde. „Und die Urſache?“ — „Der König hat es befohlen. Man ſagt, er habe aus feindlichen Geſinnungen gegen das königliche Haus den Dauphin umbringen wollen. Da ihn aber vom Könige beorderte Richter geheim in ſeinem Käfigt verhört haben, ſo weiß man nichts als das Gerücht.“

Einer der Anweſenden rief:

„Sagt vielmehr, es ſeyen ſeine Güter, die ihm den Hals koſten; denn um ein mächtiger König zu werden, und uns zu einer großen und berühmten Nation zu machen, erwerbet er unſre Großen und uns obendrein, wenn wir es nicht für gut halten.“

Der Teufel ließ die Pferde nach einem nahen Wirthshauſe führen und leitete Fauſten durch den Haufen. Sie ſahen den edlen Herzog, von ſeinen unmündigen Kindern begleitet, nach einem ſchwarz ausgeſchlagenen Zimmer führen. Hier erwartete ihn ein Mönch, der ſeine letzte Beichte hören

sollte. Der Blick des Vaters hing an seinen Söhnen und konnte sich nicht von ihnen zu dem Himmel wenden. Nach der Beichte drückte er sie wider seine Brust, sah dann gen Himmel, legte seine bebenden Hände auf die Häupter der Schluchzenden und sagte: „Laß den Segen eines unglücklichen Vaters, den Habsucht und Tyrannei ermorden, diesen Unschuldigen gedeihen! doch" — (hier hielt er seufzend inne) — „sie sind die Erben eines Unglücklichen, ihre Ansprüche verdammen sie zu langsamer Marter, sie sind dem Weh geboren und in diesem Gefühl muß ich sterben." Er wollte weiter reden, man zwang ihn zu schweigen und führte ihn durch die Thüre auf das Blutgerüste.

Nach dem Befehl des Königs, der diese Hinrichtung mit der kalten Bedachtsamkeit eingerichtet hatte, wie man ein Schauspiel zum Vergnügen anordnet, wurden die Söhne von ihm gerissen, unter das Gerüst geführt, daß das Blut ihres hingerichteten Vaters auf ihre weißen Gewänder träufle. Der Schrei, den der Vater in diesem Augenblick ausstieß, schauderte durch die Herzen aller Anwesenden; nur Tristan, der Henker und Busenfreund des Königs, der schon so viele Tausende seiner Wuth geopfert, befühlte dabei lächelnd die Schärfe des Schwerts. Faust glaubte, dieser Ton müsse die Feste des Himmels durchdringen und ihn zum Rächer der verletzten Menschheit machen. Er sah grimmig aufwärts, und sein vermeßner Blick machte den Höchsten zum Mitschuldigen der schaudervollen That. Er war einen Augenblick in Versuchung, ihn mit seinen Kindern durch den Teufel den Händen des Henkers entführen zu lassen, aber sein nun

finsteres Herz höhnte des Entschlusses, er sah nochmals gen Himmel und sagte in seinem Inneren: „Ist mir doch die Sorge für ihn nicht anvertraut; vermuthlich gehört es zu deiner Ordnung auf Erden, daß dieser blute, damit der König muthiger in Verbrechen werde!“ Der Herzog kniete nieder, er hörte das Winseln und Klagen der Söhne unter dem Gerüste hervor, das ihn in das andre Leben begleiten sollte, sein eigner schmählicher Tod verschwand vor seinen Augen, er fühlte zum letztenmal und fühlte nur für die Unglücklichen — starre Thränen hingen an seinen Augen — seine Lippen zitterten — der Henker führte den Streich und das warme Blut des Vaters rann über die bebenden Söhne hin. So befleckt, führte man sie auf die Bühne zurück, zeigte ihnen den Leichnam, das davon getrennte Haupt des Vaters, trieb sie in das Gefängniß zurück, wo sie in Körbe gefesselt wurden, die oben weit und unten enge waren, um sie in dieser peinlichen Lage langsam hinsterben zu lassen. Ihre Marter zu vermehren, riß man ihnen zu Zeiten die Zähne aus.

Faust wankte betäubt von dieser schrecklichen Scene nach dem Wirthshaus und forderte den Teufel zur Rache an dem auf, den der Himmel unbestraft solche Greuel begehen ließ. —

Teufel. Faust, ich erwürge ihn nicht, es ist gegen die Polizei der Hölle. Und warum soll der Teufel diesen Grausamkeiten ein Ende machen, da sie der geduldig ansieht, den die Menschen ihren Vater und Erhalter nennen? Vermuthlich gehört es zu der Ordnung der moralischen Welt,

daß ein König wie dieser da, der sich doch auch einen Gesalbten des Himmels zu nennen wagt, so mit den Menschen umspringen darf und kann. Wo sollte deine Rache enden, wenn ich deinem Grimme folgte?

Faust. Und wäre es nicht ein verdienstliches Werk, wenn ich gleich einem zweiten Herkules herumzöge und Europa von Ungeheuern dieser Art reinigte?

Teufel. Kurzsichtiger, beweisen nicht eben solche Tyrannen euere verdorbene Natur! gib der Rache gegen Ihresgleichen Raum auf Erden, des Mordens wird kein Ende werden, die Völker sich trennen und sich durch bürgerliche Kriege aufreiben. Du siehst Millionen hier, die diesen Wütherich, wie sie ihn nennen, in Geduld ertragen, sich schinden lassen, ohne von Rache entflammt zu werden. Sahen sie nicht diesen edlen Herzog hinrichten, wie ein Schaf, und genossen mit ängstlichem und peinvollem Vergnügen des tragischen Schauspiels? Beweist dieses nicht, daß sie ihr Schicksal verdienen und keines bessern werth sind; daß sie als Sklaven des Himmels und ihrer Natur das Joch ertragen müssen, wie man es ihnen auflegt? Wenn dein Sinn durch die Wollust noch nicht ganz verraucht ist, so reime dieses mit den Schulbegriffen deiner Moral zusammen, ich bin kein Lehrer des Lichts in der Finsterniß, die euch umgibt. Ich kann meine Hand nicht an den Allerchristlichsten legen, der so wacker für die Hölle arbeitet, kann den Faden nicht zerreißen, an welchem ein Mächtigerer wie ich durch ihn dieses Volk leitet.

Faust. Wie gewissenhaft auf einmal mein Teufel geworden ist! Wie schnell warst du fertig, da ich dir auftrug,

mich an dem deutschen Fürsten zu rächen; ist dir der Franzose mehr werth?

Teufel. Er nannte sich nicht den Allerchristlichsten, war nicht gesalbt, und wenn ich deinen Wink erfüllte, so sah ich aus der That Nutzen für die Hölle; einst wird es dir klar werden! Warum willst du, daß ich gegen meine eignen Eingeweide wüthen soll? Ist er es nicht, der den Grundstein zu dem Despotismus legt, der durch Jahrhunderte wachsen, dann bisher unerhörte Gräuel veranlassen und unzählige Opfer der Verzweiflung zur Hölle schicken wird? Werden nicht alle die tyrannischen Großen, Minister und die übrigen Blutsauger des Volks in den Pfuhl der Verdammniß fahren? Und ich sollte den zerstören, der ein solches Werk gründet? Faust, wenn der mächtige Satan in Frankreich jetzt König wäre, so könnte er nicht mit furchtbarerer Hand den Samen zu dem künftigen Bösen aussäen, wie dieser es thut. Gedulde dich, du sollst diesen König sehen, dich an seinen Martern ergötzen, und dann wirst du ihm langes Leben wünschen, sie zu verlängern.

3.

Faust machte einige Zeit darauf mit einem sehr verständigen und rechtschaffnen Edelmanne Bekanntschaft, und er nebst dem Teufel gefielen ihm so wohl, daß er sie auf sein Landgut nahe bei der Stadt einlud, wo er mit seiner Familie lebte, die aus seiner Gemahlin und seiner sehr schönen sechzehnjährigen Tochter bestand. Faust wurde von dem ersten Blicke des reizenden, unschuldigen Mädchens bezaubert, und

fühlte zum erstenmal etwas von den süßen Qualen einer feinern Liebe. Er vertraute dem Teufel seine Pein, und dieser, der das Böse so gern beförderte, als Faust es that, bot ihm seine Hülfe an und spottete seiner Ziererei. Faust aber, der auf einmal edel zu fühlen glaubte, gestand ihm, es ginge ihm nah, dem Edelmann seine Gastfreundschaft so schlecht zu vergelten. Der Teufel spottete seiner Bedenklichkeit noch mehr und antwortete: „Nun Faust, wenn du die Einwilligung des Edelmanns zu dem Spaße brauchst, so ist mir's um so lieber, denn ich fange auf einen Zug zwei Vögel, und stehe dir für die Einwilligung. Für was hältst du ihn?"

Faust. Für einen Biedermann.

Teufel. Es ist doch Schade, Faust, daß du bei dem deutschen fanatischen Mönch nicht ein wenig in die Schule gegangen bist. Du hältst also diesen Edelmann für einen biedern Gesellen? Freilich, ganz Paris denkt so von ihm, und leider muß ich nun wieder in meiner ganzen schwarzen Teufelei erscheinen — was glaubst du, daß er vorzüglich liebt?

Faust. Seine Tochter.

Teufel. Ich kenne etwas, das er noch mehr liebt.

Faust. Das wäre?

Teufel. Gold, davon du freilich schon Beweise haben könntest; da dir aber die Schätze der Erde durch mich offen stehen, so gleichst du einem Strome, der sich ergießt, unbekümmert, woher die Gewässer ihm zufließen und wohin er sie ausstößt. Wie viel hast du schon an den Edelmann verspielt?

Faust. Das berechne der, der den Quark für mehr hält als ich.

Teufel. Er, der dich betrogen hat, zählt es sorgfältiger als ich.

Faust. Betrogen?

Teufel. Wie anders? Würde er, der nie gespielt hat, sonst mit dir spielen? Er sah, was dir das Geld ist, und machte seinen sichern Plan darauf. Glaubst du, die Tafel würde so gut bestellt seyn, die Weine so wacker fließen, und die Gäste, seine Gehülfen, dich zu rupfen, so zahlreich um den Tisch dieses Geizigen sitzen, wenn dein Gold nicht diese Wunder wirkte? Faust, in diesem Hause aß man sich vor unserm Hierseyn nie satt. — Ich sehe an deiner Verwunderung, daß du dein Lebenlang ein Verschwender warst und von diesem Durst nach Gold, der alle Wünsche des Herzens, selbst die nöthigen Bedürfnisse der Natur besiegt, keine Ahnung hast. Folge mir leise!

Sie gingen die Treppe hinunter, durchschlichen einige unterirdische Gänge und kamen endlich an eine eiserne Thüre, wo der Teufel zu Fausten sagte: „Sieh durch das Schlüsselloch!" In diesem Gewölbe, das der schwache Schein einer Lampe erleuchtete, entdeckte Faust den Edelmann vor einem eisernen Kasten, in welchem viele Säcke mit Geld lagen, die dieser mit zärtlichen Augen ansah und hierauf in einen leeren das Gold Stück für Stück zählte, das er Fausten abgewonnen hatte. Vorher aber besah er jedes Stück, wog es in der Hand, küßte es, rechnete zusammen, überzählte mit vielem Genusse den ganzen Schatz, seufzte am Ende beklommen über

das, was ihm noch mangelte, die Zahl rund zu machen. Der Teufel lispelte Fausten ins Ohr:

„Um das Fehlende verkauft er dir die Tochter.“

Faust wollte es nicht glauben; dieses verdroß den Teufel und er sagte ungeduldig:

„Nun, wenn ich dir zeigte, daß das Gold eine so unwiderstehliche Macht über das Herz des Menschen hat, daß in diesem Augenblick einige Väter und Mütter aus der Stadt, in dem ganz nahen Gehölze, mit einigen Abgesandten des Königs in Unterhandlung sind, ihnen ihre Säuglinge zu verkaufen, ob sie gleich wissen, daß sie ermordet werden und der kränkelnde König ihr Blut trinkt, in dem Wahne, sein scharfes und veraltetes Geblüt durch ihr süßes und gesundes zu verjüngen?“

Faust (schaudernd). So ist die Welt die Hölle, und ich will ihr mit Freuden entfliehen. Was, der König trinkt wissend diesen schaudervollen Trank?

Teufel. Der Arzt, der sein Tyrann ist und sich bereichert, hat ihn verordnet, und der Beichtvater es unsträflich gefunden, wenn es dazu dienen kann, seiner Majestät kostbare Tage zu verlängern.

Sie eilten nach dem Gehölze, verbargen sich hinter dickes Gesträuch und sahen die Abgeordneten des Königs mit einigen Bürgern und ihrem Amtmann in Unterhandlung. Vier kleine Kinder lagen vor ihnen im Grase, eins derselben schrie erbärmlich, die Mutter koste es und legte es an die Brust, um es zu stillen. Die andern krochen auf den Bäuchen und spielten mit den Blumen. Die Abgeordneten zählten den

Männern das Gold auf die Hand, der Amtmann empfing seinen Theil und man lieferte die Kinder aus. Noch lange hörte man die armen Kinder durch den Wald schreien, die Mütter heulten, aber die Männer sagten ihnen: „Hier ist Gold, laßt uns in die Schenke gehen und uns Muth trinken, andere zu machen. Man sagt, der König fresse die Kinder; besser, er frißt sie jung, als daß er sie alt schindet, oder sie, in einen Sack genäht, in die Seine werfen läßt, wie er Tausenden gethan hat. Laßt früh sterben, was zum leiden geboren ist; wahrlich, es wäre besser für uns gewesen, wenn sein Vater uns jung gefressen hätte.“

So gingen sie nach der Schenke, versoffen einen Theil des Blutgelds und sparten den andern auf, dem Könige die Abgaben zu bezahlen.

Der Teufel sah Fausten höhnisch an: „Zweifelst du noch, ob dir der Edelmann die Tochter verkaufen wird, die du doch wenigstens nicht fressen wirst?“

Faust. Bei der schwarzen Hölle, die mir in diesem Augenblick ein Paradies gegen die Erde zu seyn scheint, ich will von nun an allen meinen Begierden den Zügel schießen lassen, und bei Zerstörung und Verwüstung glauben, ich arbeitete in dem Sinne dessen, der die Menschen so ungeheuer geschaffen hat. Eile, kaufe ihm die Tochter ab, sie ist der Zerstörung geweiht, wie alles, was Odem hat.

Dieses war die Laune, worin der Teufel Fausten längst zu sehen wünschte, um ihn zum Ziel zu fördern und der lästigen Bürde los zu werden, der Sklave eines so verächtlichen Dinges zu seyn, als der Mensch ihm schien. Noch

denſelben Abend fing er an, den Edelmann zu ſtimmen und ſprach vorſätzlich von ihrer nahen Abreiſe; den folgenden Morgen warf er ihm bei einem Spaziergange die goldne Angel hin, der Gierige ſchnappte darnach, wollte ſie aber noch nicht faſſen und machte die gewöhnlichen Paraden der Tugend — der Teufel ſtieg bei jeder heuchleriſchen Floskel in der Summe, ſtieg endlich ſo hoch, daß der Edelmann in ſeinem Herzen des Thoren lachte, der ſein Gold ſo unſinnig verſchwendete. Der Vertrag ward gemacht, der Vater ließ Fauſten in das Zimmer ſeiner Tochter ein und dachte, ihr Heirathsgut auf eine Art erbeutet zu haben, wovon ihr künftiger Mann nichts merken würde. Das Mädchen war in der erſten Blüthe der Jugend. Fauſt hatte durch den Umgang mit den Weibern erlernt, ſie zu bethören, und da er ihr beweiſen konnte, daß ihr Vater ſelbſt zu ihrem Falle mitwirkte, ſo that die Natur das übrige.

Der Vater ſchlich indeſſen mit dem Goldſack und einer Lampe heimlich nach ſeinem jedermann unbekannten Gewölbe. Das Herz klopfte ihm vor Freude, einen Sack zu füllen und endlich die Summe ſeines Schatzes zu runden. Aus Furcht belauſcht zu werden und im Taumel der Freude ſchlug er die Thüre hinter ſich haſtig zu, ohne den Schlüſſel abgezogen und zu ſich geſteckt zu haben. Die Lampe verloſch durch den heftigen Schlag und er ſah ſich auf einmal mit ſeinem Golde auf dem Arme in dicker Finſterniß. Die Luft im Gewölbe war ſchwer und dumpfigt und drückte bald auf ſeine Bruſt. Nun ward er erſt gewahr, daß er den Schlüſſel außen gelaſſen hatte und Todesangſt ſchoß kalt durch ſein Herz. Noch hatte er Kraft und Inſtinkt genug, ſeinen Kaſten zu finden,

finsteres Herz höhnte des Entschlusses, er sah nochmals gen Himmel und sagte in seinem Inneren: „Ist mir doch die Sorge für ihn nicht anvertraut; vermuthlich gehört es zu deiner Ordnung auf Erden, daß dieser blute, damit der König muthiger in Verbrechen werde!“ Der Herzog kniete nieder, er hörte das Winseln und Klagen der Söhne unter dem Gerüste hervor, das ihn in das andre Leben begleiten sollte, sein eigner schmählicher Tod verschwand vor seinen Augen, er fühlte zum letztenmal und fühlte nur für die Unglücklichen — starre Thränen hingen an seinen Augen — seine Lippen zitterten — der Henker führte den Streich und das warme Blut des Vaters rann über die bebenden Söhne hin. So befleckt, führte man sie auf die Bühne zurück, zeigte ihnen den Leichnam, das davon getrennte Haupt des Vaters, trieb sie in das Gefängniß zurück, wo sie in Körbe gefesselt wurden, die oben weit und unten enge waren, um sie in dieser peinlichen Lage langsam hinsterben zu lassen. Ihre Marter zu vermehren, riß man ihnen zu Zeiten die Zähne aus.

Faust wankte betäubt von dieser schrecklichen Scene nach dem Wirthshaus und forderte den Teufel zur Rache an dem auf, den der Himmel unbestraft solche Greuel begehen ließ. —

Teufel. Faust, ich erwürge ihn nicht, es ist gegen die Polizei der Hölle. Und warum soll der Teufel diesen Grausamkeiten ein Ende machen, da sie der geduldig ansieht, den die Menschen ihren Vater und Erhalter nennen? Vermuthlich gehört es zu der Ordnung der moralischen Welt,

daß ein König wie dieser da, der sich doch auch einen Gesalbten des Himmels zu nennen wagt, so mit den Menschen umspringen darf und kann. Wo sollte deine Rache enden, wenn ich deinem Grimme folgte?

Faust. Und wäre es nicht ein verdienstliches Werk, wenn ich gleich einem zweiten Herkules herumzöge und Europa von Ungeheuern dieser Art reinigte?

Teufel. Kurzsichtiger, beweisen nicht eben solche Tyrannen euere verdorbene Natur! gib der Rache gegen Ihresgleichen Raum auf Erden, des Mordens wird kein Ende werden, die Völker sich trennen und sich durch bürgerliche Kriege aufreiben. Du siehst Millionen hier, die diesen Wütherich, wie sie ihn nennen, in Geduld ertragen, sich schinden lassen, ohne von Rache entflammt zu werden. Sahen sie nicht diesen edlen Herzog hinrichten, wie ein Schaf, und genossen mit ängstlichem und peinvollem Vergnügen des tragischen Schauspiels? Beweist dieses nicht, daß sie ihr Schicksal verdienen und keines bessern werth sind; daß sie als Sklaven des Himmels und ihrer Natur das Joch ertragen müssen, wie man es ihnen auflegt? Wenn dein Sinn durch die Wollust noch nicht ganz verraucht ist, so reime dieses mit den Schulbegriffen deiner Moral zusammen, ich bin kein Lehrer des Lichts in der Finsterniß, die euch umgibt. Ich kann meine Hand nicht an den Allerchristlichsten legen, der so wacker für die Hölle arbeitet, kann den Faden nicht zerreißen, an welchem ein Mächtigerer wie ich durch ihn dieses Volk leitet.

Faust. Wie gewissenhaft auf einmal mein Teufel geworden ist! Wie schnell warst du fertig, da ich dir auftrug,

mich an dem deutschen Fürsten zu rächen; ist dir der Franzose mehr werth?

Teufel. Er nannte sich nicht den Allerchristlichsten, war nicht gesalbt, und wenn ich deinen Wink erfüllte, so sah ich aus der That Nutzen für die Hölle; einst wird es dir klar werden! Warum willst du, daß ich gegen meine eignen Eingeweide wüthen soll? Ist er es nicht, der den Grundstein zu dem Despotismus legt, der durch Jahrhunderte wachsen, dann bisher unerhörte Gräuel veranlassen und unzählige Opfer der Verzweiflung zur Hölle schicken wird? Werden nicht alle die tyrannischen Großen, Minister und die übrigen Blutsauger des Volks in den Pfuhl der Verdammniß fahren? Und ich sollte den zerstören, der ein solches Werk gründet? Faust, wenn der mächtige Satan in Frankreich jetzt König wäre, so könnte er nicht mit furchtbarerer Hand den Samen zu dem künftigen Bösen aussäen, wie dieser es thut. Gedulde dich, du sollst diesen König sehen, dich an seinen Martern ergötzen, und dann wirst du ihm langes Leben wünschen, sie zu verlängern.

3.

Faust machte einige Zeit darauf mit einem sehr verständigen und rechtschaffnen Edelmanne Bekanntschaft, und er nebst dem Teufel gefielen ihm so wohl, daß er sie auf sein Landgut nahe bei der Stadt einlud, wo er mit seiner Familie lebte, die aus seiner Gemahlin und seiner sehr schönen sechzehnjährigen Tochter bestand. Faust wurde von dem ersten Blicke des reizenden, unschuldigen Mädchens bezaubert, und

fühlte zum erstenmal etwas von den süßen Qualen einer feinern Liebe. Er vertraute dem Teufel seine Pein, und dieser, der das Böse so gern beförderte, als Faust es that, bot ihm seine Hülfe an und spottete seiner Ziererei. Faust aber, der auf einmal edel zu fühlen glaubte, gestand ihm, es ginge ihm nah, dem Edelmann seine Gastfreundschaft so schlecht zu vergelten. Der Teufel spottete seiner Bedenklichkeit noch mehr und antwortete: „Nun Faust, wenn du die Einwilligung des Edelmanns zu dem Spaße brauchst, so ist mir's um so lieber, denn ich fange auf einen Zug zwei Vögel, und stehe dir für die Einwilligung. Für was hältst du ihn?"

Faust. Für einen Biedermann.

Teufel. Es ist doch Schade, Faust, daß du bei dem deutschen fanatischen Mönch nicht ein wenig in die Schule gegangen bist. Du hältst also diesen Edelmann für einen biedern Gesellen? Freilich, ganz Paris denkt so von ihm, und leider muß ich nun wieder in meiner ganzen schwarzen Teufelei erscheinen — was glaubst du, daß er vorzüglich liebt?

Faust. Seine Tochter.

Teufel. Ich kenne etwas, das er noch mehr liebt.

Faust. Das wäre?

Teufel. Gold, davon du freilich schon Beweise haben könntest; da dir aber die Schätze der Erde durch mich offen stehen, so gleichst du einem Strome, der sich ergießt, unbekümmert, woher die Gewässer ihm zufließen und wohin er sie ausstößt. Wie viel hast du schon an den Edelmann verspielt?

Faust. Das berechne der, der den Quark für mehr hält als ich.

Teufel. Er, der dich betrogen hat, zählt es sorgfältiger als ich.

Faust. Betrogen?

Teufel. Wie anders? Würde er, der nie gespielt hat, sonst mit dir spielen? Er sah, was dir das Geld ist, und machte seinen sichern Plan darauf. Glaubst du, die Tafel würde so gut bestellt seyn, die Weine so wacker fließen, und die Gäste, seine Gehülfen, dich zu rupfen, so zahlreich um den Tisch dieses Geizigen sitzen, wenn dein Gold nicht diese Wunder wirkte? Faust, in diesem Hause aß man sich vor unserm Hierseyn nie satt. — Ich sehe an deiner Verwunderung, daß du dein Lebenlang ein Verschwender warst und von diesem Durst nach Gold, der alle Wünsche des Herzens, selbst die nöthigen Bedürfnisse der Natur besiegt, keine Ahnung hast. Folge mir leise!

Sie gingen die Treppe hinunter, durchschlichen einige unterirdische Gänge und kamen endlich an eine eiserne Thüre, wo der Teufel zu Fausten sagte: „Sieh durch das Schlüsselloch!" In diesem Gewölbe, das der schwache Schein einer Lampe erleuchtete, entdeckte Faust den Edelmann vor einem eisernen Kasten, in welchem viele Säcke mit Geld lagen, die dieser mit zärtlichen Augen ansah und hierauf in einen leeren das Gold Stück für Stück zählte, das er Fausten abgewonnen hatte. Vorher aber besah er jedes Stück, wog es in der Hand, küßte es, rechnete zusammen, überzählte mit vielem Genusse den ganzen Schatz, seufzte am Ende beklommen über

das, was ihm noch mangelte, die Zahl rund zu machen. Der Teufel lispelte Fausten ins Ohr:

„Um das Fehlende verkauft er dir die Tochter.“

Faust wollte es nicht glauben; dieses verdroß den Teufel und er sagte ungeduldig:

„Nun, wenn ich dir zeigte, daß das Gold eine so unwiderstehliche Macht über das Herz des Menschen hat, daß in diesem Augenblick einige Väter und Mütter aus der Stadt, in dem ganz nahen Gehölze, mit einigen Abgesandten des Königs in Unterhandlung sind, ihnen ihre Säuglinge zu verkaufen, ob sie gleich wissen, daß sie ermordet werden und der kränkelnde König ihr Blut trinkt, in dem Wahne, sein scharfes und veraltetes Geblüt durch ihr süßes und gesundes zu verjüngen?“

Faust (schaudernd). So ist die Welt die Hölle, und ich will ihr mit Freuden entfliehen. Was, der König trinkt wissend diesen schaudervollen Trank?

Teufel. Der Arzt, der sein Tyrann ist und sich bereichert, hat ihn verordnet, und der Beichtvater es unsträflich gefunden, wenn es dazu dienen kann, seiner Majestät kostbare Tage zu verlängern.

Sie eilten nach dem Gehölze, verbargen sich hinter dickes Gesträuch und sahen die Abgeordneten des Königs mit einigen Bürgern und ihrem Amtmann in Unterhandlung. Vier kleine Kinder lagen vor ihnen im Grase, eins derselben schrie erbärmlich, die Mutter koste es und legte es an die Brust, um es zu stillen. Die andern krochen auf den Bäuchen und spielten mit den Blumen. Die Abgeordneten zählten den

Männern das Gold auf die Hand, der Amtmann empfing seinen Theil und man lieferte die Kinder aus. Noch lange hörte man die armen Kinder durch den Wald schreien, die Mütter heulten, aber die Männer sagten ihnen: „Hier ist Gold, laßt uns in die Schenke gehen und uns Muth trinken, andere zu machen. Man sagt, der König fresse die Kinder; besser, er frißt sie jung, als daß er sie alt schindet, oder sie, in einen Sack genäht, in die Seine werfen läßt, wie er Tausenden gethan hat. Laßt früh sterben, was zum leiden geboren ist; wahrlich, es wäre besser für uns gewesen, wenn sein Vater uns jung gefressen hätte."

So gingen sie nach der Schenke, versoffen einen Theil des Blutgelds und sparten den andern auf, dem Könige die Abgaben zu bezahlen.

Der Teufel sah Fausten höhnisch an: „Zweifelst du noch, ob dir der Edelmann die Tochter verkaufen wird, die du doch wenigstens nicht fressen wirst?"

Faust. Bei der schwarzen Hölle, die mir in diesem Augenblick ein Paradies gegen die Erde zu seyn scheint, ich will von nun an allen meinen Begierden den Zügel schießen lassen, und bei Zerstörung und Verwüstung glauben, ich arbeitete in dem Sinne dessen, der die Menschen so ungeheuer geschaffen hat. Eile, kaufe ihm die Tochter ab, sie ist der Zerstörung geweiht, wie alles, was Odem hat.

Dieses war die Laune, worin der Teufel Fausten längst zu sehen wünschte, um ihn zum Ziel zu fördern und der lästigen Bürde los zu werden, der Sklave eines so verächtlichen Dinges zu seyn, als der Mensch ihm schien. Noch

denſelben Abend fing er an, den Edelmann zu ſtimmen und ſprach vorſätzlich von ihrer nahen Abreiſe; den folgenden Morgen warf er ihm bei einem Spaziergange die goldne Angel hin, der Gierige ſchnappte darnach, wollte ſie aber noch nicht faſſen und machte die gewöhnlichen Paraden der Tugend — der Teufel ſtieg bei jeder heuchleriſchen Floskel in der Summe, ſtieg endlich ſo hoch, daß der Edelmann in ſeinem Herzen des Thoren lachte, der ſein Gold ſo unſinnig verſchwendete. Der Vertrag ward gemacht, der Vater ließ Fauſten in das Zimmer ſeiner Tochter ein und dachte, ihr Heirathsgut auf eine Art erbeutet zu haben, wovon ihr künftiger Mann nichts merken würde. Das Mädchen war in der erſten Blüthe der Jugend. Fauſt hatte durch den Umgang mit den Weibern erlernt, ſie zu bethören, und da er ihr beweiſen konnte, daß ihr Vater ſelbſt zu ihrem Falle mitwirkte, ſo that die Natur das übrige.

Der Vater ſchlich indeſſen mit dem Goldſack und einer Lampe heimlich nach ſeinem jedermann unbekannten Gewölbe. Das Herz klopfte ihm vor Freude, einen Sack zu füllen und endlich die Summe ſeines Schatzes zu runden. Aus Furcht belauſcht zu werden und im Taumel der Freude ſchlug er die Thüre hinter ſich haſtig zu, ohne den Schlüſſel abgezogen und zu ſich geſteckt zu haben. Die Lampe verloſch durch den heftigen Schlag und er ſah ſich auf einmal mit ſeinem Golde auf dem Arme in dicker Finſterniß. Die Luft im Gewölbe war ſchwer und dumpfigt und drückte bald auf ſeine Bruſt. Nun ward er erſt gewahr, daß er den Schlüſſel außen gelaſſen hatte und Todesangſt ſchoß kalt durch ſein Herz. Noch hatte er Kraft und Inſtinkt genug, ſeinen Kaſten zu finden,

er legte das Gold hinein, kroch tappend zu der Thür zurück und überlegte, ob er klopfen oder schreien sollte. Es entstand ein peinlicher Kampf in seiner Seele; er war in Gefahr, sein Geheimniß zu verrathen oder aus dieser Gruft sein Grab zu machen. Lange hätte er rufen mögen; dieses Gewölbe war mit dem bewohnten Theil des Hauses außer aller Verbindung und er wußte die Zeit so gut zu wählen, daß ihn bisher noch niemand bemerkt hatte, wenn er zu seinem Gott schlich. Nachdem er lange gekämpft hatte, ohne sich entschließen zu können, nahm das Bangen seines Herzens durch die schrecklichen Vorstellungen und die schwere, verschlossene Luft so zu, daß es sein Gehirn verwirrte. Er sank nieder, kroch zu seinem Kasten zurück, umfaßte ihn und fing bald an zu wüthen. Hier kämpfte er mit der Verzweiflung und dem scheußlichsten Tode, während seine Tochter, deren Unschuld er für das Gold, auf welchem er nun winselte, verkauft hatte, Faust den Lohn seiner Sünde abtrug. Nach einigen Tagen, da man schon alle Winkel vergebens durchsucht hatte, führte der Zufall einen Diener nach dem Gewölbe. Mann öffnete es und fand den Verzweifelten blau und schwarz in der scheußlichsten Verzerrung auf seinem Schatze. Er hatte in der Wuth das Fleisch von seinen Armen gefressen, um den wilden Hunger zu stillen. Der Teufel erzählte Fausten auf ihrem Rückweg nach Paris den Ausgang der Geschichte, und dieser glaubte, daß sich doch einmal die Vorsehung gerechtfertigt hätte.

4.

Der Teufel hatte ausgespäht, daß das Parlament über einen Fall richten würde, der so unerhört war, daß er es

schicklich für seinen Plan hielt, Fausten zum Zuhörer davon zu machen. Die Sache war diese: Ein Wundarzt befand sich in der Nacht mit seinem treuen Diener unweit Paris auf der Landstraße. Er hörte in der Nähe das Winseln und Aechzen eines Menschen. Sein Herz zog ihn nach dem Orte hin, wo er einen lebendig geräderten Mörder antraf, der ihn um Gottes willen bat, ihn zu tödten. Der Wundarzt schauderte zurück, und als er sich von seinem Schrecken erholt hatte, fuhr der Gedanke durch seinen Sinn: ob es nicht möglich sey, diesen Unglücklichen durch seine Kunst wieder herzustellen. Er sprach mit seinem Diener, nahm den Mörder von dem Rade herunter, legte ihn sanft auf seinen Wagen, führte ihn nach seiner Wohnung und unternahm seine Heilung, die glücklich von statten ging. Er hatte erfahren, daß das Parlament hundert Pfund dem zur Belohnung ausgesetzt hätte, der es anzeigen würde, wer diesen Mörder vom Rade genommen. Beim Abschied entdeckte er dem Mörder dieses, gab ihm Geld zur Reise und rieth ihm, sich ja nicht in Paris aufzuhalten. Das erste, was dieser Elende that, war, hinzugehen, seinen Wohlthäter bei dem Parlament anzugeben, um die hundert Pfund zu erhalten. Die Wangen der Richter, die so selten erblassen, wurden bleich bei dieser Anzeige, denn er gestand geradezu: er selbst sey jener Mörder, den das Parlament auf der Stelle, wo er das Verbrechen begangen, hätte rädern lassen. Der Wundarzt wurde vorgefordert und der Teufel führte Fausten in diesem Augenblick in die Gallerie, da dieser erschien, ohne ihm vorher etwas von dem Vorfall zu sagen. Das Gericht meldete dem Wundarzt die gegen ihn vorhandene

Anklage. Er, der seines Dieners gewiß war, leugnete sie standhaft. Man bedeutete ihm sich zu bedenken, weil man Zeugen vorführen könnte, die ihn überführen würden. Er forderte die Richter dazu auf. Man öffnete eine Seitenthüre, der Mörder trat kalt und frech herein, stellte sich vor ihn und wiederholte seine Anzeige mit allen Umständen. Der Wundarzt schrie: „Was hat dich, Ungeheuer, zu diesem scheußlichen Undank gereizt?"

Mörder. Die hundert Pfund, wovon ihr mir sagtet, da ihr mich entließet. Glaubt ihr, daß mir mit meinen gesunden Gliedern allein gedient sey? Ich ward für einen Mord gerädert, den ich um dreißig Pfund beging, soll ich nicht hundert durch eine Anzeige zu verdienen suchen, wobei ich selbst nichts wage?

Wundarzt. Undankbarer! Dein Winseln und Aechzen rührte mein Herz. Ich nahm dich schaudernd vom Rade, besorgte, verband und heilte deine Wunden, nährte dich mit eigner Hand, so lange du deine zerschlagenen Glieder nicht brauchen konntest, gab dir Geld, das du noch nicht verzehrt haben kannst, um heim zu reisen, offenbarte dir, um deinetwillen, die Bekanntmachung des Gerichts, und ich schwöre bei dem lebendigen Gott! hättest du mir dein teuflisches Vorhaben vertraut, ich wollte eher alles bis auf mein Hemde verkauft haben, dir die hundert Pfund auszuzahlen, damit der Menschheit dieses abscheuliche Beispiel von Undank ewig ein Geheimniß geblieben wäre. — Ihr Herren, richtet zwischen ihm und mir, ich erkenne mich der Anklage schuldig.

Präsident. Ihr habt die Justiz gröblich beleidigt, da ihr den

zu erhalten suchtet, den das Gesetz um der Sicherheit der Bürger willen verdammt hat; doch, dießmal soll die strenge Gerechtigkeit schweigen und die Menschheit allein zu Gerichte sitzen. Euch werden die hundert Pfund und der Mörder werde noch einmal gerädert.

Faust, der während des Verhörs schnaubte und glühte, brach in ein schallendes Bravo aus, das die Gallerie wiederholte. Der Teufel, welcher merkte, daß der letzte Eindruck den ersten verwischen wollte, führte ihn schnell zu einer andern Scene.

5.

Einige Wundärzte, Doktoren der Medizin, Philosophen und Naturkundige hatten eine geheime Gesellschaft geschlossen, Untersuchungen über den Nervensaft, den Mechanismus des Körpers und die Wirkung der Seele auf die Materie anzustellen. Um ihrer Neugierde und ihrem Forschungsgeist Genüge zu leisten, lockten sie unter allerlei Vorwand arme, unbedeutende Leute nach einem von der Stadt abgelegenen Hause, dessen obern Theil sie so eingerichtet hatten, daß man weder von außen noch von innen wahrnehmen konnte, was darin vorging. Hier banden sie diese Unglücklichen mit Stricken auf einen langen Tisch, legten ihnen ein Querholz in den Mund, lösten ihnen eine Haut nach der andern ab, entblößten ihre Muskeln, Nerven, ihr Herz, Gehirn, und zerlegten sie bei lebendigem Leibe mit eben der Kälte und Aufmerksamkeit, als man einen unempfindlichen Leichnam anatomirt. Um recht hinter das, was sie suchten, zu kommen, nährten sie diese Elenden gewaltsam mit stärkenden Brühen

und ließen sie viele Tage lang unter Messerschnitten und langsamem Zerreißen der Bande des Lebens des peinlichsten Todes hinsterben. Der Teufel wußte, daß sie eben versammelt waren und sagte zu Faust: „Du hast einen Wundarzt gesehen, der aus Menschenliebe oder Neigung für seine Wissenschaft den geräderten Mörder heilte; ich will dir nun Naturkundige zeigen, die, um Geheimnisse zu erforschen, die ihr nie ergründen werdet, ihre Brüder lebendig schinden. Du scheinst zu zweifeln? Komm und überzeuge dich. Wir wollen zwei Doktoren vorstellen."

Er führte ihn in das entlegene Haus, sie traten in das gewölbte Arbeitszimmer, das kein Tageslicht erleuchtete. Hier sahen sie die Naturkundigen einen dieser Unglücklichen, dessen Fleisch unter ihren Händen zitterte, und dessen aufgerissene Brust unter dem peinlichsten Schmerz sich hob, zerschneiden, und hörten sie über ihre Entdeckungen reden und streiten, als wenn sie eine Blume zergliederten. Sie waren mit ihrem Gegenstande so beschäftigt, daß sie den Teufel und Fausten nicht einmal wahrnahmen. Faust fühlte Zuckungen in all' seinen Nerven, er stürzte hinaus, schlug sich vor die Stirne und gebot dem Teufel, das Haus über die Köpfe dieser Ungeheuer zusammen zu werfen, daß ihre Spur von der Erde vertilgt würde.

Teufel. Faust, warum rasest du? Fühlst du denn nicht, daß du eben auf die Weise in der moralischen Welt verfährst, wie diese in der physischen? Sie schneiden in das Fleisch der Lebenden und du wütheſt durch meine zerstörende Hand in der ganzen Schöpfung —

Faust. Verworfner! denkst du, mein Herz sey schon Stein geworden? Gefällt dir das Metzeln dieser Unglücklichen? Auf! ich kann die Raserei, die in meiner Brust und in meinem Gehirne glüht, nur durch Rache kühlen. Mein ganzes Wesen löset sich vor der Vorstellung des Leidens dieser Unglücklichen auf. Die Qualen des ganzen Menschengeschlechts überfallen mich in diesem Augenblick. O, ich fühle, daß es Unsinn ist, da ich ihre Thränen nicht trocknen, ihre Wunden nicht heilen kann; aber rächen will ich sie an diesen Ungeheuern. Auf, zerstöre und schnell! daß nicht einer überbleibe! Eile, oder ich wüthe meinen Zorn an dir aus.

Der Teufel, der ihm mit Vergnügen gehorchte, erschütterte den Grund des Gebäudes, er stürzte krachend zusammen und zerschmetterte die Ungeheuer. Der empörte Faust eilte nach Paris zurück, ohne auf den Wink zu merken, den ihm der Teufel gegeben hatte.

6.

Faust hatte so viel von den Käfigten gehört, die der allerchristlichste König hatte verfertigen lassen, die ihm verdächtigen und gefährlichen Personen einzusperren, daß er dem Teufel befahl, Anstalt zu machen, damit er sie in Augenschein nehmen könnte. Dieses war ein Schauspiel, daß ihm der Teufel gern verschaffte und ob es gleich bei Todesstrafe verboten war, keinen hinzu zu lassen, so öffnete doch die Beredtsamkeit des Teufels, die so mächtig von seinen Fingern floß, das Kastell. Sie fanden dort Käfigte von Eisen, die ruudum mit dergleichen Stangen versehen waren und worin ein Mensch gerade

aufrecht stehen konnte. An die Füße der Elenden, denen diese traurige Wohnung angewiesen war, hatte man schwere Ketten geschmiedet, an die eine große Kugel befestigt war. Der Aufseher vertraute ihnen, daß der König oft in gesunden Tagen in dieser Gallerie herumspaziert sey, um sich an dem Gesang seiner Nachtigallen, wie er sie nannte, zu ergötzen. Faust fragte einige der Unglücklichen um die Ursache ihrer schmählichen Gefangenschaft und hörte Geschichten, die das Herz zerreißen. Unter andern that er an einen ehrwürdigen Greis dieselbe Frage und dieser antwortete in einem kläglichen Tone:

„Ach, wer Ihr auch seyd, so laßt Euch mein grausames Schicksal zur Warnung dienen, nie Eure Hände einem Tyrannen zu Grausamkeiten zu leihen. Ihr seht in mir den Bischof von Verdün, jenen Unglücklichen, welcher zuerst dem grausamen König den Gedanken von diesen scheußlichen Käfigten beigebracht hat und der den ersten verfertigen ließ, damit einer seiner Feinde hinein gesperrt würde. Der König ließ sogleich nach dem von mir gegebenen Muster zwei machen und wieß mir, dem Erfinder, den ersten zur Wohnung an. Hier büße ich nun schon vierzehn Jahre für meine Sünde und flehe täglich den Tod, meiner Marter ein Ende zu machen.“

Faust. Ha! ha! Ew. Ehrwürden hat also, gleich einem zweiten Perillus, auch seinen Phalaris gefunden. Ihr wißt doch die Geschichte? — Ihr schüttelt den Kopf — nun zum Zeitvertreib will ich sie Euch erzählen.

Dieser Perillus (der nebenher weder ein Bischof noch ein

Christ war) goß einen ehernen Ochsen, den er dem Tyrannen Phalaris als ein Meisterstück zeigte und ihn versicherte, er habe ihn so zugerichtet, daß wenn Seine Majestät einen Menschen hinein stecken und ihn durch untergelegtes Feuer glühend machen ließe, das Geschrei des geplagten Menschen das Brüllen eines Ochsen ganz genau nachahmen würde, welches Seiner Majestät viel Vergnügen machen könnte. Phalaris antwortete: wackrer Perillus, es ist billig, daß der Künstler sein Werk selber probe! Hierauf mußte der Künstler in den Ochsen kriechen, es ward Feuer darunter gelegt, er brüllte wie ein Ochs, und so spielte vor tausend Jahren Phalaris die Geschichte, die der allerchristlichste König mit Euch, ehrwürdiger Bischof von Verdün, nur wiederholt hat.

Bischof. O, hätt' ich doch dieses Beispiel früher gewußt, es sollte mir zur Warnung gedient haben.

Faust. Da seht Ihr, Ehrwürden, daß zu Zeiten die Geschichte auch einem Bischofe nützen kann. Laßt Euch die Zeit nicht lange werden; über das Schicksal dieser Unglücklichen weint man und über das Eure lacht man.

7.

Faust wollte nun diesen König sehen, dessen scheußliche Thaten seine Einbildungskraft so erhitzt hatten, daß er sich ihn kaum unter einer menschlichen Gestalt vorstellen konnte. Der Teufel stellte ihm die Unmöglichkeit vor, in das Schloß Plessis du Parc, worin Feigheit und Furcht den Tyrannen gefangen hielten, in ihrer wahren Gestalt zu bringen und setzte hinzu: daß außer den nöthigen Dienern, seinem Quäler den

Arzt, seinem Beichtvater und seinem Freunde dem Henker, nebst einigen Astrologen, kein Mensch ohne besondere Erlaubniß eingelassen würde.

Faust. So laß uns andere Gestalten annehmen.

Teufel. Gut, ich will zwei seiner Trabanten entfernen, und wir wollen ihren Dienst unter ihrer Gestalt verrichten, um diesen König und sein Glück in der Nähe zu beobachten. Der Augenblick, den Elenden zu sehen, ist trefflich. Die Furcht vor dem Tode rächt schon vor der Hölle seine Thaten an seinem feigen Herzen und in dieser Marter sinnt er Tag und Nacht, wie er ihn entfernen möchte, zieht ihn dadurch immer näher und sieht ihn jede Sekunde scheußlicher. Komm, ich will dich zum Zeugen seines Jammers machen.

Der Teufel führte seinen Vorschlag aus und sie standen beide als Trabanten im Innern des Schlosses, wo die Stille des Grabes wohnte und die schaudervollen Schrecken des Todes herumschwebten. Hierher hatte sich der verbannt, vor dem Millionen bebten, um der Rache der Verwandten der Ermordeten, der Furcht vor seinem Sohne, indem er den Rächer seines Vaters zu sehen glaubte, auszuweichen. Dem Auge seiner Unterthanen konnte er in dieser peinlichen Gefangenschaft entfliehen; aber ihm folgten die Qual seines Herzens, das Leiden seines Körpers; umsonst ermüdete er den Himmel mit Flehen um Gesundheit und Ruhe, vergebens suchte er ihn mit Geschenken an Heilige, Priester und Kirchen zu bestechen, umsonst behing er seinen siechen, kraftlosen Körper mit Reliquien aus allen Theilen der Erde; der Gedanke: du mußt sterben! nagte gleich einer giftigen Schlange in seinem

geängsteten Busen. Kaum wagt er aus seinem Zimmer zu gehen, weil er fürchtet, in jedem, auf den er stößt, einen Mörder zu finden. Treibt ihn die Angst in die freie Luft, so bewaffnet er sich mit Dolch und Speer und hüllt sein zusammengeschrumpftes Gerippe in prächtige Kleider, um ihm einen gelogenen Glanz zu geben; zeigt sich nur von weitem, damit das Auge der Fernestehenden nicht die Maskerade wahrnehme. Tag und Nacht blickt er angstvoll durch die Schießlöcher des Thurms, ob keine Feinde nahen, seinem traurigen Leben ein Ende zu machen. Vierhundert Trabanten wachen unaufhörlich um die düstre Höhle des abgelebten Wütherichs, der sein Daseyn nur noch durch Grausamkeiten zu erkennen gibt. Ihr dumpfer Zuruf erschallt jede Stunde dreimal, von Posten zu Posten, durch die einsame Stille, und jeder Schrei erinnert den Tyrannen an seine schreckliche Lage. Das Feld um das Schloß ist mit Fußangeln bestreut, damit keine Reiterei nahen kann, es zu überfallen. An den innern Mauern hängen Ketten, an welche große und schwere Kugeln geschmiedet sind, um seine gepeinigten Diener zu fesseln, wenn sie etwas verabsäumen. Rund um das Schloß sind Galgen aufgerichtet, und sein einziger wahrer Freund, der Henker Tristan, geht forschend umher, Opfer auszuspähen, um die Angst des Tyrannen durch ihre Hinrichtung zu mindern, denn in jedem Verurtheilten sieht er einen Feind seines Lebens weniger. Zu Zeiten schleicht er hinter die Scheidewand neben der Folterkammer, um die Bekenntnisse der Verdächtigen zu belauschen, ergötzt sich an ihren Qualen und findet Trost für die seinigen darin. Bedeckt mit Reliquien, an seinem Hut ein bleiernes

Bild der Mutter Gottes, seiner vermeinten Beschützerin, trinkt er das Blut der ermordeten Säuglinge, läßt sich von seinem Arzte martern, dem er monatlich zehn tausend Thaler bezahlt, bestürmt den Himmel mit unablässigem Gebet, stirbt jeden Seigerschlag und vermehrt bei jedem seiner Gedanken die Schrecken des Todes, dessen Namen auszusprechen bei Strafe des Hochverraths verboten ist.

So zeigte der Teufel Fausten den gefürchteten Ludwig, und Fausts Herz ergötzte sich an der Bläße seiner Wangen, an den Furchen, welche die Angst auf seine Stirne gegraben. Er weidete sich an seinem beklommenen Athem und sättigte sich an seiner Qual. Schon wollte er dem ekelhaften Aufenthalt entfliehen, als ihm der Teufel ins Ohr raunte, den kommenden Tag abzuwarten, eine besondere Scene anzusehen. Der König hatte vernommen, daß in Kalabrien ein Eremit Martorillo lebte, den man in ganz Sicilien als einen Heiligen verehrte. Dieser Thor hatte von seinem vierzehnten bis zu seinem vierzigsten Jahr auf einem spitzen Felsen gelebt, seinen Körper durch Fasten gemartert und seinem Geiste alle Nahrung versagt; aber der Schein des Heiligen bedeckte den Dummkopf und er sah bald die Fürsten, wie den Pöbel zu seinen Füßen. Um diesen außerordentlichen Mann hatte Ludwig den König von Sicilien gebeten und hoffte seine Genesung von ihm. Er war nun eben auf dem Wege und da er zugleich dem Könige die Erlaubniß von dem Papst mitbrachte, seinen ganzen Leib mit dem heiligen Oele von Rheims schmieren zu dürfen, so glaubte er bald alle Schrecken des Todes zu besiegen. Der glückliche Tag erschien, der kalabrische Bauer nahte dem

Schloſſe, der König ging ihm bis an das Thor entgegen, fiel ihm zu Füßen, küßte ſeine Hände und bat ihn um Leben und Geſundheit. Der Kalabrier ſpielte ſeine Rolle ſo, daß Fauſt ſich nicht enthalten konnte, bei der Farce in ein lautes Gelächter auszubrechen. Schon wollte ihn Triſtan mit ſeinen Helfern ergreifen, es war um ſein Leben geſchehen, der Teufel entriß ihn ihren Klauen und flog mit ihm davon. Als ſie in Paris angekommen waren, ſagte Fauſt zu dem Teufel:

„Dieſes feige, abergläubiſche, bebende Ding iſt es alſo, vor dem die kraftvollen Söhne Frankreichs zittern und von dem ſie ſich ohne Widerſtand erwürgen laſſen? Ein Todtengerippe in Purpur gehüllt, das kaum noch den Wunſch zu leben aus der Bruſt hervorkeuchen kann? Und ſie beben vor ihm, als ob ein gewaltiger Rieſe, deſſen furchtbarer Arm von einem Ende des Reichs zu dem andern reichte, auf ihrem Nacken ſäße! Treten doch die feigſten Thiere vor die Höhle des Löwen, wenn kraftloſes Alter den Räuber feſſelt, und ſpotten des unvermögenden Würgers.“

Teufel. Dadurch eben unterſcheidet ſich ein ſolcher König der Menſchen von dem Könige des Waldes. Dieſer iſt nur furchtbar, ſo lange er Kräfte hat; aber da jener die Kräfte ſeiner mitſchuldigen Helfershelfer an ſeinen Willen bindet, ſo iſt er gleich ſtark, er liege an der Gicht oder ſtehe in blühender Jugend an der Spitze der Heere. Fühlſt du nun bald, daß es Wahn iſt, der euch in allem leitet, euch zu Sklaven macht, eure Ketten zerbricht und euch wiederum neue ſchmiedet. So treibt ihr euch im ewigen Kreiſe herum und ihr ſeyd verdammt, immer den Schatten für das Weſen zu ergreifen.

Damit nicht zufrieden, Unterworfne der Natur, eurer Leidenschaften und gränzlosen Begierden, eines unsichtbaren strengen Herren zu seyn, müßt ihr auch, um bestehen zu können, um euch nicht im Freiheitsschwindel in eurer Wuth zu zerfleischen, einem solchen bebenden Tyrannen, wie diesem da, gehorchen, und damit er seine Gewalt ohne Gefahr für sich mißbrauchen möge, müßt ihr auch seine Rechte über euch, wie die des gerechtesten seines Standes, von dem Erstern ableiten. Hadere du nun mit dem, von dem auch er glaubt, diese Rechte erhalten zu haben. Gefällt dir aber die Meinung besser — solche Tyrannen seyen von Ihm den Völkern im Zorn zur Strafe gegeben, so habe ich nichts dagegen; denn diese Meinung beweist, daß sich die Menschen endlich kennen lernen, daß sie wissen, welcher Behandlung sie werth sind, was sie verdienen.

Faust. Fasse es, wer da kann! (Er schlug wider seine Stirne und seine Brust.) Dieser hier und dieses da stehen im Widerspruche mit allem was ich sehe, vernehme und fühle. Finstre Gedanken, wie plagende Dämonen der Nacht, ziehen in meinem Gehirne herum, und oft dünkt mich, die moralische Welt würde von eben einem solchen Dinge beherrscht, wie dieser Elende eines ist. Er mordet ohne Form und Recht, und so wird der Mensch gleich dem Stier gefällt, ohne zu wissen warum er bluten muß.

Faust fuhr in dieser Laune fort und spann seine dunklen Gedanken und Gefühle bis in's Abscheuliche aus. Der Teufel ergötzte sich, da er ihn seinem Zwecke nahen sah, stimmte ihn zu fernerm Herumstreifen, um ihn durch neue Scenen

noch mehr zu verwirren. Als sie aus Paris ritten, sagte der Teufel:

„Schon wittre ich die künftigen, ungeheuren Thaten, die diese blühende Stadt erschüttern werden.“

Auf dem Wege nach Calais sagte er oft:

„Bald werden diese Felder durch Bürger- und Religionskriege mit Leichen besäet werden. Jahrhunderte wird der Geist der Zwietracht wüthen, und wenn der Despot des Mordens sollte müde werden, so wird ihn der Priester auf Befehl des Himmels zu noch schrecklichern Gräueln reizen.“

8.

Faust und der Teufel flogen über den Kanal und kamen in dem Augenblick in London an, als sich der häßliche, mißgeschaffne Herzog Gloster zum Protektor des Reichs aufwarf und mit allen Kräften arbeitete, seines Bruders, des verstorbenen Königs Sohn, der Krone zu berauben. Den Vater hatte er mit Gift aus dem Wege geräumt, und die Königin, die sich bei der Entdeckung seiner Absichten nach der Westmünsterabtei mit ihren Kindern flüchtete, schon dahin gebracht, ihm den Erben des Throns, der damals vierzehn Jahr alt war, mit seinem jüngern Bruder York auszuliefern. Sie übergab sie bebend und schien das Schicksal ihrer Söhne zu ahnen. Faust war Zuhörer, als der Doktor Shaw, auf Befehl des Protektors, dem erstaunten Volke von der Kanzel bewies, daß seine und des verstorbenen Königs noch lebende Mutter verschiedne Liebhaber in ihr Bette aufgenommen hätte, der verstorbene König im Ehebruch erzeugt sey und

daß sich niemand vom königlichen Hause einer rechtmäßigen Geburt rühmen könnte, außer der Protektor. Er sah die Großen hinrichten, die diesem Plane nicht beitreten wollten, und der Teufel führte ihn in dem Augenblick in den Tower, da Tyronel den rechtmäßigen König von England nebst seinem Bruder York durch Meuchelmörder ermorden und an der Schwelle ihres Gefängnisses begraben ließ. Er war Zeuge der niederträchtigen Unterwerfung des Parlaments und der Krönung des scheußlichen Tyrannen. Er war Zeuge davon, wie sich die Königin mit dem Mörder ihrer Söhne in Unterhandlung einließ, seine gewaltsame Thronbesteigung durch die Hand ihrer ältesten Tochter zu unterstützen, um im Glanze des Hofes und der Herrschaft erscheinen zu können, ob sie gleich durch die empörten Großen des Reichs mit ihrem künftigen Rächer, dem Grafen Richmond, in gleiche Verbindung getreten war. Dieses brachte Fausten so auf, daß ihn selbst die Reize der schönen Engländerinnen nicht länger in dieser Insel fesseln konnten, er verließ sie im finstern Grolle; denn so kalt und ohne Schleier hatte er noch nicht Verbrechen begehen sehen. Er war noch nicht in Rom gewesen. Als sie im Begriff waren, sich einzuschiffen, sagte der Teufel zu ihm;

„Dieses Volk, Faust, wird eine Zeit lang unter dem Joche des Despotismus seufzen, dann vielleicht einen seiner Könige auf dem Blutgerüste der geträumten Freiheit opfern, um sie seinen Nachfolgern für Gold und Titel zu verkaufen. Uebrigens ein wackres Volk im Laster, ein guter Rekrutirungsplatz für die Hölle; denn das Gold allein wird einst ihr Gott werden!“

Hierauf führte er ihn nach Mailand, wo sie den Herzog Galeas Sforza am heiligen Stephanstage in der Domkirche ermorden sahen. Faust hörte die Meuchelmörder mit lauter Stimme den heiligen Stephan und heiligen Ambrosius anrufen, ihnen zu ihrem edlen Vorhaben den gehörigen Muth zu verleihen.

In Florenz, dem Sitz der Musen, sahen sie den Neffen des großen Kosmus, des Vaters des Vaterlands, in der Kirche Santa reparata in dem Augenblick an dem Altar ermorden, da der Priester den Leib des Herrn emporhob; dieses war das Zeichen zum Mord, welches den Mördern der Erzbischof von Florenz, Salviati, gegeben hatte. Der Papst hatte ihn zu dieser That durch seinen Neffen anwerben lassen, die Mediceer zu vertilgen, um in Italien zu herrschen; doch dieses gehört zur spätern Geschichte der Kirche.

In Spanien fanden sie den Betrug und die Heuchelei unter der Maske der Religion auf dem Throne, sahen in einem Auto da fé dem milden Gott der Christen Menschen durch die Flamme opfern, und hörten den Großinquisitor Torquemada gegen die heuchlerische Isabella und den trugvollen Fernando sich rühmen: daß das heilige Gericht bereits achtzigtausend verdächtigen Personen den Prozeß gemacht und sechstausend Ketzer wirklich lebendig verbrannt hätte. Als Faust das erstemal die Damen und Kavaliere auf dem großen Platze in all ihrem Glanze versammelt sah, schmeichelte er sich, einem Freudenfest beizuwohnen; da er aber die Elenden, unter der Prozession der Gott lobenden Priester, heulen und wehklagen hörte, überzeugte er sich bald, daß der Mißbrauch

der Religion den Menschen zu dem abscheulichsten Ungeheuer der Erde macht. Er genoß indessen, unter Verwünschung des ganzen menschlichen Geschlechts, noch immer der Freuden des Lebens und der schönen Weiber in England, Florenz und Spanien, fing endlich gar an zu glauben, alle diese Gräuel gehörten nothwendig zu der Natur des Menschen, der ein Thier sey, das entweder selbst zerreißen, oder von seines Gleichen zerrissen werden müßte.

9.

Der Teufel, der Fausten durch alle diese Scenen wund und durchglüht sah und bemerkte, daß sein moralischer Sinn durch das Beschauen dieser Schandthaten immer mehr in Rauch aufging, beschloß ihn nun zum Nachtisch an den päpstlichen Hof zu führen. Diesen sah er als die reiche Quelle der Laster, als die größte Schule der Verbrechen an, woraus sie, von dem Oberhaupte der Religion und dem Statthalter Gottes gleichsam geheiligt, zu den andern Völkern Europas flössen. Er sagte zu Faust:

„Du hast nun einige große weltliche Höfe und ihre Regierungsart gesehen; laß uns nun nach Rom ziehen, um zu sehen, ob es heute besser mit der Kirche und der geistlichen Regierung steht.“

Der Listige schmeichelte sich, Alexander der Sechste, der damals die dreifache Krone trug und die Schlüssel zu dem Himmel und der Hölle in seiner Gewalt hatte, sollte seinem finstern Plan gegen Fausten den Schwung geben und seine eigne Rückkehr in die Hölle befördern. Längst war er

des Aufenthalts auf Erden müde, denn da er seit Jahrtausenden schon so vielmal dieselbe durchzogen hatte, so sah er doch, so sehr ihn auch die schwarzen Thaten der Menschen ergötzten, nur immer das Alte. Ach, und das Einerlei ist so ermüdend, daß ein Teufel leicht das Dunkel dem Lichte vorziehen mag, ihm zu entfliehen, da die Menschen aus dieser Ursache wenigstens die Hälfte ihrer Thorheiten begehen, die sich nur zu oft mit Verbrechen enden.

Auf dem Wege nach Rom stießen sie auf zwei gegen einander gelagerte Heere. Das eine kommandirte Malatesta von Rimini, das andre ein päpstlicher General. Die tückische Politik Alexanders, die den jungen König aus Frankreich nach Italien gelockt und dann zurückgetrieben hatte, arbeitete nun durch heimlichen Gift, Meuchelmord und offne Fehde, alle die Großen zu berauben, um aus ihren Herrschaften und Kastellen Fürstenthümer für seine Bastarde zusammen zu setzen. Er fing zuerst mit den Schwächsten an und hatte dieß kleine Heer ausgeschickt, dem Malatesta Rimini zu entreißen. Als Faust und der Teufel die Landstraße hinauf ritten, sahen sie auf einer Anhöhe, unweit des päpstlichen Lagers, zwei stattliche Männer in einen sehr hitzigen Zweikampf verwickelt. Die Neugierde trieb Fausten näher, der Teufel folgte ihm und sie merkten bald, daß sich die zwei erhitzten Kämpfer nicht zu trennen gedächten, bis einer dem Schwerte des andern erläge. Das aber, was Fausten am sonderbarsten vorkam, war eine schneeweiße Ziege, mit bunten Bändern geschmückt, die ein Schildknappe als den Preis des Sieges zu halten schien und mit welcher er ganz kalt neben den zwei

Wüthenden stand. Viele Ritter hatten sich auf der Anhöhe versammelt, um Zeugen des Ausgangs zu seyn, den sie mit vieler Gleichgültigkeit abwarteten. Faust nahte sich einem von ihnen und fragte mit deutscher Ehrlichkeit: „Ob sich die zwei Herren wohl um die schöngeschmückte Ziege schlügen?“ Er hatte bemerkt, daß die zwei Champions bei jeder Pause mit vieler Zärtlichkeit nach der Ziege blickten und sie nach Rittergebrauch um Beistand bei der Gefahr anzuflehen schienen. Der Italiener antwortete ihm kalt: „Allerdings, und ich hoffe, unser General wird ihn dafür zur Hölle schicken, daß er, ein unter seinem Befehl stehender Ritter, es gewagt hat, die schönste Ziege der Welt aus seinem Zelte zu entführen, während er herumritt, das Lager des Feinds zu erkennen.“ Faust trat zurück, schüttelte den Kopf und wußte nicht, ob er wachte oder träumte. Der Teufel ließ ihn einige Augenblicke in dieser Verwirrung, endlich sagte er ihm etwas ins Ohr, wobei Faust erröthete und das das Papier besudeln würde. Der Zweikampf ging mittlerweile immer hitzig fort, bis das Schwert des päpstlichen Generals eine Oeffnung in dem Panzer des Ritters fand und ihn in seinem Blut auf den Boden streckte. Er blies seine Seele unter Flüchen weg und nahm mit seinem letzten Blicke zärtlich von der Ziege Abschied. Der General ward von den Anwesenden frohlockend empfangen, der Schildknappe führte ihm die Ziege zu, er nannte sie mia cara, und streichelte sie unter süßen Liebkosungen.

Faust entfernte sich von dem Kampfplatze und wankte zwischen dem Kitzel zu lachen und dem Gefühl des Unwillens, als der Teufel ihm folgendes hinwarf:

„Faust, dieser lustige Zweikampf hat dich nun mit dem päpstlichen General bekannt gemacht; aber der gegen ihm über stehende ist nicht weniger merkwürdig. Dieser schlug sich auf Gefahr seines Lebens um eine weiße Ziege, und der andre hat schon zwei seiner Weiber, aus den besten Häusern Italiens, vergiftet und mit eigner Hand erdrosselt, um schneller von ihnen zu erben. Er freit wirklich um die dritte, und wenn er auf den Füßen bleibt, so wird sie vermuthlich ein gleiches Schicksal haben. Beide sind übrigens sehr fromme Männer, halten Prozessionen, widmen dem Himmel Gelübde und flehen ihn um Sieg an; für welchen glaubst du, daß er sich erklären müßte?“

Faust machte dem Teufel ein wildes Gesicht und ließ die hämische Frage unbeantwortet; der Teufel aber, der sich an seiner Prahlerei über den moralischen Werth des Menschen rächen wollte, unterließ nicht, noch einige bittre Glossen über die Liebhaberei des päpstlichen Generals und über die Schlechtigkeit der Menschen überhaupt zu machen, worauf Faust, der ihn eben auf der äußersten ertappte, noch weniger zu antworten fand.

10.

Der Anblick Roms und seiner großen Ruinen, auf welchen noch der mächtige Geist der alten Römer zu schweben schien, überraschte Fausten, und da er mit ihrer Geschichte ziemlich bekannt war, so erhob sich seine Seele bei der lebhaften Erinnerung und Vorstellung dieses einzigen Volks der Erde; aber die neuen Bewohner der ehemaligen Königin der

Welt füllten sie bald mit andern und niedrigern Gegenständen. Auf des Teufels Rath kündigten sie sich als deutsche Edelleute an, welche die Herrlichkeit Roms nach Italien gezogen; ihr Staat, Gefolge und Aufwand aber ließen mehr hinter ihnen vermuthen. Die Aebte, Matronen, Kuppler, Kupplerinnen, Charlatane und Pantalons drängten sich zu ihnen und trugen ihnen ihre Dienste in dem Augenblick an, als das Gerücht ihrer Ankunft durch alle die Zünfte derer erscholl, die das bequeme Handwerk ergriffen haben, von den Lastern und Thorheiten der Menschen zu leben. Sie trugen ihnen ihre Schwestern, Töchter, ihre Weiber und Verwandten an, malten ihre Reize und Vorzüge mit so feuriger Beredtsamkeit, daß der von allen Seiten bestürmte Faust nicht wußte, wo er zugreifen sollte. Da diese Kuppelei auf die possirlichste Art mit dem Gewande der zügellosen Ueppigkeit und der strengen Religion zugleich bekleidet war, so dünkte es Fausten: dieses Volk brauche die Religion zu nichts anderm, als durch sie den Zuruf der innern empörten menschlichen Natur bei ihren Schandthaten und Gräueln zu stillen und zu beruhigen.

Den Tag nach ihrer Ankunft erhielten sie eine Einladung von dem Kardinal Cäsar Borgia, einem der vielen Bastarde des Papsts; er empfing sie auf das Prächtigste und nahm es über sich, sie Seiner Heiligkeit, dem Papst, vorzustellen. Sie ritten mit ihrem Gefolge in dem größten Staat nach dem Vatikan, und der Teufel küßte mit Fausten den Pantoffel Seiner Heiligkeit. Faust verrichtete dieses in dem Glauben eines wahren katholischen Christen, der den Papst für das

hält, wofür er sich ausgibt und der Teufel dachte bei sich: wenn mich Alexander kennte, ich würde ihn vielleicht zu meinen Füßen sehen. Nachdem die äußere Ceremonie vorüber war, ließ sie der Papst in seine innern Zimmer einladen, wo er sich freier mit ihnen besprach. Hier wurden sie mit seinen übrigen Bastarden, der berühmten Lukretia und Franzisko Borgia dem Herzog von Gandia bekannt u. s. w.

Der Papst fand die Gesellschaft des schönen und gewandten Teufels Leviathans so sehr nach seinem Geschmacke, daß er von dem ersten Augenblick eine besondere Gunst gegen ihn äußerte, die, wie wir sehen werden, bald bis zu der äußersten Vertraulichkeit stieg. Faust hielt sich an den Kardinal Borgia, der ihm von den Genüssen und Freuden Roms ein so lüsternes Gemälde entwarf, daß er nicht wußte, ob er sich im Vatikan oder in einem Tempel der irdischen Venus befände. Er machte ihn zugleich mit seiner Schwester Lukretia, der jetzigen Gemahlin Alfonso's von Arragonien, genauer bekannt. Sie stellte die sinnliche Wollust in den gefährlichsten Reizen verkörpert vor, nahm Fausten auf eine Art auf, daß er wie bezaubert vor ihr stand und sich bei dem ersten Blicke von dem Wunsche durchglüht fühlte, den Becher der Freude aus der Hand derjenigen zu empfangen, die ihn so schäumend darreichte.

11.

Faust und der Teufel waren in wenigen Tagen mit der päpstlichen Familie auf den Fuß der Vertraulichkeit. Eines Abends wurden sie zu einem Schauspiel ins Vatikan eingeladen, welches Fausten mehr in Erstaunen setzte, als

alles, was er bisher am päpstlichen Hofe gesehen hatte. Man spielte die Mandragola. Der edle Machiavell hatte dieses Schauspiel geschrieben, um durch die Zügellosigkeit desselben dem römischen Hofe ein auffallendes Gemälde von den schlechten Sitten der Klerisei vorzustellen und ihm zu beweisen, daß sie die Quelle der Verderbniß der Laien sey. Er betrog sich hier in seinem edeln Zwecke, wie er sich später betrog, da er in seinem Fürsten die Gräuel der Tyrannei der Welt aufdeckte. Die kleinen Tyrannen Italiens und ihre Stützen, die Mönche, verschrieen den als Lehrer der Tyrannei, der sie ärger als ein Sterblicher haßte und ihr durch sein Werk einen tödtlichen Streich beizubringen suchte. Das verblendete Volk ließ sich von ihren Betrügern so betäuben, daß sie ihren Arzt als einen Vergifter ansahen. So ging es auch hier; die Mandragola wurde beklatscht, ergötzte viele Abende den päpstlichen Hof, und keiner außer dem Teufel und Faust merkte, daß die Satyre Machiavells durch den Beifall des Papsts und der ganzen Klerisei um so giftiger wurde. Faust hörte von dem Papst, den Kardinälen, Nonnen und Damen Dinge beklatschen und preisen, die nach seiner Meinung selbst die üppigen römischen Kaiser nicht auf der Bühne würden geduldet haben. Aber dieses Staunen ward bald von lebhaftern Scenen verdrängt, und er merkte, daß die Thaten Alexanders und seiner Bastarde alles übertrafen, was die Geschichte zur Schande der Menschheit aufgezeichnet hat. Lukretia, welcher ihn seine reichen Geschenke noch mehr als sein kraftvolles Ansehen empfahlen, weihte ihn kurz darauf in die Geheimnisse der Wollust ein, und er fühlte in ihren Armen, daß der päpstliche Hof

in dem Besitze von Geheimnissen sey, wovon die übrige blödsinnige christliche Welt nichts ahnete. Durch diese innige Verbindung entdeckte er ihr blutschänderisches Verhältniß mit ihren beiden Brüdern, dem Kardinal und dem Herzog, und da er sie eines Tags mit dem Papst, ihrem Vater, überraschte, zu dem er und der Teufel geheimen Zutritt hatten, so fand er, daß er sie nicht allein mit den Brüdern, sondern auch mit Seiner Heiligkeit theilte. Der einzige Mißhandelte war Alfonso, welcher die Ehre hatte, sich ihren Gemahl zu nennen. Nun sah Faust die Ursache des bittern Hasses des Kardinals gegen seinen Bruder ein, dessen Grund Eifersucht über die Gunstbezeugungen der Schwester war. Er hatte ihn oft schwören hören, daß er sich noch an ihm auf die blutigste Art rächen würde.

Wenn sich Faust den Tag über am Hofe und in der Stadt in allen Lüsten herumgewälzt hatte, so pflegte er gewöhnlich dem Teufel Abends die Ohren über die Laster der Menschen zu ermüden. Ihr Anblick empörte ihn, ob er gleich weder Kraft noch Willen hatte, einer seiner Neigungen zu widerstehen. Gewöhnlich endigte er mit dem Ausruf: „Wie ist es möglich, daß ein solches Ungeheuer Papst werden konnte!“

Der Teufel, der genau wußte, wie es bei seiner Wahl zugegangen (denn wahrscheinlich war einer der Fürsten der Hölle damals im Konklave), erzählte ihm:

„Wie Alexander als Vicekanzler des päpstlichen Stuhls die Stimmen der Kardinäle gekauft, und wie er diese, nachdem er seinen Zweck erhalten und sie ihn an die Erfüllung

seines Versprechens erinnert, theils verjagt, theils unter verschiedenem Vorwand auf die grausamste Art habe hinrichten lassen."

Faust. Daß sie schlecht genug waren, ihn zum Papst zu machen, begreife ich; aber wie sie ihn ertragen, dieß geht über meine Fassung.

Teufel. Die Römer sind sehr wohl mit ihm zufrieden. Er sorgt für den Pöbel, mordet, plündert die Großen, und wird dnrch seine Verbrechen den päpstlichen Stuhl mehr in die Höhe bringen, als alle seine Vorgänger. Können sie wohl einen bessern Papst wünschen, als einen, der ihre Laster durch sein eignes Beispiel heiligt? der ihnen noch über die Indulgenzen durch seine Thaten beweist, daß der Mensch vor keiner Sünde erschrecken muß?

12.

Der Papst hatte seinen ältesten Bastard Franzisko in einem Konsistorio zum General des heiligen Stuhls gemacht, und der Kardinal faßte in demselben Augenblick den Entschluß, seinen Bruder auf die Seite zu schaffen, um seinem Ehrgeiz ein weiteres Feld zu eröffnen. Seine Mutter Vanosa hatte ihm vertraut: die Absicht des Papsts sey, dem Herzog auf den Ruinen der Fürsten Italiens einen Thron zu errichten, und durch ihn, als den Erstgebornen, alle die Anschläge zur Vergrößerung seiner Familie auszuführen. Der Kardinal, der die Meuchelmörder zu Hunderten in seinem Solde hatte, ließ seinen getreuen Dom Michellotto aufsuchen, und hielt folgende Rede an ihn:

„Wackrer Michellotto, es sind nun schon fünf Jahre, daß mein Vater auf dem päpstlichen Stuhle sitzt, und noch bin ich das nicht, was ich seyn könnte, wenn wir unsre Geschäfte etwas klüger betrieben. Er hat mich zum Erzbischof, endlich zum Kardinal gemacht; aber was ist dieses für einen nach Thaten und Ruhm strebenden Geist? Kaum reichen meine Einkünfte zu dem Nöthigen hin, und ich bin unvermögend, Freunde, die mir wesentliche Dienste thun, nach dem Wunsche meines Herzens zu belohnen. Bist du, Michellotto, nicht selbst ein Beweis davon? Sage, hab' ich etwas von der großen Schuld abtragen können, die deine Dienste an mich einfordern können? Sollen wir denn immer nur stille sitzen und abwarten, bis Glück oder Zufall etwas für die thun wollen, die es nicht wagen, sich zu ihrem Herrn und Meister zu machen? Denkst du, ein Leben, das ich im Konsistorium und der Kirche hinschmachte, sey für einen Geist, wie der meine, gemacht? Bin ich für diese Pfaffereien geboren? Hätte die Natur, ich weiß nicht warum, meinen Bruder Franzisko nicht vor mir in die Welt gestoßen, würden nicht alle die Ehrenstellen, wodurch man allein große Aussichten befördern kann, auf mich gefallen seyn? Würdest du, braver Michellotto, noch das seyn, was du bist? Weiß mein Bruder die Vortheile zu nutzen, die ihm der Papst und das Glück darbieten? Laß mich an seine Stelle treten und mein Name soll bald durch ganz Europa erschallen! Mich stempelte die Natur zum Helden, und ihn, den Sanftern, zum Pfaffen. Wir müssen also den verhaßten Streich zu verbessern suchen, den uns der Zufall gespielt hat, wenn wir

das erfüllen wollen, wozu wir geboren sind. Sieh uns beide an! wer kann sagen, wir seyen von einem Vater? Und was liegt nun daran, daß er mein Bruder ist? Wer sich über andere erheben will, muß alle Hindernisse seines Emporsteigens mit Füßen treten, und die weichlichen, schwachen Bande der Natur, Zärtlichkeit und Verwandtschaft vergessen; ja wenn er ein Mann ist, auch wohl seine Hände in das Blut derer tauchen, die seinem unternehmenden Geist durch ihr Daseyn Fesseln sind. So thaten alle große Männer, so handelte der Stifter des unsterblichen Roms. Damit Rom werde, was er in ahnungsvollem Geiste sah, mußte sein Bruder fallen; damit Cäsar Borgia groß werde, muß sein Bruder bluten. Rom soll von neuem durch mich der Sitz eines mächtigen Königs werden, mein Vater soll mir die Leiter zu meinem Emporsteigen halten, und dann will ich unter ihm den Stuhl Petri zerschlagen, den Betrug geheiligt hat, dieses Volk von dem schimpflichen Joche der Priester befreien und wiederum zu Männern und Helden machen. So sterbe der, der mir ein Hinderniß ist, daß wir wachsen und der Welt zeigen können, was wir sind. Ob ich ihn nun gleich in der Dunkelheit der Nacht ohne allen Verdacht ermorden könnte, so will ich doch dir diese That überlassen; damit du ein noch stärkeres Recht erhaltest, meine künftige Größe und mein Glück mit mir zu theilen. Ich reise morgen nach Neapel, um als Legat der Krönung des Königs beizuwohnen. Meine Mutter Vanosa, die es, unter uns, müde ist, ihren unternehmenden Cäsar als Kardinal zu sehen, und früh den Helden in mir entdeckt und angefeuert hat, gibt

mir, meinem Bruder und unsern Freunden heute ein Abendessen — mein Bruder wird spät in der Nacht zu einer uns gemeinschaftlichen Buhlerin schleichen, und ich müßte Michellotto schlecht kennen, wenn er den Weg zu seinem Palaste zurück fände. Ich heiße Cäsar, und will alles, oder nichts seyn."

Michelloto faßte des Kardinals Hand, dankte ihm für sein Zutrauen, berief sich auf die Beweise seiner Treue und Ergebenheit, und entfernte sich, um einige seiner Gesellen auf die That vorzubereiten.

Faust und der Teufel wurden zu dieser Abendmahlzeit gleichfalls eingeladen. Die Gäste waren sehr munter. Franzisko überhäufte seinen Bruder mit Zärtlichkeit, ohne dessen Entschluß zu erschüttern. Nach dem Essen nahm Cäsar Abschied von seiner Mutter, um sich zu dem Papst zu begeben, seine letzten Befehle abzuholen; sein Bruder erbot sich, ihn eine Strecke Wegs zu begleiten, um das Vergnügen seiner Gesellschaft noch einige Augenblicke länger zu genießen. Faust und der Teufel folgten ihnen. Franzisko trennte sich bald von dem Kardinal, nachdem er ihm vorher in das Ohr gelispelt, wohin er sich begäbe. Der Kardinal wünschte ihm lachend Glück, umarmte ihn, und nahm Abschied von ihm. Er eilte nach dem Vatikan, endigte sein Geschäft, suchte die Meuchelmörder am bestimmten Orte auf und ertheilte seine Befehle. Faust war bei der Schwester eines Principe abgestiegen, und der Teufel, der das schwarze Drama seiner Entwicklung nah sah, lenkte es so ein, daß er sich mit Fausten in dem Augenblick an der Tiber befand, als Dom Michellotto

den Leichnam des ermordeten Herzogs in den Fluß versenken ließ. Faust wollte auf die Mörder zu sprengen, der Teufel hielt ihn zurück und sagte:

„Nahe nicht und halte dich still, daß dich keiner entdecke, ihrer sind Tausende in Rom, und du bist in dem Vatikan, selbst an meiner Seite deines Lebens nicht sicher, wenn sie gewahr werden, daß du sie beobachtest. Der Ermordete, den sie nun versenken, ist Franzisko Borgia, sein Mörder ist sein Bruder, und das, was du nun siehest, ist das Vorspiel von Thaten, die einst der Hölle selbst Erstaunen abzwingen werden."

Hierauf enthüllte er ihm das ganze finstre Gewebe und wiederholte ihm die Rede des Kardinals an Michellotto. Faust antwortete kälter, als der Teufel es erwartete:

„Ich fasse denn ihre Thaten leichter als die Hölle; was kann man wohl von einer Familie anders erwarten, wo der Vater und die Brüder blutschänderisch mit der Tochter und der Schwester leben? Der Papst nennt sich unfehlbar, den Statthalter Gottes, die Menschen erkennen ihn dafür, und der, welcher ihn an seine Stelle gesetzt hat, scheint mit seinem Regimente zufrieden; was soll Faust dazu sagen, von dem die Kirche fordert, daß er ihn anbete; aber, Teufel, wer mir noch etwas Gutes von den Menschen sagt, den falle ich an, wie ein wüthendes Thier. Laß uns schlafen gehen; du hast Recht, der Teufel ist nur ein Narr gegen unser einen, besonders wenn wir im Priesterrocke stecken. O wäre ich in dem glücklichen Arabien geboren, ein Palmbaum meine Decke und die Natur mein Gott!"

13.

Das Gerücht von der Ermordung des Herzogs von Gandia erſcholl bald durch Rom und ganz Italien. Der Papſt ward davon ſo gerührt, daß er ſich der wildeſten Verzweiflung überließ und drei Tage ohne Speiſe und Trank blieb. Nachdem man endlich ſeinen Körper in der Tiber gefunden, gab er die ſtrengſten Befehle, alle Mühe anzuwenden, die Mörder zu entdecken. Seine Tochter, die vermuthete, woher der Streich käme, gab ihrer Mutter Vanoſa Nachricht von dem ſtrengen Entſchluſſe des Papſts und dieſe begab ſich die folgende Nacht in das Vatikan. Der Teufel, der als Liebling des Papſts während ſeiner Trauer allein in ſeinem Zimmer bleiben durfte, entfernte ſich bei der Ankunft der edlen Vanoſa, ſuchte Fauſten auf, der die Lukretia tröſtete, und führte ihn an die Thüre, folgendes Geſpräch zu belauſchen.

Als ſie der Thüre naheten, hörten ſie dieſe Worte des Papſts:

„Ein Brudermörder und Kardinal! Und du, die Mutter von beiden, verkündigeſt mir dieß mit einer Kälte, als hätte Cäſar einen der Kolonne oder Orſini vergiftet! Er hat in ſeinem Bruder ſeinen guten Ruf ermordet, hat das Gebäude der Größe im Grund erſchüttert, das ich durch meine Familie aufführen wollte; aber der Kühne ſoll der Strafe und meiner Rache nicht entgehen.“

Vanoſa. Roderiko Borgia, du haſt bei meiner Mutter geſchlafen, darauf bei mir, ſchläfſt nun mit meiner und deiner Tochter, und wer mag die zählen, die du heimlich

ermorden und vergiften ließest? Gleichwohl bist du Papst, Rom zittert vor dir, die ganze Christenheit betet dich an und nennt dich den Unfehlbaren; sieh, so viel kommt darauf an, in welcher Lage man sich befindet, wenn man Verbrechen begeht. Ich bin beider Mutter, Roderiko, und wußte, daß Cäsar den Franzisko ermorden würde.

Papst. Ha der Abscheulichen!

Vanosa. Bin ich's, so bin ich es nur in deiner Schule geworden. Der kalte, bedächtliche, sanfte Franzisko mußte dem feurigen, unternehmenden Cäsar Platz machen, damit dieser die glänzenden Hoffnungen erfülle, die du meinem Busen vertraut hast, als du den päpstlichen Stuhl bestiegst. Franzisko war zum Mönch geboren, mein Cäsar zum Helden, und darum nannte ich ihn so im prophetischen Geiste. Nur er ist fähig, alle die kleinen und großen Tyrannen Italiens zu vernichten und sich eine Krone zu erkämpfen. Er muß Gonfalonier des päpstlichen Stuhls werden und die Borgie zu Herren von Italien machen. Ist dieß nicht dein Wunsch? Hast du nur für Franzisko gemordet und vergiftet? Würden diese Verbrechen uns nützen, wenn Cäsar Kardinal bliebe, und der ermordete Schwächling einst euren Raub vertheidigen sollte? Nur von ihm kann ich Schutz erwarten, wenn du nicht mehr bist; er achtete seiner Mutter, während dieser Kalte mich vernachläßigte und dem Vater allein schmeichelte, von dem er seine Größe hoffte. Cäsar fühlt, daß ein Weib wie ich, die einen Helden gebären konnte, ihm auch den Weg zu unsterblichen Thaten vorzuzeichnen weiß. Heitere dich auf, Roderiko, und sey weise; denn wisse nur immer,

die Hand des Mörders deines Lieblings wird von einem solchen kühnen Geiste geleitet, die auch des Vaters nicht schonen würde, wenn er es wagen sollte, den Schleier aufzuheben, der diese nöthige That verbirgt.

Papst. Dein großer Sinn, Vanosa, erhebt mich, ob er gleich mein Herz durchschaudert. Franzisko ist kalt, und Cäsar lebt; er lebe, sey der Erstgeborne, werde groß, weil es das Schicksal so haben will. — Er klingelte, ließ auftischen, und war heitern Muths.

Faust. Teufel, befreie die Welt von diesem Ungeheuer; oder du sollst die Wuth empfinden, die mir sein Daseyn einflößt.

Teufel. Sprichst du abermals Unsinn, die Sprache der Söhne des Staubs? Vergißt du, wer der Mann ist, wen er bildlich vorstellt? Wer ich bin? Was ich kann und darf?

Faust. Du sollst!

Teufel. Geh' und kühle deine Wuth in den Armen seiner Tochter und Buhlerin, freue dich, so nah mit dem verwandt zu seyn, der da bindet und löset; vielleicht daß dir die Verwandtschaft am Tage der Rechnung nutzet.

14.

Franzisko war vergessen und der Papst sann nun, wie er dem verwegnen Geist Cäsars einen weitern Schauplatz zur Ausübung seiner gefährlichen Kräfte eröffnen möchte. Dieser krönte indessen den König von Neapel mit den von seines Bruders Blute befleckten Händen und Friedrich von Neapel zog daraus eine düstre Ahnung, in welcher er sich auch nicht betrog.

Der Teufel sorgte dafür, daß Fausten von allem diesem nichts entging und dieser sah mit hämischem Lachen alle die Kardinäle, die Gesandten von Spanien und Venedig dem Brudermörder, den sie alle dafür erkannten, bis an die Thore der Stadt entgegen gehen, ihn darauf von einem großen Konsistorium empfangen und im Triumphe zur Audienz des Papsts begleiten, der ihn mit vieler Zärtlichkeit empfing.

Vanosa legte die Trauer ab und feierte den Abend seiner Rückkunft mit einem Feste, wobei alle Großen Roms erschienen.

Bald hierauf zog Cäsar den lästigen Kardinalshut aus, vertauschte ihn mit dem Schwerte und ward mit aller Pracht zum Gonfalonier des päpstlichen Stuhls geweiht.

Der Teufel sah mit vielem Vergnügen, wie Faust den Wurm, der an seinem Herzen zu nagen anfing, durch die wildesten Genüsse zu betäuben suchte. Er sah, wie jeder schwarze Streich, den er erlebte, sein Herz mehr vergällte und sein verblendeter Geist sich immer mehr überzeugte, daß alles das, was er sah und hörte, in der Natur des Menschen gegründet sey und man sich eben so wenig über diese Gräuel zu verwundern habe, als darüber, daß der Wolf ein Räuber sey, der alles ohne Schonung zerreiße, seinen Heißhunger zu stillen. Der Teufel unterstützte dieß mit den Sophismen, die spätere Philosophen in Systeme gebracht haben, leerte die Schätze der Erde, schleppte Kleinodien zusammen und Faust wüthete unter den Jungfrauen und Matronen Roms, zerstörte tausend moralische und glückliche Verhältnisse der

Familien und glaubte nicht genug an dem Menschengeschlecht verderben zu können, das, wie er meinte, der Verwüstung geweiht sey. Der Unterricht der Lukretia hatte längst seine Sinne vergiftet und die Wollust seine dämmernden guten Gefühle so vernichtet, daß sich bald zu Menschenhaß Menschenverachtung gesellte, welche Empfindung, wie der Teufel ihn versicherte, die einzige ist, die den Mann von Verstand von dem Dummkopf unterscheidet. Die Bande der sanften Menschheit zogen sich in seinem Herzen zusammen und er glaubte in der Leitung des Himmels die Hand eines Despoten zu entdecken, der unbekümmert um das Einzelne, nur für den Gang und die Erhaltung des Ganzen wache. Die Welt kam ihm nun wie ein stürmisches Meer vor, auf welches das Menschengeschlecht geworfen ist, von dem Winde hin und her getrieben, der diesen an einem Felsen zerschmettert, den andern in den Hafen bläst und wo der Verunglückte noch dafür verantworten muß, daß er sein Steuer nicht besser geführt, ob man ihm gleich eines aus so schwachem Stoffe gegeben, das sich an jeder einherrauschenden Welle zerbricht.

15.

Alexander hatte eine Lustjagd in Ostia veranstalten lassen. Es begleitete ihn daher ein großes Gefolge von Kardinälen, Bischöfen, Damen und Nonnen, welche letztere man wegen besondrer Verdienste aus den Klöstern gezogen, um die Gelage reizender zu machen. Der Teufel war beständig auf der Seite des Papsts und Faust war von der Lukretia unzertrennlich. Jeder überließ sich in Ostia dem Zuge seiner thierischen

Natur und man beging in den wenigen Tagen Ausschweifungen, wobei ein Tiber und Nero noch etwas hätte lernen können. Faust hatte nun Gelegenheit, den Menschen, nach dem Ausdrucke des Teufels, in seiner scheußlichen Nacktheit zu beobachten; aber was waren alle diese Scenen der Ueppigkeit gegen die Anschläge, die der Papst, um sich von der Ermattung der Lust zu erholen, mit seinen Bastarden in Gegenwart Fausts und des Teufels faßte? Hier ward beschlossen, den Alfonso von Arragonien, den Gemahl der Lukretia, zu ermorden, um dem König von Frankreich einen Beweis zu geben, daß man Willens sey, mit dem Könige von Neapel gänzlich zu brechen und ihm zur Eroberung der Krone Siciliens beizustehen. Ludwig der Zwölfte war schon durch Alexanders Vermittlung in Italien eingebrochen und die Borgie sahen dadurch alle ihre Anschläge reifen. Lukretia übertrug diese blutige That ihrem Bruder und sah sich schon als Wittwe an. Hierauf ward der Plan zu dem folgenden Feldzug entworfen, nämlich: sich aller Städte, Kastelle und Herrschaften der Großen Italiens zu bemächtigen, jeden ihrer Besitzer mit seiner Nachkommenschaft zu ermorden, damit keiner am Leben bliebe, der einen Anspruch darauf zu machen hätte und ihnen durch künftige Verschwörungen beschwerlich seyn könnte. Um das Heer zu unterhalten, diktirten Alexander und Cäsar der Lukretia eine Liste der reichen Kardinäle und Prälaten, die man nach und nach vergiften wollte, um sie, vermöge des Rechts des päpstlichen Stuhls, zu beerben.

Nach dieser geheimen Berathschlagung begab man sich zu

dem Abendessen. Der Papst war mit seinen Entwürfen und ihrer nahen Erfüllung so zufrieden, daß er sich der ausschweifendsten Laune überließ und den Ton zu einem Bacchanal angab, wozu man die Züge im Petron und Sueton suchen mag; doch vergaß er dabei der Sorge für den Staat nicht ganz; er fragte in der Gluth des Weins die Anwesenden: wie er es anfangen müßte, die Einkünfte des päpstlichen Stuhls zu erhöhen, um das große Heer einige Feldzüge durch zu unterhalten. Nach vielen Projekten schlug Ferara von Modena, Bischof von Patria, der würdige Minister Alexanders, durch welchen er die Aemter der Kirche an den Meistbietenden verkaufen ließ, vor: Indulgenzen, unter dem Vorwand eines bevorstehenden Türkenkriegs, durch Europa zu predigen und setzte als wahrer päpstlicher Finanzier hinzu: „der thörichte Wahn der Menschen, ihre Sünden durch Gold abzukaufen, sey die sicherste Quelle des Reichthums eines Papstes."

Lukretia, die in dem Schooße ihres Vaters lag und mit Fausts blonden Locken spielte, sagte lächelnd:

„Die Rolle der Indulgenzen enthält solche abgeschmackte, veraltete und alberne Sünden, daß damit nicht viel zu gewinnen ist. Man hat sie in dummen und barbarischen Zeiten entworfen und es ist einmal Zeit, einen neuen Sündentarif zu machen, wozu Rom selbst die besten Artikel liefern kann."

Die von Wein und Wollust begeisterte Gesellschaft freute sich des glücklichen Einfalls; der Papst forderte einen jeden auf, neue Sünden vorzuschlagen, zu taxiren und die zu

wählen, die am meisten im Gange wären, folglich am meisten eintrügen.

Borgia. Heiliger Vater, überlaßt dieß den Kardinälen und Prälaten, sie sind am besten damit bekannt.

Ferara von Modena, Bischof von Patria, setzte sich als Sekretär nieder.

Ein Kardinal. Nun dann, so will ich beginnen, die Quelle des Reichthums zu öffnen. Schreibe, Ferara; ich gebe den Ton an, die andern werden schon einstimmen. Absolution für jede von einem Priester begangene H—i; er begehe sie mit wem er wolle, mit einer Nonne, außer oder in dem Bezirke des Klosters, mit seiner Bluts-, Seitenverwandtin oder seiner geistlichen Tochter. Mit Dispensation, alle Aemter der Kirche verwalten und neue Beneficien erhalten zu können, so er an den päpstlichen Schatz neun Goldgulden bezahlt.

Papst. Gut! gut! Schreibe flugs neun Goldgulden, Bischof, und trinkt ihr andern den Priestern, die sie bezahlen, Absolution zu.

Jeder Gast füllte sein Glas und man schrie Chorus: Absolutio! Dispensatio!

Papst. Ich sehe wohl, ich muß den andern Muth machen. Sie sehen diesen Augenblick mehr nach den Nonnen, als auf meinen Vortheil. Bischof Ferara, schreibe: Für die feinere Sodomie zwölf Goldgulden, für die gröbere fünfzehn, er sey Laie oder Priester. Mit diesem Artikel allein hoffe ich meine Kavallerie zu unterhalten und ich sehe voraus, daß mir ein großer Theil ihres Soldes zurückkommen wird.

Chorus. Absolutio! Dispensatio den feinern und gröbern Sodomiten!

Nonne. He, was ist denn das da? will sich niemand unsrer annehmen? Heiliger Vater, haben wir allein kein Recht auf eure väterliche Gnade? Ich bitte euch, laßt uns tariren, daß auch wir in Ruhe sündigen mögen.

Alexander. Recht, meine Tochter, und ihr sollt nicht schlechter gehalten werden wie die Priester. Ich will dir gleich einen Beweis meiner päpstlichen Huld geben. Schreibe, Bischof! Absolution für jede Nonne, die H—i treibt; es sey mit wem sie wolle, mit ihrem Bruder, Blutsverwandten oder Beichtvater, außer oder in dem Bezirk des Klosters, mit Dispensation, allen Würden des Klosters vorzustehen, neun Goldgulden. Bist du zufrieden?

Das Nönnchen küßte ihm die Hand.

Chorus. Absolutio! Dispensatio!

Ein Bischof. Nun dann! Absolution und Dispensation jedem Priester, der eine Beischläferin öffentlich unterhält, fünf Goldgulden.

Lukretia. O, der gemeinen alltäglichen Menschen. Hört auf mich! Absolution jedem Christen, der seine Mutter, Schwester oder sonstige Verwandtin beschläft, fünfzehn Goldgulden.

Chorus. Absolutio! Dispensatio!

Faust (den die ganze Scene wegen des Teufels entsetzlich ärgerte, der aber doch dem Borgia eins versetzen wollte, rief brüllend): Absolution jedem Vater-, Bruder-, Mutter- und Schwestermörder, für drei Goldgulden.

Papſt. Ho, ho, Freund, wo wollt ihr hinaus, daß ihr den Mord geringer anſchlagt als H—i, da doch der erſte die Menſchen aus der Welt treibt und die letzte ſie hinein?

Cäſar Borgia. Heiliger Vater, er will durch einen hohen Preis nicht von der Sünde des Mords abſchrecken.

Papſt. Laßt es durchgehen!

Teufel. Cautela, ihr Herren! Ich ſage, daß aller gemeldeten Abſolutionen und Dispenſationen die Armen unfähig ſind; unwürdig des ſüßen Troſts der Kirche, und ohne Rettung verdammt, mögen ſie leben und ſterben! Iſt es ſo nach eurem Sinne?

Chorus (unter ſtarkem Gelächter). Ja, verdammt ſey alles, was kein Gold hat! Die Armen fahren ohne dieſen Troſt der Kirche zur Hölle!

Cäſar Borgia. Weiter, ich eröffne eine ergiebige Quelle! Wer ſtiehlt, und ſey es auch Kirchenraub, deſſen Seele kann gelöst werden, ſo er der päpſtlichen Kammer drei Theile von ſeinem Diebſtahl abgibt.

Chorus. Abſolution den Kirchenräubern und allen Dieben, die mit dem päpſtlichen Stuhle das Geraubte theilen!

Papſt. Du öffneſt eine reiche Mine, Cäſar! Schreibe Biſchof! Es geht vortrefflich!

Fauſt. Wohlauf, ihr Herren! Abſolution für jeden, der Zauberei treibt und mit dem Teufel ein Bündniß macht. Wie hoch taxirt ihr den Fall?

Papſt. Mein Sohn, hiermit wirſt du den päpſtlichen Stuhl nicht bereichern. Der Teufel verſteht ſeinen Vortheil nicht, man ruft ihn umſonſt.

Faust. Heiliger Vater, malt ihn nicht an die Wand und schlagt nur immer an.

Papst. Um der Seltenheit willen, hundert Goldgulden.

Faust. Hier sind sie, im Fall es mir gelänge; fertigt mir die Absolution aus und singt Chorus.

Chorus. Absolution dem, der mit dem Teufel ein Bündniß macht.

Der Bischof Ferara schrieb.

Eine andre Nonne. Herr Bischof, da ihr doch eben am Schreiben der Absolution für den Teufelsbanner seyd, so fertigt mir zugleich auch eine Schrift, ihr wißt schon für was, aus; hier ist mein Rosenkranz, er ist, bei meiner Schutzheiligen, fünfzehn Goldgulden werth und ich behalte noch etwas Absolution übrig.

Ferara schrieb und der Papst unterzeichnete.

Teufel. Glaubt denn Ew. Heiligkeit, daß der Satan des Fetzen Papiers achten wird?

Der Großinquisitor zog plötzlich seine Hand aus dem Busen einer Aebtissin, fuhr glühend auf und schrie mit lallender Zunge:

„Wa — was ist das? Ich rieche Ketzerei! Wer ist der Atheist, der diesen Frevel gesprochen hat?“

Der Papst drückte dem Teufel den Zeigefinger leise auf den Mund und sagte: Kavalier, dieses sind Staatsgeheimnisse! berühre sie nicht, denn ich darf selbst dich nicht retten, wenn der päpstliche Stuhl bestehen soll.“

Um dem Papst den Hof zu machen und zugleich das Gewissen zu beruhigen, öffnete jeder der Anwesenden seinen

Beutel. Ferara rief noch einige Schreiber; man fertigte ihnen die Absolution aus und jeder griff nach einem Gegenstand, um den übrigen Theil der Nacht Gebrauch davon zu machen. Nie wurden Sünden mit ruhigerm Herzen begangen.

Ferara von Modena schrieb diesen Tarif den folgenden Morgen ins Reine, übergab ihn der Presse * und ließ ihn in der Stille in der Christenheit herumlaufen.

16.

Cäsar Borgia vergaß des Worts nicht, das er seiner Schwester gegeben hatte. Alphonso von Arragonien ward an der Schwelle des Palasts des Gonfaloniere ermordet, als er sich eben zu ihm begeben wollte, einer Maskerade beizuwohnen, wozu alle großen Roms eingeladen waren, die Vorstellung der Siege Cäsars anzusehen, die Borgia als Vorbedeutung der seinigen aufführen ließ. Bald darauf setzte er sich mit seinem Heere in Marsch und nach einigen Monaten stahl der Teufel dem Papst folgenden Brief aus der Tasche, den er Fausten zu lesen übergab:

Heiliger Vater!

Ich küsse Ew. Heiligkeit Füße. Sieg und Glück haben mich begleitet und ich ziehe sie hinter mir her wie meine

* Zum Beweise dieser Gräuelscene siehe: Taxa Cancellariæ Apostolicæ etc., gedruckt verschiedene Mal zu Rom und Paris. Zum Belege der übrigen Gräuel des Hofs Alexanders VI. und zu mehrern, als hier dargestellt worden sind, siehe das Diarium Burckardi etc., worin dieser päpstliche Ceremonienmeister mit Lust, Gefallen und aus Amtspflicht alle diese Schändlichkeiten als natürliche Hofgeschichten aufgezeichnet hat, damit sich die Nachwelt daran erbaue.

Sklaven. Ich hoffe, Cäsar ist nun seines Namens würdig, denn auch ich kann sagen: ich kam, sah und siegte. Der Herzog von Urbino ist in die Schlinge gefallen, die ich ihm gelegt habe. Vermöge des Breve Ew. Heiligkeit bat ich ihn um seine Artillerie, unter dem Vorwand, Eure Feinde zu bekriegen. Von allen den Gunstbezeigungen, womit wir ihm geschmeichelt haben, verblendet, schickte er mir durch einen Edelmann seine Einwilligung schriftlich zu. Unter dieser Maske sandte ich einige Tausende nach Urbino, die sich auf meinen Befehl der Stadt und des ganzen Landes bemächtigten. Leider ist er auf das Gerücht hiervon selbst entflohen; aber die mächtige und gefährliche Familie Montefeltro hat bezahlen müssen, und ich habe die ganze Brut vernichten lassen. Hierauf stieß der bethörte Vitellozzo mit seinen Völkern bei Camerino zu mir. Ich ließ den Cäsar von Barano im Wahn, ihn mit guten Bedingungen aus Camerino abziehen zu lassen und überfiel die Stadt in dem Augenblick, da er beschäftigt war, die Artikel der Uebergabe niederzuschreiben. Ich hoffte, der ganzen Familie durch einen Streich ein Ende zu machen; aber leider ist mir der Vater entwischt. Seine beiden Söhne ließ ich erdrosseln und schmeichle mir, der Gram soll ihnen den Alten nachsenden. Bald darauf zog ich von Camerino aus und beorderte Paul Orsino, Vitellozzo und Oliverotto, mit ihren Völkern nach Sinigaglia, das sie nach meiner Anweisung bestürmten, um ihr künftiges Grab mit eigner Hand zu bereiten. Nun sah ich alle unsre Feinde in dem fein gesponnenen Netze, schickte meinen treuen Michellotto mit seinen Gesellen voraus, mit dem Bedeuten, daß

jeder auf meinen Wink einen von unſern Feinden ergreifen ſollte. Ich ſetzte mich in Marſch; die Bethörten kamen mir entgegen, mir ihre Achtung zu bezeigen, und ließen nach meinem Wunſche ihre Mannſchaft zurück. Ich führte ſie unter Liebkoſungen in die Stadt und in dem Augenblick, als meine Völker ihre verlaſſenen Haufen überfielen, faßte Michellotto mit ſeinen Angehörigen jeder ſeinen Mann. So machte ich mich zum Herrn der Länder und Schlöſſer derer, die wir mit der Hoffnung von Eroberungen über ihre Feinde bethört haben. Die folgende Nacht ließ ich ſie im Kerker erwürgen. Michellotto, dem ich dieſes Geſchäft übertragen, hat mir mit vielem Lachen erzählt: Vitellozzo habe um weiter nichts gebeten, als daß man ihn doch nicht ermorden möchte, bis er die Abſolution ſeiner Sünde von Ew. Heiligkeit erhalten könnte. Man ſage mir nun noch einmal, es gehöre Kunſt dazu, ſich zum Herrn der Menſchen zu machen! Sobald Ew. Heiligkeit die Orſini und übrigen wird eingezogen haben, will ich ihnen den Pagola, den Herzog von Gravina und die andern, gleichfalls ohne Eure Abſolution, nachſenden. Ich hoffe, Ew. Heiligkeit wird ſich aus meinem Berichte überzeugen, daß ich der Krone werth bin, die ich mit Muth und Verſtand zu erwerben weiß. Vorher hatte ich Faenza mit ſeinem Herrn Aſtor, einem überaus ſchönen Knaben von zehn Jahren, genommen. Er ſoll leben, ſo lange er zu meinem Vergnügen dient; wahrlich, nie hat ein Sieger einen reizendern Ganymed zur Beute erhalten und herrſchte der lüſterne Jupiter noch, ſo würde ich den gefährlichen und mächtigen Nebenbuhler fürchten. Sollte

Caraccioli, der General der Venetianer, deſſen ſchöne Frau ich auf ihrer Reiſe aufheben ließ und die mir nun mit Aſtor die Arbeit würzt, nach Rom kommen, ſo empfehlt ihn dem Bruder meines Michellotto's. Ich höre, daß er viel Lärmens macht und da er ein hitziger Kopf iſt, ſo muß man ſeiner Rache zuvorkommen. Die Venetianer verſtehen ihren Vortheil zu gut, als daß ſie ſich um ſeinetwillen mit uns überwerfen ſollten. Das Geräuſch der Waffen hat mich der Angelegenheiten meiner Schweſter nicht vergeſſen machen. Der Abgeſandte des älteſten Sohns des Herzogs von Eſte iſt auf dem Wege, die Vermählung in ſeinem Namen mit ihr zu vollziehen, und ich hoffe ihr noch beizuwohnen. Wir ſind nun der Colonne, der Orſini, Salviati, Vitellozzo und aller unſrer gefährlichen Feinde los! Laßt uns noch das Haus Eſte und Medicis vertilgen, Ludwig den Zwölften ſich, wie ſein Vorgänger in Italien, aufreiben, wer wird es dann noch wagen, gegen die Borgie aufzuſtehen? Ich küſſe Ew. Heiligkeit die Füße u. ſ. w. Cäſar Borgia, Gonfalonier.

Fauſt ſah nach Leſung dieſes Briefs finſter gen Himmel und rief: „Er iſt dein Statthalter, nennt ſich nach dir, dein Volk betet ihn an und deine Gläubigen flehen ihn um Abſolution ihrer Sünde, in dem Augenblick, da er ſie erwürgen läßt! Ein blutſchänderiſcher Meuchelmörder vertritt deine Stelle auf Erden, Tyrannen, wie ich ihrer einige geſehen, geißeln und erwürgen deine Völker, du ſchläfſt und ſie nennen dich ihren Vater! Iſt alles Feuer in den Eingeweiden der Erde verloſchen? haſt du es ausgeblaſen? vermag es nicht mehr durch die dicke Kruſte der verfluchten Erde zu

brechen, um die wahnsinnigen, die scheußlichen Verbrecher aufzuzehren? Hast du alle Materie des Donners verbraucht? Sind alle die Funken verstoben, die du einst in glühendem Feuerregen über ganze Städte gossest! Hast du ganz deinen Blick von dem Menschengeschlecht abgewandt und sind sie deiner Rache so wenig mehr werth, wie deiner väterlichen Fürsorge?"

Der Teufel lachte über diese Standrede und führte den Entflammten in den Vatikan, wo sie den Papst in großer Freude über das Glück seiner Waffen antrafen. Er hatte schon die Befehle gegeben, die Uebrigen der Orsini, den Alviano, Santa Croce, die sonstigen Kardinäle und Erzbischöfe in die Falle zu locken und wartete mit Ungeduld auf den Ausgang. Ganz Rom eilte zum Glückwunsch herbei. Die Bezeichneten wurden im Vatikan festgenommen, nach verschiedenen Gefängnissen gebracht und heimlich hingerichtet, während die Trabanten des Papsts ihre Paläste plünderten. Der Kardinal Orsini ward allein nach der Engelsburg gebracht und ihm die ersten Tage erlaubt, sich aus der Küche seiner Mutter besorgen zu lassen; da aber der Papst hörte, daß er seit seiner Gefangenschaft einen Weinberg für zweitausend Scudi verkauft hätte und eine wegen ihrer außerordentlichen Größe sehr kostbare Perle besäße, so entzog er ihm diese Gunst. Die Mutter der einst großen und blühenden Orsini hüllte sich in Mannskleider, überbrachte dem Papst die zweitausend Scudi und die Perle; er nahm sie mit der Rechten und gab mit der Linken das Zeichen zur Hinrichtung des Kardinals. Dieser Zug machte Fäusten so

wahnſinnig, daß der Teufel allen ſeinen Witz brauchte, um ihn zu Verſtand zu bringen. Er forderte nicht weniger von ihm, als der ganze Vatikan mit allen Borgie zu zertrümmern und die Menſchheit an den Ungeheuern zu rächen.

Der Teufel antwortete: Fauſt, ich wollte, aber es gelang mir nicht.

Fauſt. Ha, wie?

Teufel. Erinnerſt du dich der Gefahr Alexanders vor kurzem?

Fauſt. Ich thue es, denn ich wüthete gegen den rettenden Zufall, der den rächenden Zufall fruchtlos machte.

Teufel. Zufall! rettender Zufall! rächender Zufall! Was denkſt du unter dieſem ſchallenden Gepraſſel von Worten? Und was für eine Art von Philoſoph biſt du, wenn du etwas darunter denken kannſt? O der Menſchen! o der Vernunft! Nein, Fauſt, ich war der rächende Zufall, um mich deiner hohen Gunſt zu empfehlen, denn du wirſt dich erinnern, daß du mir auftrugſt, ihn zu verderben; aber der rettende Zufall kam von einer Hand, deren Macht ich in dieſem Augenblick noch bebend fühle.

Fauſt. Hölliſcher Gaukler! warte, ich will dich Beſeßnen exorciren. Welche gefährliche Schlingen wirfſt du nun wieder um mein thörichtes Herz!

Teufel. Schlingen? Ich? Dir? Thor! Spinnt ſie nicht dein Geiſt aus deinem eignen Herzen heraus? Sey ſtolz darauf, daß deine Weisheit und Thorheit dein eignes Werk ſeyen; ich bin nicht ſo vermeſſen, mich meines Einfluſſes da zu rühmen, wo man ſeiner ſo wenig bedarf. — Erinnerſt du dich des

ſauſenden Sturms in Hagel und Donner, der vor einigen Tagen über Rom hinfuhr?

Fauſt. Ich thue es.

Teufel. Ich hatte mich in den ſauſenden Sturm geſchwungen, fuhr praſſelnd in den Rauchfang des Vatikans, zerſprengte ihn und das Dach, warf das Dach auf die goldne Decke des Zimmers, in welchem Alexander ſaß, auf neue Gräuel ſinnend, während er ſeine Horas betete. Ueber ſein Haupt ſchoſſen die Balken — ich hoffte, ſie ſollten ihn zerſchmettern. Plötzlich ſah' ich ſie ſchweben über dem Haupte des Sünders, gefeſſelt von einer mächtigen Hand, gehalten von dünnen Fäden der Spinnen. Zur Warnung war er nur leicht verwundet — ich ſah das ungeheure Gewicht ſchweben an den dünnen Fäden, Fauſt! Schauder überfiel mich und ſchon wollt' ich das Licht fliehen.

Fauſt. O daß ich dich Elenden für deinen halben Dienſt, für deinen giftigen Bericht züchtigen könnte, wie es mein nun empörtes Herz heiſcht.

Teufel. Verſuch' es! — Ich ſage dir, es gehört zur Ordnung der Dinge, daß er noch mehr Verbrechen begehe. Die wachende Vorſicht beſchützte ihn nur darum, daß er muthiger in Gräueln werde, und ſo befördert er vermuthlich die verborgenen Abſichten, welche einſt die Zukunft aufklärt.

Fauſt. Und die, die durch ihn leiden?

Teufel. Ja, da iſt deine hohe Weisheit in der Klemme! Dieß iſt die Angel, womit eure Philoſophie die kühnen Forſcher fängt und nach ſich zieht, bis ſie daran erſticken! Sey ruhig, Fauſt, dir ſoll bald Licht werden — und dieſer Papſt da, der

soll mir nicht entgehen. Ich wittere den Augenblick seines Falls, wie das leise Aufwallen der ersten Begierde zur Sünde — du wirst dich daran ergötzen: aber ob es die trösten kann, die durch ihn gelitten haben — He!

Der Teufel goß Oel in die glühende Flamme und leicht konnte er nun Fausten beweisen, daß es nicht seine, sondern die Sache des Himmels sey, dem Bösen zu wehren, und er führte dieses Thema so aus, daß Faust zwar von seinem Wahnsinn geheilt wurde, aber an einer noch gefährlichern Seuche erkrankte; er überzeugte sich nun völlig, der Mensch sey ein elender Sklave und sein Herr und Schöpfer ein grausamer Despot, der an seinem Unsinn und seinem Frevel einen Gefallen hätte, um ihn desto schärfer bestrafen zu können; ja, der ihm geflissentlich alle diese seinem Glücke widersprechenden Neigungen in das Herz gelegt hätte, um seiner Rache an ihm genug zu thun. Die Tugendhaften und Gerechten hielt er für Thoren, die den Bösen zum Raub und Fraße hingeworfen wären; aber fürchterlich peinigte ihn Leviathans Vorspiegelung der wunderbaren Rettung des Papsts, die ganz Rom bezeugte und ganz Rom nicht begriff.

Als Borgia erfuhr, daß der Papst seinen Anschlag ausgeführt hätte, ließ er seine übrigen Gefangenen nebst dem jungen Astor erdrosseln, zog in Rom triumphirend ein und theilte mit dem Papst und den übrigen Bastarden den Raub der Plünderung der Paläste.

17.

Die Hochzeit der Lukretia wurde bald hierauf mit aller asiatischen Pracht gefeiert und jeder Römer strebte, dieses

Fest durch allen möglichen Glanz zu verherrlichen. An dem Tage der Vermählung läutete man alle Glocken, die Artillerie donnerte von der Engelsburg, man hielt Stiergefechte, spielte sittenlose Komödien und das betäubte Volk schrie vor dem Vatikan: „Es lebe Papst Alexander! Es lebe Lukretia die Herzogin von Este!“ Faust brüllte mit und sagte zum Teufel: „Wenn nun dieses Geschrei mit dem Gewinsel der Ermordeten an das Gewölbe des Himmels anschlägt, wem soll der Ewige glauben?“ Der Teufel beugte sich zur Erde und schwieg.

Um das Ende der Feierlichkeiten der Hochzeit zu krönen, hatte Alexander mit seiner Tochter auf den Abend eines Sonntags ein Schauspiel angeordnet, wovon bisher die Jahrbücher der Gräuel der Menschheit noch kein Beispiel gegeben haben. Der Papst saß mit seiner Tochter auf einem Ruhebette, in einem großen, hellerleuchteten Saale; Faust, der Teufel und die übrigen zu diesem Feste Erlesenen standen um sie herum. Auf einmal öffneten sich die Thüren und es traten fünfzig reizende Courtisanen in dem Stande der Natur herein, die nach dem wollüstigen Geflüster blasender Instrumente einen Tanz aufführten, den uns der Wohlstand verbietet, zu schreiben, obgleich ein Papst die Stellungen dazu erfunden hat. Nach dem Tanze gab Seine Heiligkeit ein Zeichen zu einem Wettkampf, den wir noch weniger beschreiben können, und hielt den Preis des Sieges in den Händen, um die Kämpfenden muthiger zu machen. Die unparteiischen Römer riefen endlich Fausten als Sieger aus; Lukretia bekränzte ihn mit Rosen unter Küssen und der Papst übergab dem wackern

Deutſchen, als Preis des Sieges, einen goldnen Becher, worauf Lukretia die Schule der Wolluſt hatte graben laſſen. Fauſt ſchenkte ihn ſeinem feinſten Kuppler, einem venetianiſchen Mönch, bei dem ihm lange hernach der göttliche Arretino ſah und ſeine berüchtigten Situationen darnach kopirte. Dieſer Sieg koſtete indeſſen Fauſten ſo viel, daß er mit der letzten Kraft ſeines Körpers auch die letzte Kraft ſeines Geiſtes zerbrach. Der Teufel, der ihn nun zu ſeinem Zwecke völlig reif ſah, frohlockte ihm lauten Beifall entgegen.

18.

Der Papſt hatte bei der Vermählung ſeiner Tochter eine Kardinalsbeförderung vorgenommen, wozu er die reichſten Prälaten auslas, und da Cäſar Borgia zu dem künftigen Feldzuge große Summen brauchte, ſo nahm er ſich vor, einige davon bei einem Feſte, das ſein Vater auf der Villa gab, in die andre Welt zu ſchicken. Der Papſt fuhr mit ſeiner Tochter, dem Teufel, Fauſten, dem Borgia und der Gemahlin des Venetianers früh nach dieſer Villa. Um der Lukretia ein neues Vergnügen zu machen, ließ er einige roſſigte Stuten in den Hof führen, ſie von feurigen neapolitaniſchen Hengſten beſpringen, und dieſes Schauſpiel ergötzte Lukretia auf eine ganz beſondere Art. Die Neuvermählte, von dieſem Schauſpiel gereizt, zog Fauſten in ein Seitenzimmer, fand aber bald, daß ſeine Kleinodien einen dauerhaftern Werth hätten, als er. Borgia begab ſich mit der Venetianerin in ein andres Seitenzimmer und der Papſt blieb mit dem Teufel allein. Die Geſichtsbildung Leviathans hatte

schon lange besonders auf ihn gewirkt, und erhitzt von dem, was er gesehen, fing er an, dem Teufel gewisse Anträge zu machen, bei welchen sich dieser in ein wildes Lachen ausschüttete; da aber der Papst immer heftiger in ihn drang und er merkte, daß er in Gefahr sey, seine hohe unsterbliche Person von einem verächtlichen Menschen und gar von einem solchen Papste besudelt zu sehen, so erwachte der schwarze Groll der Hölle in seinem Geiste und er stand in dem entscheidenden Augenblick in einer Gestalt vor ihm, die nie ein lebendes Auge gesehen, noch zu sehen wagen darf. Der Papst aber, der ihn sogleich erkannte, erhob ein Freudengeschrei:

»Ah, ben venuto, Signor diavolo! Wahrlich, du kannst mir zu keiner gelegnern Zeit erscheinen, als jetzt, und schon lange habe ich deine Gegenwart gewünscht, denn ich weiß, wozu man einen so mächtigen Geist, wie du bist, brauchen kann. Ha! ha! ha! du gefällst mir so weit besser, als vorher. Du Schäcker du! Komm! und sey mein Freund; nimm deine vorige Gestalt an und ich will dich zum Kardinal machen, denn nur du allein kannst mich schnell auf die hohe Stufe heben, die ich zu ersteigen strebe. Ich bitte dich, hilf mir meine Feinde vertilgen, schaffe mir Geld und jage mir die Franzosen aus Italien, die ich nicht mehr brauche. Dieses ist für einen Geist, wie du bist, das Werk eines Augenblicks und du kannst zum Lohn von mir fordern, was dir gefällt. Nur offenbare dich nicht meinem Sohne Cäsar, er ist ein so großer Bösewicht, daß er mich selbst vergiften würde, um durch dich König von Italien und Papst zugleich zu werden.“

Der Teufel, den es anfangs ein wenig verdroß, daß sein furchtbares Aeußere nicht mehr auf den Papst wirkte, konnte sich doch endlich des Lachens nicht enthalten. Denn das, was er sah und hörte, übertraf alle Thaten der Menschen, die die Hölle zu ihrer Ergötzung aufgezeichnet hat. Er sagte hierauf mit ernster Miene:

„Papst Alexander, der Satan zeigte einst dem Sohne des Ewigen alle Herrlichkeit der Welt und bot sie ihm an so er niederfiele und ihn anbetete“ —

Papst. Ich verstehe dich. Er war ein Gott und bedurfte nichts, wäre er ein Mensch und Papst gewesen, er hätte es gemacht wie ich.

Er fiel nieder, betete den Teufel an, küßte seine Füße.

Der Teufel stampfte auf den Boden, daß die Villa erbebte. Faust und Lukretia, Cäsar und die Venetianerin, sahen durch die losgefahrenen Thüren den Papst vor der schrecklichen Gestalt des Teufels mit gefaltenen Händen knien; dann rief dieser mit bittrem Hohne:

„Sodomie und dann Anbetung des Teufels! Bei dem Satan, dem Herrscher des dunkeln Reichs, ein Papst, wie du, kann in keinem schönern Augenblick seines Lebens zur Hölle fahren.“

Er faßte den Bebenden, erwürgte ihn und übergab seinen Schatten einem Geiste, ihn nach der Hölle zu fördern. Borgia sank vor Schrecken zusammen und der furchtbare Anblick zog ihm eine Krankheit zu, die ihn außer alle Thätigkeit setzte, um alle Früchte seines Frevels brachte, und die schwarzen Thaten der Borgie dienten nur zur Vergrößerung des

päpſtlichen Stuhls. Der erwürgte und ſcheußlich verſtellte Papſt wurde mit vielem Pompe begraben und die Geſchichtſchreiber, die mit ſeinem tragiſchen Ende nicht bekannt waren, erfanden die Fabel, die eines Theils auf Wahrheit gegründet iſt: er und ſein Sohn hätten aus Verſehen eines Dieners aus einer den Kardinälen beſtimmten vergifteten Flaſche getrunken und ſich ſo in ihrem eignen Netze gefangen.

Fünftes Buch.

1.

Die scheußliche Anbetung des Papstes, sein schaudervolles Ende, der schreckliche Anblick des Teufels, den Faust bisher nur unter seiner erhabenen Gestalt gesehen hatte, machten einen so starken Eindruck auf ihn, daß er von der Villa nach Rom eilte, aufpacken ließ und mit betäubtem Sinn und klopfendem Herzen davon ritt. Sein Gefühl war durch alles was er gesehen und beobachtet hatte, so stumpf geworden, daß er, der einst so kühn war, dem Ewigen in seinem Innern zu trotzen, es kaum wagte, dem Teufel, den er noch sklavisch beherrschte, in die Augen zu sehen. Menschenhaß, Menschenverachtung, Zweifel, Gleichgültigkeit gegen alles, was um ihn geschah, Murren über die Unzulänglichkeit und Beschränktheit seiner physischen und moralischen Kräfte, waren die Ernte seiner Erfahrung, der Gewinn seines Lebens; aber noch weidete er sich an dem Gedanken, daß ihn das, was er gesehen, zu diesen widrigen Empfindungen berechtigte, und daß entweder keine Verbindung auf Erden zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer sey, oder doch der Faden, der ihn mit demselben verbände, so verworren und zweideutig durch dieses Labyrinth des Lebens liefe, daß ihn das Auge

des Menſchen nicht entdecken, viel weniger eine gute Abſicht dabei wahrnehmen könnte. Noch ſchmeichelte er ſich in ſeinem Wahne, ſeine Verirrungen ſeyen in der ungeheuern Maſſe der Gräuel der Erde wie ein Tropfen Waſſers, der in den Ocean fällt. Der Teufel erlaubte ihm gerne, ſich in dieſem Traume zu wiegen, damit der Schlag, den er vorausſah, ihn ſo treffen möchte, daß er der Verzweiflung nicht entfliehen könnte. So glich nun Fauſt dem welterfahrnen Manne, der ſeinen Leidenſchaften den Zügel gelaſſen, ſo lange ſeine Kräfte dauerten, der das Gefühl der Natur in ſeinem Herzen aufgerieben, alles ohne Bedenken der Folgen für ſich und andre genoſſen hat, und nun in Stumpfheit des Geiſtes und des Herzens bitter in die Welt zurückblickt, das ganze Menſchengeſchlecht nach der ſchwarzen Erfahrung beurtheilt, die er gemacht hat, ohne nur einmal zu bedenken, daß dieſe Erfahrung ihren Anſtrich von unſerm Innern erhält und ſich hauptſächlich nach unſerm eignen Werthe beſtimmt. Nur das feige, ſchlechte Herz wird ſchlechter durch Erfahrung; der Edle ſieht die Laſter und Verirrungen der Menſchen bloß als Diſſonanzen an, welche dazu dienen, die Harmonie ſeiner Bruſt in ein helleres Licht zu ſetzen und ihm ſein eigenes Glück fühlbarer zu machen. Fauſt, der alle häusliche und innige Verbindung zerriſſen hatte, in dem Laufe ſeines fernern Lebens keine mehr aufzufaſſen ſtrebte, durch ſeine Zerrüttung und Denkart nun keiner mehr fähig war, blickte düſter in die Welt und auf die Menſchen, bis er, von allgemeinen Betrachtungen auf ſich geleitet, mit Schrecken vor ſeinem eignen Bilde zurückfuhr. Er fing an zu überrechnen,

was er durch sein gefährliches Wagstück gewonnen hätte, und da er dieses gegen seine ehemaligen Wünsche, Aussichten und Hoffnungen hielt, so sah er bald, die völlige Ausgleichung müßte so ausfallen, daß er sie nicht würde ertragen können. Der Stolz, die Rolle, die er so kühn unternommen, seiner ehemaligen Kraft würdig auszuspielen, trat hervor, und der Gedanke, sich der Zahl derer entrissen zu haben, die eine unbesorgte Hand der Gewalt, der Geißel der Mächtigen, den Unterdrückern und Betrügern der Menschen unterworfen, alles genossen zu haben, noch genießen zu können, das Werk seiner eigenen freien Wahl zu seyn, das Leere der Wissenschaften eingesehen zu haben, schwellten auf einmal von neuem seine Segel. Er lachte der Erscheinung seiner kranken Phantasie, entwarf einen neuen Lebensplan, schmeichelte sich durch Forschen und Nachdenken über Gott, die Welt und die Menschen die Räthsel endlich zu enthüllen, von welchen er glaubte, sie seyen dem Menschen nur darum in den Weg geworfen, seinen moralischen Zustand so unglücklich zu machen, als seinen physischen. „Wer diesen Knoten gelöst, oder sich überzeugt hat, daß er nicht zu lösen sey," sagte er in seinem Herzen, „der macht sich zum Meister seines Geschicks," und so wäre er gewiß aus seinem scholastischen Jahrhundert in unser hellphilosophisches hinüber gesprungen, wenn der Teufel nicht an seiner Seite gewesen wäre, oder ihm Zeit dazu gelassen hätte. Wenigstens war er auf dem Wege ein Philosoph wie Voltaire* zu werden, der nur überall das Böse

* Man glaube nicht, daß ich mich hier, nach der Weise eines großen Theils unsrer deutschen Schriftsteller, an diesem großen und einzigen Genie

sah, es hämisch hervorzog, und alles Gute verzerrte, wo er es fand; oder mit einem edleren Philosophen zu reden: der überall den Teufel sah, ohne an ihn zu glauben.

2.

Faust lag in einem süßen Morgenschlummer auf der Gränze Italiens, als sich ein sehr bedeutender Traum vor seinem Geiste mit lebhaften Farben malte. Ihn beschloß eine schaudervolle Erscheinung. Er sah den Genius der Menschheit, der ihm einst erschienen, auf einer großen, blühenden Insel, die ein stürmisches Meer umfloß, unruhig auf und nieder wandern, und sehr ängstlich nach den brausenden empörten Fluthen blicken. Das tobende Meer war mit unzähligen Kähnen bedeckt, in welchen Greise, Männer, Jünglinge, Knaben, Kinder, Weiber und Jungfrauen von allen Völkern der Erde saßen, die aus allen Kräften gegen den Sturm arbeiteten, um die Insel zu erreichen. So wie die Glücklichen nach und nach landeten, luden sie verschiedne Baumaterialien aus, die sie in verworrnen Haufen hinwarfen. Nachdem eine unzählbare Menge das Land betreten

der alten und neuen Zeit vergehen will. Ihnen muß man diese Freude freilich wohl so lange lassen, bis wir einst selbst einen Voltaire erhalten! Ich wollte hier nur so viel sagen, daß Rousseau einiges Recht hat, wenn er von Voltaire sagt: que Voltaire, en paraissant croire en Dieu, n'a réellement jamais cru qu'au diable. Gleichwohl sagt es zu viel, wie gewöhnlich jeder witzige Einfall, und wenn man bedenkt, daß Voltaire Geschichtschreiber war, daß er nur mit Großen und zwar mit Großen aus den Zeiten des Regenten Philipps von Orleans, Ludwigs XV., und mit Schriftstellern gelebt hat, so wird seine Faustische Laune, die er hin und wieder äußert, wenigstens sehr begreiflich.

hatte, entwarf der Genius auf der erhabenſten Stelle der Inſel den Grundriß zu einem großen Baue, und jeder der Menge, alt und jung, ſchwach und ſtark, nahm von den verworrenen Haufen ein ſchickliches Stück, und trug es nach der Anweiſung derer, die der Genius erleſen hatte, an den gehörigen Ort. Alles arbeitete mit Freuden, Muth und Unverdroſſenheit, und ſchon erhob ſich das Gebäude hoch über der Erde, als ſie auf einmal von großen Schaaren überfallen wurden, die aus einem dunklen Hinterhalt in drei Haufen auf ſie eindrangen. An der Spitze eines jeden ſtand ein beſonderer Heerführer. Der erſte trug eine ſchimmernde Krone auf ſeinem Haupte, auf ſeinem ehernen Schilde glänzte das Wort Gewalt, in ſeiner Rechten hielt er einen Scepter, der, wie der Stab Merkurs, mit einer Schlange und einer Geißel umwunden war. Vor ihm her ging eine Hyäne, die ein unbeſchriebenes Buch im blutigen Rachen trug, auf deſſen Rücken zur Täuſchung geſchrieben war: Geſetz! Sein Heer war mit Schwertern, Speeren, mit andern zerſtörenden Geräthſchaften des Krieges und mit Werkzeugen der Folter bewaffnet. Der zweite Heerführer war eine erhabene Matrone, deren ſanfte Züge und edle Geſtalt unter einem Prieſtergewande verſteckt waren. An ihrer Rechten ging ein hagres Geſpenſt mit blitzenden Augen, der Aberglauben, mit einem Bogen, der aus Knochen der Todten gebildet und zuſammengeſetzt war, und mit einem Köcher voll giftiger Pfeile bewaffnet. An ihrer Linken ſchwebte eine wilde, phantaſtiſch gekleidete Geſtalt, die Schwärmerei, die eine brennende Fackel führte; beide drohten unter ſcheußlichen Verzerrungen

des Geſichts, und führten als gefangne Sklavin die edle Matrone an Ketten. Vor ihnen her ging die Herrſchſucht, auf ihrem Haupt eine dreifache Krone, in der Hand einen Biſchofsſtab, und auf ihrer Bruſt ſchimmerte das göttliche hier mißbrauchte Wort: Religion! Der Aberglauben und die Schwärmerei erwarteten mit Ungeduld das Zeichen von dieſer, dem Drang ihrer Wuth, die ſie kaum zurückhalten konnten, folgen zu dürfen. Ihr Heer war ein verworrner, tobender, bunt gekleideter Haufen, und jeder deſſelben führte einen Dolch und eine brennende Fackel. Der dritte Heerführer ging mit ſtolzen und kühnen Schritten einher; er war in das beſcheidne Gewand des Weiſen gekleidet, und hielt, wie ein jeder ſeines Haufens, einen Becher in der Hand, der mit einem ſchwindelnden und berauſchenden Getränke gefüllt war. Dieſe zwei letzten Haufen tobten und ſchrien ſo entſetzlich, daß das Toſen und Gebrauſe der Wellen, das Geheul des Sturms nicht mehr zu hören war.

Als ſie den Arbeitern nah waren, miſchten ſich die drei Haufen auf Befehl ihrer Führer untereinander und fielen dieſe, mit ihren zerſtörenden Waffen, in grimmiger Wuth an. Die Muthigſten der Arbeiter warfen ihre Werkzeuge weg und griffen zu den Schwertern, mit denen ſie begürtet waren, um die Feinde zurückzuſchlagen. Die andern verdoppelten indeſſen ihren Eifer, das angefangene Werk zu vollenden. Der Genius deckte ſeine muthigen Streiter und fleißigen Arbeiter mit einem großen glänzenden Schilde, den ihm eine Hand aus den Wolken reichte; er konnte aber die unzählbare Menge nicht bergen. Mit tiefem Schmerze ſah

er viele Tauſende der Seinigen unter den vergifteten Pfeilen und den mörderiſchen Waffen hinſinken. Viele ließen ſich von den Vorſpieglungen und Lockungen derer bethören, die ihnen die bezauberten Becher als Erquickung darreichten, taumelten dann in wildem Rauſche herum und zerſtörten die mühſame Arbeit ihrer Hände. Die mit den Fackeln bewaffneten machten ſich mit ihren Dolchen einen Weg, warfen ihre Fackeln in das angefangne Gebäude, ſchon loderte die Flamme und drohte das herrliche Werk in die Aſche zu legen. Der Genius ſah mit ſchmerzvollem Blick auf die Gefallnen und Verirrten, ſprach den Uebrigen Muth zu, flößte ihnen durch ſeine Standhaftigkeit und Erhabenheit Kraft, Geduld und Ausharren ein. Sie löſchten die Flammen, ſtellten das Zerrüttete her, und arbeiteten unter Verfolgung und Toß mit ſolchem Eifer, daß, trotz der Wuth und dem Haß ihrer Feinde, ein großer, herrlicher, edler Tempel emporſtieg. Der Sturm legte ſich und helle ſanfte Heiterkeit ergoß ſich über die ganze Inſel. Hierauf heilte der Genius die Verwundeten, tröſtete die Müden, pries die tapfern Streiter und führte ſie unter Siegesgeſängen in den Tempel ein. Ihre Feinde ſtanden betäubt vor dem Rieſenwerk, und zogen ſich, nachdem ſie vergebens verſucht hatten deſſen Veſte zu erſchüttern, ergrimmt zurück. Fauſt befand ſich nun ſelbſt auf der Inſel. Das Feld um den erhabenen Tempel war mit Leichen der Erſchlagenen von allen Altern beider Geſchlechter bedeckt, und diejenigen, die aus den Zauberbechern getrunken hatten, gingen kalt unter den Todten herum, vernünftelten und ſpotteten über die Bauart des Tempels,

maßen seine Höhe und Breite, um seine Verhältnisse zu berechnen, und bestimmten sie um so zuverlässiger, je weiter sie von der Wahrheit entfernt waren. Faust ging an ihnen vorüber, und als er dem Tempel nahte, las er über seinem Eingang folgende Worte: Sterblicher! wenn du tapfer gestritten, treu ausgehalten hast, so tritt herein, und lerne deine edle Bestimmung kennen!

Sein Herz glühte bei diesen Worten und er hoffte auf einmal, das ihn quälende Dunkel zu durchbrechen. Kühn drang er nach dem Tempel, stieg die hohen Stufen hinauf, sah wie eine schimmernde, rosenfarbene Dämmerung ihn füllte und hörte die sanfte Stimme des Genius; er wollte hineintreten, die eherne Pforte fuhr mit einem dumpfen Schall vor ihm zu, er bebte zurück. Nun dünkte ihn, daß der Tempel, der vorher auf ebenem Boden gestanden, auf drei großen Felsen ruhte, woran er die Symbole der Geduld, Hoffnung und des Glaubens erkannte. Seine Begierde, in die Geheimnisse des Tempels zu dringen, nahm durch die Unmöglichkeit noch mehr zu; auf einmal fühlte er Flügel, erhob sich, und fuhr mit solchem Ungestüme gegen die eherne Pforte, daß er zurückgeschleudert in den tiefsten Abgrund sank und in dem Augenblick zitternd aus dem Schlafe auffuhr, als er den Boden zu berühren glaubte. Er schlug betäubt die Augen auf, eine blasse, in ein weißes Todtentuch gehüllte Gestalt, in der er seinen Vater erkannte, riß die Bettvorhänge auseinander und sprach mit klagender Stimme:

„Faust! Faust! Nie hat ein Vater einen unglücklichern

Sohn gezeugt, in diesem Gefühle bin ich nun eben gestorben. Ewig, ach! ewig liegt die Kluft der Verdammniß zwischen mir und dir!"

3.

Dieses bedeutende Gesicht und die schaudervolle Erscheinung durchbebten die Seele Fausts; er sprang auf, öffnete das Fenster, um freie Luft zu athmen; die ungeheuern Alpen lagen vor ihm, die aufgehende Sonne vergoldete nun eben ihre dunkeln Spitzen, und dieses Bild schien ihm eine Dollmetschung seines Gefühls. Er versank in tiefe Betrachtungen; das Luftgebäude seines Stolzes fiel zusammen und die schlummernden Empfindungen seiner Jugend schossen hervor, um seine Qual zu vermehren. Der Gedanke, sein Leben dem Wahne geopfert, die Kraft seines Geistes nicht genutzt, in dem Strudel der Wollust, in dem Geräusche der Welt verbraust zu haben, drang durch seine Seele. Er bebte vor der Enthüllung des nächtlichen Gesichts zurück; schon arbeitete sein Geist an der Deutung der Bilder, als sein Herz ihn ins Dunkel zurücktrieb:

„Woher kamen nun diese Ungeheuer, die die fleißigen Arbeiter überfielen? Wer berechtigte sie zu dem Frevel, sie in ihrer Arbeit zu stören und sie unter ihrem edeln Tagwerk zu ermorden? Wer ließ es zu? Wollte, konnte er's nicht hindern, der es zuließ? Wenn ich die Bilder des Gesichts recht verstehe, so deuten sie auf die Grundstützen der in Gesellschaft gesammelten Menschen, und jede derselben behauptet [illegible] Ursprung vom Himmel. Ist ihr Vorgeben Betrug, [illegible] leidet der schmählichste Strafe, welcher sie antastet?

deutet sie auf Mißbrauch — wie dann? so ist alles Mißbrauch unter der Sonne, so soll es so seyn und mein Unwille ist gerecht. Ist es nicht das Werk eines Höhern, den wir nicht befragen können, der uns nichts enthüllt hat? Warum erlagen so viele Tausende der Wuth dieser Ungeheuer? Konnte, wollte sie der Genius nicht alle bergen? Sind einige vorher bestimmt, als Opfer für die andern zu fallen? Wer steht mir dafür, daß ich nicht einer von denen bin und seyn muß, den das Loos der Verwerfung bei der Entstehung getroffen? Mußten es diese mit ihrem Leben erkaufen, damit jene im Triumph einzögen und der Ruhe genössen? Was haben die Unglücklichen verschuldet? Was die verschuldet, die lechzend nach dem Becher griffen, ihren glühenden Durst zu stillen?"

So trieb er sich lange auf dem Meere der Zweifel herum, als ihm durch die Erscheinung seines Vaters seine seit so langer Zeit vergessene Familie einfiel. Er faßte den Entschluß, zu den Verlassenen zurückzukehren, in die bürgerliche Ordnung wiederum einzutreten, sein Gewerbe zu treiben und sich von der lästigen Gesellschaft des Teufels zu befreien. So machte er sich nun auf den Weg zu seiner Heimath, wie viele, die unbestimmtes jugendliches Brausen für Genie halten, mit großen Ansprüchen in die Welt treten, das wenige Feuer ihrer Seele schnell verdampfen und mit den schalen Ueberbleibseln sich nach Kurzem auf eben dem Punkte befinden, von dem sie ausgelaufen, sich und der Welt zur Last. Faust kochte dieses alles im Stillen aus, er ritt stumm, düster und mürrisch an der Seite des Teufels. Dieser überließ ihn gerne seinen Betrachtungen, lachte seines Entschlu[illegible]

verkürzte sich die Zeit mit der süßen Hoffnung, bald wieder den süßen Dampf der Hölle zu riechen. Er freute sich schon im voraus darauf, wie er des Satans spötten wollte, der ihm Fausten als einen Kerl besonderer Kraft empfohlen hätte, den er doch vor der Entwicklung seines Schicksals so mürbe sah. Er stellte sich den Kühnen in dem Augenblick vor, da er ihm zum erstenmal erscheinen mußte, und nun sah er ihn gebeugt, wie einen büßenden Mönch, neben sich her reiten. Sein Haß gegen ihn nahm zu und er jauchzte in seinem schwarzen Inneren, als er Worms in der Ebene vor sich liegen sah.

4.

Sie ritten beide die Landstraße hinan, und als sie noch einige Steinwürfe von der Stadt entfernt waren, sahen sie einen Galgen nah an derselben, an welchem ein schlanker, wohlgestalteter Jüngling hing. Faust blickte hinauf. Der frische Abendwind, der durch seine blonden, über sein Gesicht gefallenen Haare blies und ihn hin und her schaukelte, entdeckte Fausten seine jugendliche Bildung. Er brach bei diesem Anblick in Thränen aus und rief mit bebender Stimme:

„Armer Jüngling, in der ersten Blüthe des Lebens schon hier am verfluchten Holze! Was kannst du verbrochen haben, daß dich das Gericht der Menschen so früh verurtheilt hat?"

Teufel (mit ernstem und feierlichem Tone). Faust, dieses ist dein Werk!

Faust. Mein Werk?

Teufel. Dein Werk! Sieh ihn genau an — es ist dein ältester Sohn!

Faust blickte hinauf, erkannte ihn und sank vom Pferde.

Teufel. Schon jetzt vernichtet? So wirst du mich bald um die Früchte meiner Mühe bringen, die ich nur in deinem Jammer ernten kann. Winsle und stöhne, die Stunde naht, worin ich dir den dicken Schleier von den Augen reißen muß. Höre! ich will mit einem Athemzug das verworrene Labyrinth weghauchen, in welchem du dich nicht finden konntest, dir Licht über die Wege der moralischen Welt geben und dir zeigen, wie gewaltsam du sie durchkreuzt hast. Ich, ein Teufel, will dir zeigen, mit welchem Rechte und Gewinn ein Wurm wie du sich zum Richter und Rächer des Bösen aufwirft und in die Räder dieser so ungeheuren und fest gestimmten Maschine greift. Langsam will ich dir alles zuzählen, damit das Gewicht eines jeden deines Frevels, einer jeden deiner Thorheiten schwer auf deine Seele falle. Erinnerst du dich des Jünglings, den ich auf deinen Befehl bei unserm Auszug aus Mainz vom Ersaufen erretten mußte? Ich warnte dich; du wolltest dem Zuge deines Herzens gehorchen, vernimm nun die Folgen. Hättest du jenen Bösewicht ertrinken lassen, so würde dein Sohn nicht an diesem schändlichen Holze sein Leben verloren haben. Er, um deßwillen du durch die Führung des Schicksals verwegen griffst, nahte sich bald nach deiner Entfernung deinem jungen, verlassenen Weibe. Der Glanz des Goldes, das wir ihr so reichlich hinterlassen hatten, reizte ihn mehr, als ihre Jugend und Schönheit. Es war ihm ein Leichtes, das Herz der von dir Vernachlässigten zu gewinnen, und er machte sich in Kurzem so zum Meister davon, daß sie ihm ihre Führung und alles was sie besaß, [illegible]

Dein Vater wollte sich seiner Wirthschaft widersetzen, der junge Mann schlug und mißhandelte ihn, er suchte seine Zuflucht in dem Hospitale der Armen, wo er vor einigen Tagen vor Kummer über dich und deine Familie gestorben ist. Da ihn dein Sohn darauf mit heftigen Vorwürfen anfiel und ihm drohte, trieb er auch ihn aus dem Hause. Dieser irrte in der Wildniß herum, schämte sich zu betteln, kämpfte lange mit dem Hunger, stahl endlich in einer Kirche dieser Stadt einige Groschen von einem Opferteller, ihn zu stillen, that es aber so unvorsichtig, daß man ihn bemerkte, und der hochweise Magistrat ließ ihn aus Rücksicht seiner Jugend nur hängen, ob er ihnen gleich unter Thränen sagte: er habe in vier Tagen nichts als Gras verschlungen. Deine Tochter ist in Frankfurt, prostituirt, um zu leben, jedem ihre Jugend, der sie dafür bezahlt; dein zweiter Sohn dient bei einem Prälaten, der die Jünglinge dazu braucht, wozu mich der Papst einst brauchen wollte und wofür er eine so billige Taxe im Sündentarif festsetzte. Der junge von mir gerettete Mann raubte endlich deinem Weibe das letzte; dein Freund, den wir vom Bettelstab retteten, versagte deinem alten Vater seine Hülfe, stieß deine Kinder, die zu ihm flüchteten und um Brod flehten, weg, und nun will ich dir deine Familie zeigen, damit du mir Augen siehst, was du aus ihnen gemacht hast. Dann will ich dich wieder hierher reißen, Rechnung mit dir halten, und du sollst eines Todes sterben, wie ihn kein Sterblicher gelitten hat. Ich will deine bebende Seele herumzerren, bis du vor mir stehst, ein erstarrtes Bild der Verzweiflung.

5.

Der Teufel ergriff den Jammernden, flog mit ihm nach Mainz, zeigte ihm sein Weib und seine zwei jüngsten Kinder, mit Lumpen bedeckt, vor dem Franziskanerkloster sitzen, um die ekelhaften Ueberbleibsel des Nachtessens dieser Mönche abzuwarten. Als die Mutter Fausten erblickte, schrie sie: „Ach Gott, Faust, euer Vater!“ deckte ihre Augen mit ihren Händen zu und sank in Ohnmacht. Die Kinder liefen zu ihm, hingen sich an ihn und schrien um Brod.

Faust. Teufel, gebiete über mein Schicksal, laß es schrecklicher seyn, als es das Herz des Menschen tragen und fassen kann, nur gib diesen Elenden und errette sie vor Schande und Hunger!

Teufel. Ich habe für dich die Schätze der Erde geplündert, du hast sie der Wollust und dem Vergnügen aufgeopfert, ohne dieser Elenden zu gedenken. Fühle nun deine Thorheit, dieses ist dein Werk; du hast das Gewebe zu ihrem Schicksal gesponnen, und deine hungrige, bettlerische und elende Brut wird den von dir ausgesäeten Jammer durch Kinder und Kindeskinder fortpflanzen. Du zeugtest Kinder, warum wolltest du nicht ihr Vater seyn? Warum hast du da das Glück gesucht, wo es nie ein Sterblicher gefunden hat? Blicke sie noch einmal an und dann fort; in der Hölle siehst du sie einst wieder, wo sie dich für die Erbschaft verfluchen werden, die sie dir nur zu danken haben.

Er riß ihn von den Jammernden, sein Weib wollte so eben seine Knie umfassen und um Erbarmung flehen — Faust wollte sich zu der Unglücklichen neigen, der Teufel faßte ihn und stellte ihn abermals unter den Galgen bei Worms.

6.

Die Nacht senkte sich schwarz auf die Erde. Faust stand vor dem grausenden Anblick seines unglücklichen Sohnes. Wahnsinn glühte in seinem Gehirne und er rief im wilden Tone der Verzweiflung:

„Teufel, laß mich diesen Unglücklichen begraben, entreiße mir dann das Leben, und ich will in die Hölle herunterfahren, wo ich keinen Menschen im Fleische mehr sehen werde. Ich habe sie kennen gelernt, mir ekelt vor ihnen, vor ihrer Bestimmung, vor der Welt und dem Leben. Die gute That zog unaussprechliches Weh auf mein Haupt, und ich hoffe, die bösen allein sind zum Glück ausgeschlagen. So muß es seyn in dem tollen Sinne des Wirrwarrs auf Erden. Fördere mich hinunter, ich will ein Bewohner der Hölle werden, ich bin des Lichts müde, gegen welches ihre Dunkelheit vielleicht Tag ist."

Teufel. Nicht zu rasch! — Faust, ich sagte dir einst, du solltest das Stundenglas deiner Zeit selbst zerschlagen; du hast es in diesem Augenblicke gethan und die Stunde der Rache ist da, nach der ich so lange geseufzt habe. Hier entreiße ich dir deine mächtige Zauberruthe und fessele dich in den engen Bezirk, den ich nun um dich ziehe. Hier sollst du mich anhören, heulen und zittern; ich ziehe die Schrecken aus dem Dunkel hervor, enthülle die Folgen deiner Thaten und ermorde dich mit langsamer Verzweiflung. So jauchze ich, so siege ich über dich!

Thor, du sagst, du hättest den Menschen kennen gelernt? Wo? Wie und wann? Hast du auch einmal seine Natur

erwogen? durchforscht und abgesondert, was er zu seinem Wesen Fremdes hinzugesetzt, daran verpfuscht und verstimmt hat? Hast du genau unterschieden, was aus seinem Herzen und was aus seiner durch Kunst verdorbenen Einbildungskraft fließt? Hast du die Bedürfnisse und Laster, die aus seiner Natur entspringen, mit denen verglichen, die er der Kunst und seinem verdorbenen Willen allein verdankt? Hast du ihn in seinem natürlichen Zustande beobachtet, wo jede seiner unverstellten Aeußerungen das Gepräge seiner innern Stimmung an sich trägt? Du hast die Maske der Gesellschaft für seine natürliche Bildung genommen und nur den Menschen kennen gelernt, den seine Lage, sein Stand, Reichthum, seine Macht und seine Wissenschaften der Verderbniß geweiht haben, der seine Natur an eurem Götzen, dem Wahn, zerschlagen hat. Du wolltest mir den hohen moralischen Werth der Menschen beweisen und um dieses zu bewirken, führtest du mich auf der breiten Heerstraße des Lasters, nur an die Höfe der mächtigen Menschenverderber, des feigen Tyrannen in Frankreich, des Usurpators in England! Warum gingen wir die Höfe der guten und gerechten Fürsten, der Väter der Völker vorüber? Sollt' ich, der Teufel, dessen Führer du seyn wolltest, sie dir anzeigen? Der gewaltige Ruf der Ersten, der große Schauplatz, dein Stolz, dein Hang nach Wollust trieben dich dahin, und du hast nur diese Menschenverderber mit ihren Helfershelfern, wollüstige Weiber und Pfaffen gesehen, welche die Religion als Werkzeug zur Herrsch- und Goldsucht mißbrauchen! Hast du den, der unter

dem schweren Joche seufzt und des Lebens Last geduldig trägt und sich mit der Hoffnung der Zukunft tröstet, auch nur eines Blicks gewürdiget? Hast du den tugendhaften Menschenfreund, den edlen Weisen, den thätigen, rechtlichen Hausvater, in ihren einsamen Wohnungen aufgesucht? Nur einmal nach dem wahren Menschen ernsthaft geforscht? Doch, wie hättest du, der Verdorbenste deines Geschlechts, den Unverdorbenen ausfinden mögen, da du den Geist, ihn nur zu ahnen, verloren hattest. Stolz bist du die Hütte des Armen und Bescheidnen vorüber gegangen, der die Namen eurer erkünstelten Laster nicht kennt, im Schweiße seines Angesichts sein Brod erwirbt, es mit Weib und Kindern treulich theilt und sich in der letzten Stunde des Lebens freut, sein mühsames Tagwerk geendet zu haben. Hättest du da angeklopft, so würdest du freilich dein schales Ideal von heroischer, überfeiner Tugend, die eine Tochter eurer Laster und eures Stolzes ist, nicht gefunden haben, aber den Menschen in stiller Bescheidenheit, großmüthiger Entsagung,* der unbemerkt mehr Kraft der Seele und Tugend ausübt, als eure im blutigen Felde und im trugvollen Kabinette berühmten Helden. Ohne letztere, Faust, ohne eure Pfaffen und Philosophen, würden sich bald die Thore der Hölle zuschließen. Kannst du sagen, daß du den Menschen kennest, da du ihn nur auf dem Tummelplatz der Laster und deiner Lüste gesucht hast? Kennst du dich selbst? Laß mich tiefer in deinen Busen greifen, ich will mit Sturm in die Glut blasen, die du in deinem

* Resignation.

Herzen gesammelt hast. Wenn ich tausend menschliche Zungen hätte und dich Jahre in diesem Kreise gefesselt hielte, so könnte ich dir doch nicht alle die Folgen deiner Thaten und Verwegenheiten entwickeln. Durch Jahrhunderte läuft das Gewebe des Unglücks deiner Hand und künftige Geschlechter verfluchen einst ihr Daseyn, weil du in wahnsinnigen Stunden deinen Kitzel befriedigt, oder dich zum Richter und Rächer menschlicher Handlungen aufgeworfen hast. Sieh, Kühner, so bedeutend wird euer Wirken, das euch Blinden so beschränkt scheint! Wer von euch kann sagen, die Zeit vertilgt die Spur meines Daseyns? Weißt du, was Zeit und Daseyn sind und sagen wollen? Schwellt der Tropfen, der in das Weltmeer fällt, nicht die Woge um einen Tropfen? Und du, der nicht weiß, was Anfang, Mittel und Ende sind, hast mit verwegner Hand die Kette des Geschicks gefaßt und an den Gliedern derselben genagt, ob sie gleich die Ewigkeit geschmiedet hat! Nun ziehe ich den Vorhang hinweg und schleudere das Gespenst Verzweiflung in dein Gehirn.

Faust drückte seine Hände vor seine Augen, der Wurm der Qual sog an seinem Herzen.

Teufel. Vernimm nun deines Lebens Gewinn und ernte ein, was du gesäet hast; erinnere dich dabei, daß ich keinen deiner Frevel ausführte, ohne dich vor den Folgen zu warnen. Gezwungen von dir, scheine ich den Lauf der Dinge unterbrochen zu haben, und ich, der Teufel, stehe schuldlos vor dir, denn alles sind Thaten deines eignen Herzens.

Denkst du noch der Nonne Klara, der wollüstigen Nacht, die du mit ihr zugebracht? Wie solltest du nicht, da sie dich

so sehr ergötzte? Höre die Folgen derselben! Kurz nach unsrer Entfernung starb der Erzbischof, ihr Freund und Beschützer, und sie mußte nach ihrer Niederkunft mit ihrem Kinde als ein Gegenstand des Abscheues im peinlichen Kerker den verzweifelnden Hungertod sterben. In der Wuth fiel sie über den Neugebornen her, sättigte sich an deinem und ihrem Blute und verlängerte ihre scheußliche Marter, so lange der unnatürliche Fraß dauerte. Was hatte sie verbrochen, sie, die ihr Verbrechen nicht begriff, den Urheber ihrer Schande und ihres schrecklichen Todes weder kannte noch ahnte? Fühle nun die Folgen einer einzigen Sekunde der Wollust und bebe! Hast du nicht den Wahnsinn bekräftigt, der sie verdammte? Mußte die Hölle nicht den Vorwurf deines Frevels tragen? Sie ermordeten deine Brut, als die Brut des Satans, und du hast durch diese That die Begriffe dieses Volks auf lange verwildert! Stöhne nur, ich ziehe der Schrecken mehr herauf.

Es ist wahr, mit dem Fürstbischof ist dir's besser gelungen. Er ließ den Hans Ruprecht begraben und versetzte seine Familie in Wohlstand. Auch verlor er durch meine Vorspieglung sein Fett und ward einer der gelindesten und gütigsten Fürsten; erschlaffte aber die Bande der bürgerlichen Ordnung so durch seine Nachsicht, daß seine Unterthanen bald ein Haufen Hallunken, Säufer, Faullenzer, Räuber und liederlichen Gesindels ward. Um sie wiederum zu Menschen zu machen, mußte nun der jetzige Bischof ihr Henker werden, hundert Familien zerstören und hinrichten, damit die andern, durch das Beispiel erschreckt, in die bürgerliche Ordnung einträten. Drei

Schlemmer und Fresser hätten diesem Volke nicht so weh gethan, als ihm diejenigen nun thun, denen dieser Fürst, gezwungen, das Schwert der Gerechtigkeit und die Gewalt der Rache vertrauen muß.

Der Doktor Robertus, der berühmte Freiheitsrächer, der Mann nach deinem Sinne, war von frühster Jugend ein Feind des Ministers, den er wegen seiner Talente haßte. Neid und Eifersucht waren die Quellen seines unabhängigen Geistes, und hätte jener wie er gedacht, so würde er mit Freuden die Grundsätze des strengsten Despotismus angenommen haben, denn nur dazu war sein hartes und wildes Herz geschaffen. Der rechtschaffne Mann war der Minister, dieser ein Unhold, der die Welt in Brand gesteckt hätte, es theils gethan hat, um seinen gränzenlosen Ehrgeiz zu befriedigen. Ich mußte ihn nach deinem Willen retten, ihn mit einer großen Summe Gelds versehen; vernimm nun, wozu er sie gebraucht hat und freue dich der Folgen. Er nutzte seine Freiheit, das Gold und den Wahn, den sein Verschwinden durch mich im Volke veranlaßte, so gut, daß es ihm bald gelang, einen fürchterlichen Aufstand zu erregen. Er bewaffnete die Bauern, diese ermordeten die Edelleute, verwüsteten das ganze Land, der edle Minister fiel ein Opfer seiner Rache und dein Freiheitsrächer Robertus ist der Stifter des unglücklichen Bauernkriegs, der sich nach und nach in ganz Deutschland ausbreiten und es verheeren wird. Mord, Todtschlag, Plünderung, Kirchenraub wüthen nun, und dein edler Held steht an der Spitze eines tollen Haufens und droht, aus Deutschland einen Kirchhof des Menschengeschlechts zu machen. Ernte den Jammer

ein, den du veranlaßt hast, der Satan selbst hätte nicht besser für die Zerstörung der Menschen, die wir hassen, arbeiten können, als du, da du diesen Wahnsinnigen der Gerechtigkeit entrissen hast.

Kehre mit mir an den Hof jenes deutschen Fürsten zurück, wo du den Rächer der Tugend und Gerechtigkeit so rasch und kühn gespielt hast. Dieser Fürst und sein Günstling waren Heuchler eurer Tugenden; aber ihr Wirken beförderte das Glück des Volks, weil sie beide Verstand genug hatten, zu fühlen, der Vortheil der Unterthanen sey Gewinn für den Fürsten. Weiß der Durstige und kümmert's ihn, ob die Quelle, die ihn tränkt, aus dem Bauche eines Berges springt, der mit Gift angefüllt ist? Genug für ihn, wenn er nur ohne Schaden sein heißes Blut abkühlt. Dieser Heuchler mißfiel dir, weil er deiner hohen Meinung, die du mir gerne aus gewissen Ursachen aufdrängen wolltest, nicht entsprach, und mein Anblick mußte ihn auf deinen Befehl tödten. Sein unmündiger Sohn folgte ihm in der Regierung. Seine Vormünder drückten und preßten das unter dem Heuchler einst glückliche Volk, verdarben das Herz und den Geist des künftigen Regenten, entnervten früh seinen Körper durch Wollust, beherrschen ihn nun, da er mündig ist, und sind seine und des Volks Tyrannen. Hätt' ich nicht auf deinen Befehl den Vater tödten müssen, so würde er seinen Sohn nach seinen Grundsätzen erzogen, seine Fähigkeiten entwickelt und ihn zum Manne gebildet haben, der würdig wäre, an der Spitze eines Volks zu stehen. Die Hunderttausende, die nun unter dem Druck des feigen, tückischen Wollüstlings seufzen

und deren Jammer sich auf deinem Haupte sammelt, würden die Glücklichsten in Deutschland seyn. Wohl uns, du hast ein ganzes Volk elend gemacht, da du dich zum Rächer eines Einzigen aufwarfst. Ernte ihre Thränen, ihre Verzweiflung, die blutigen Thaten ihrer künftigen Empörung ein und freue dich deines strengen Richteramts!

Wahnsinniger, auf dein Geheiß mußt' ich das Schloß des wilden Rauhgrafen mit allen Bewohnern, seinem Weibe und dem Säugling verbrennen. Was haben diese Unschuldigen verbrochen? Es war ein Augenblick der Wonne für mich! — dein Werk ist es, daß der Säugling auf dem Busen der Mutter zu Asche brannte; dein Werk, daß der Rauhgraf einen benachbarten Edelmann als den Urheber des Brandes überfiel, des Unschuldigen Schloß der Flamme übergab, ihn erschlug und die Fehde, die meine That veranlaßte, noch in diesem Theile Deutschlands wüthet. Tausende sind schon unter dem Schwerte der wechselseitigen Rache hingesunken, und es wird nicht eher ruhen, bis sich die streitenden Familien gänzlich erschöpft und vertilgt haben. So warst du, Wurm, der sich in der Wollust herumwälzte, in die Hölle drangst, um deine Lüsternheit zu sättigen, der Rächer des Unrechts. Heule und stöhne, ich ziehe der Schrecken mehr aus dem Dunkel.

Die Tochter des Geizigen in Frankreich, die du zur H—e gemacht und in ihrem Busen die Lust nach der Sünde erweckt hast, ergab sich bald hierauf dem jungen König als Mätresse. Sie beherrschte ihn, reizte ihn, daß er sie mit einem neuen Buhler nicht stören möchte, zu dem unsinnigen Zuge nach Italien und zog ein Elend über Frankreich, das viele künftige

Regierungen nicht heilen werden. Die Blüthe der französischen Jugend, die Helden des Reichs faulen in Italien und der König kehrte beschämt und ohne Vortheil heim. So hast du, wohin du dich wandtest, den Samen des Unglücks ausgestreut und er fruchtet zum Unheil, die Ewigkeit durch.

Ich hoffe, nun begreifst du den Fingerzeig, den ich dir damals gab, als ich das Haus über die Naturkundigen zusammenstürzte. Ich sagte dir, so wie diese in das Fleisch der Lebenden schneiden, um unergründliche Geheimnisse zu erforschen, so wütheſt du in der moralischen Welt, durch dich und meine zerstörende Hand. Du hast dieses Winks nicht geachtet. Fühle ihn nun tiefer. Sie verdienten unter den Ruinen ihrer Schlachtbank begraben zu werden; aber was hatten die Unschuldigen im Unterstock verbrochen, die nicht wußten, welche Gräuel über ihrem Haupte vorgingen? Warum mußten auch sie mit begraben werden? Warum mußte, deine schnelle Rache zu befriedigen, eine schuldlose, glückliche Familie mit aufgeopfert werden? Richter und Rächer, dieses hast du nicht bedacht. Fasse nun die Folgen deines Wahnsinns zusammen, durchlaufe sie und sinke vor der scheußlichen Vorstellung hin. Sagt' ich dir nicht, der Mensch ist rascher in seinem Urtheil und in seiner Rache, als der Teufel in der Vollziehung des Bösen?

Auf deinen Befehl mußt' ich den Zunder der Wollust an das Herz der himmlischen Angelika legen, die die Zierde ihres Geschlechts und der Welt war. Du hast sie im wilden Rausche deiner Sinne genossen und die Unglückliche wußte nicht was ihr geschah. Schaudre vor den Folgen — diese Angelika —

ich, der ich Gefallen an der Sünde und der Zerstörung habe, könnte mitleidig auf ihr Ende blicken! Sie floh auf das Land und das Gefühl der Scham zwang sie, den Zustand zu verbergen, in den du sie versetzt hattest. Sie gebar unter Todesangst, in der Einsamkeit, ohne Hülfe, das Kind entfiel dem Schooße der Unvermögenden und starb in dem Augenblick, da es das Licht der Welt erblickte. Sie, das unglückliche Opfer deiner augenblicklichen Lust, ward eingezogen und öffentlich als Kindesmörderin hingerichtet. Du hättest sehen sollen im letzten Augenblick ihres Lebens — sehen sollen, wie ihr reines Blut den weißen Talar befleckte —

Faust öffnete seine starren Augen und sah gen Himmel.

Teufel. Er ist taub gegen dich! Sey stolz auf den Gedanken, einen Augenblick gelebt zu haben, der das Vergehen der Teufel leicht machen könnte, wenn das Gericht über sie nicht geschlossen wäre! Noch rauscht er in den düstern Gefilden der Ewigkeit. Ich rede von jenem, da du mich zwingen wolltest, den Schleier zu heben, der euch den Ewigen verbirgt. Der Engel, der euer Schuldbuch führt, erbebte auf seinem glänzenden Sitze und strich deinen Namen mit weggewandtem Angesicht aus dem Buche des Lebens.

Faust (sprang auf). Verflucht seyst du! Verflucht ich die Stunde meiner Geburt! der, der mich gezeugt, die Brust, die ich gesogen!

Teufel. Ha, des herrlichen Augenblicks! des köstlichen Lohns meiner Mühe! Die Hölle freut sich deiner Flüche und erwartet einen noch schrecklichern von dir. Thon, warst du nicht frei geschaffen? Trug, empfandest du nichts wie alle,

die im Fleische leben, den Trieb zum Guten, wie zum Bösen, in deiner Brust? Warum tratst du verwegen aus dem Gleise, das dir so bestimmt vorgezeichnet war? Warum wagtest du, deine Kräfte an dem und gegen den zu versuchen, der nicht zu erreichen ist? Warum wolltest du mit dem richten und rechten, den du nicht fassen und denken kannst? Warum trieb Stolz die Pflanze aufwärts, die nur an der Erde hinkriechen soll? Hat er dich nicht so geschaffen, daß du über den Teufel, wie über die Thiere der Erde erhaben standest? Dir verlieh er den unterscheidenden Sinn des Guten und Bösen: frei war dein Wille, frei deine Wahl. Wir sind Sklaven des Bösen und der eisernen Nothwendigkeit ohne Wahl und Willen; gezwungen, von Ewigkeit dazu verdammt, wollen wir nur das Böse und sind Werkzeuge der Rache und der Strafe an euch. Ihr seyd Könige der Schöpfung, freie Geschöpfe, Meister eures Schicksals, das ihr selbst bestimmt; Herren der Zukunft, die von eurem Thun abhängt; um diese Vorzüge hassen wir euch und frohlocken, wenn ihr durch Thorheit und Laster die Herrschaft verwirkt. Wohl uns, daß ihr diese Vorzüge selbst vernichtet, daß ihr alles mißbraucht, alle die Fähigkeiten zum Guten, die euch der Ewige verliehen hat. Tritt auch ein Weiserer unter euch auf und schreibt euch Regeln zu eurem Besten vor, so zernichtet ihr sein Werk in dem Augenblick der Entstehung. Mißbrauch eurer moralischen und physischen Kräfte läuft durch die Kette, die das Menschengeschlecht verbinden soll; und nie gefallt ihr euch besser, als wenn ihr zerstört, was andre zu eurem Glück und Heil aufgebauet haben. So arten unter euren Händen, in eurem

Geiſte, Religion, Wiſſenſchaften und Regierung zu Unſinn, Verzerrung und Tyrannei aus, und du haſt das deinige redlich dazu beigetragen. Fauſt, nur in der Beſchränktheit liegt euer Glück; wärſt du geblieben, was du warſt, hätten dich Dünkel, Stolz, Wahn und Wolluſt nicht aus der glücklichen, beſchränkten Sphäre geriſſen, wozu du geboren warſt, ſo hätteſt du ſtill dein Gewerbe getrieben, dein Weib und deine Kinder ernährt, und deine Familie, die nun in den Koth der Menſchheit geſunken iſt, würde blühen. Von ihr beweint, würdeſt du ruhig auf deinem Bette geſtorben ſeyn und dein Beiſpiel würde deine Hinterlaſſenen auf dem dornigten Pfad des Lebens leiten.

Fauſt. Ha, wohl mag dieß die größte Qual der Verdammten ſeyn, wenn der Teufel ihnen Buße predigt!

Teufel. Es iſt luſtig genug, daß ihr es dazu kommen laßt. Elender, und wenn die Stimme der Wahrheit und Buße laut vom Himmel ſelbſt erſchallte, ihr würdet ihr euer Ohr verſchließen.

Fauſt. Erwürge mich und tödte mich nicht mit deinem Geſchwätze, das mein Herz zerreißt, ohne meinen Geiſt zu überzeugen. Willſt du, daß ich dein Gift Tropfen für Tropfen einſchlürfen ſoll, gieße ein! deine Vorſtellungen laufen im Ungeheuren zuſammen und verlieren ihre Kraft an mir. Sieh, meine Augen ſind ſtarr und trocken, nenne meine Stumpfheit Verzweiflung — noch kann ich ihrer ſpotten und mein Geiſt kämpft mit der peinlichen Wallung meines Herzens. Nur dieſer da und die ich eben geſehen, liegen wie eine ungeheure Laſt auf mir und zermirſchen meine ſich noch empörende

Kraft. Um der guten That willen muß er hier hängen! Um der guten That willen müssen sie im Elende verschmachten und eine Reihe niederträchtiger Sünder fortpflanzen! Sah ich was anders als Morden, Vergiften und Gräuel in der Welt? Sah ich nicht überall den Gerechten zertreten und den Lasterhaften glücklich und belohnt?

Teufel. Das kann nun wohl seyn und beweist nur, was für Kerle ihr seyd; aber was prahlst du mir immer von deiner guten That vor? Wodurch verdient sie diesen Namen? Etwa dadurch, daß du mir den Wink dazu gegeben, der dich wahrlich nicht viel gekostet haben kann? Um es zu einer edeln Handlung zu machen, hättest du dich in das Wasser werfen und den jungen Mann auf Gefahr deines Lebens retten müssen. Darauf deutete ich, als ich dir sagte: vermuthlich kannst du nicht schwimmen. Ich warf ihn an das Ufer und verschwand. Dich selbst würde er erkannt haben, und von Dankbarkeit gerührt hätte der Zerstörer deiner Familie ihr Beschützer und Vertheidiger werden können.

Faust. Quälen kannst du mich, Teufel, aber die Zweifel des Menschen kannst du aus Stumpfheit nicht lösen, oder willst es aus Bosheit nicht thun. Nie drangen sie giftiger in mein Herz, als in dieser Stunde, da ich den Jammer meines Lebens, meiner Zukunft überblicke. Ist das menschliche Leben etwas anders, als ein Gewebe von Pein, Laster, Qual, Heuchelei, Widersprüchen und schielender Tugend? Was ist Freiheit, Wahl, Wille, der gerühmte Sinn, Böses und Gutes zu unterscheiden, wenn die Leidenschaften die schwache Vernunft überbrüllen, wie das tosende Meer die Stimme des

Steuermanns, dessen Schiff gegen die Klippen treibt? Wozu das Böse? Warum das Böse? Er wollte es so; kann der Mensch den Samen des Bösen aus der ungeheuren Masse, nur aus seinem Herzen herausreißen, den Er mit Willen hineingelegt hat? Noch wüthender hasse ich nun die Welt, den Menschen und mich. Warum gab man mir, der zum Leiden geboren ist, den Drang nach Glück? Warum dem zur Finsterniß Geborenen den Wunsch nach Licht? Warum dem Sklaven den Durst nach Freiheit? Warum dem Wurme das Verlangen zu fliegen? Wozu eine unbeschränkte Einbildungskraft, die immer gebärende Mutter kühner Begierden, verwegner Wünsche und Gedanken? Freiheit dem Menschen! in dieser verzweifelnden Stunde kann ich noch bei diesem sinnlosen Worte hämisch lachen. Ja, den Durst nach ihr, den kenne ich und darum stehe ich nun in diesem verdammten Kreise. Frei der, dessen Nacken das eiserne Joch der Nothwendigkeit von der Wiege bis zu dem Grabe drückt? Wahrlich, wenn es Jener umwunden hat, wie man das Joch des Pflugochsens umwindet, so geschah es nicht darum, daß er unsers Nackens schone, sondern darum, daß wir die mühsame Furche des Lebens ganz durchackern sollten und entkräftet an dem Ziele hinsänken. Nun labe ihn mein Stöhnen, ich habe es erreicht. Zerschlage das Fleisch, daß meine dunkle, zweifelvolle Seele umhüllt, nimm ihr das Erinnern, daß sie einen menschlichen Leib zum Sünder gemacht hat, dann will ich einer der eurigen werden und nur im Wunsche des Bösen leben. O der herrlichen Welt, worin der blinde, unterjochte Mensch weise Zwecke aus den Martern, die ihn zerreißen,

dem ihn umheulenden Jammergeschrei der Elenden, dem Siegesgesang der Unterdrücker, der ihn umgebenden Verwüstung und Zerstörung zusammenlesen soll; worin er nichts fühlt und sieht, als eine unwiderstehliche Tyrannei, die ihn hier und dort vor Gericht fordert, wenn er laut zu murren wagt. Ha, Teufel, reiße meine Brust auf und schreibe mit dem kochenden Blut meines Herzens deine schöne Theodicee, die du mir eben vorgesagt, in jene dunkle Wolke. Mag sie ein Philosoph kopiren und die Menschen damit narren. Verherrlicht sich nicht der Ewige in Zerstörung und im Schaffen zur Zerstörung? So rauche dann mein Blut an dem Altar des Furchtbaren, wie das Blut des Opferthiers, das der Unsinn dem Götzen schlachtet! Daß ich's mit beiden Händen fassen, gegen den dunkeln Himmel schleudern könnte, damit es dort glühe, wie es nun in meinen Adern glüht, und zu seinem Thron aufschreie!

Ha, Teufel, dieses gefällt deinen Ohren nicht, wie der zischende, heulende Gesang der Verzweiflung, den du erwartet hast — noch kennst du den Menschen nicht ganz. Was ist die Leitung des Himmels, wenn ein Wurm wie ich, durch das Mittel eines Verworfenen wie du bist, durch seinen eignen Willen sein Werk verpfuschen kann? Ist hier Gerechtigkeit? Mußte Faust so geboren werden, sich so entwickeln, so denken und empfinden, daß Tausende elend durch ihn würden? Warum mußten meine Fähigkeiten und Leidenschaften mehr zum Mißbrauch, als zu edeln Zwecken gestimmt seyn? Wollte es meine Natur so, so wollte es auch der, der sie mir gegeben hat. Er muß Gefallen an diesen Verwirrungen haben, sonst

hätte er mich der moralischen Nothwendigkeit eben so gewaltsam unterworfen, als der physischen. Löse nur immer deinen Zauber, der mich in diesem Kreise fesselt, ich werde dir nicht entfliehen und könnte ich's, ich wollte nicht, denn die Pein der Hölle kann nicht größer seyn als das, was ich fühle.

Teufel. Faust, mich freut dein Muth und ich höre das, was du sagst, noch lieber, als die wilden Töne der Verzweiflung. Sey stolz darauf, deine genialische Kraft bis zum Unsinn und zur Lästerung getrieben zu haben, die Qual der Hölle erwartet dich dafür. Ich bin deines Geschwätzes und der Erde müde, es ist Zeit zum Abfahren, deine Rolle ist hier gespielt, du beginnest eine, die nie enden wird. Tritt aus deinem Kreise und begrabe den Unglücklichen; dann will ich dich fassen, deinen bebenden, mürben Leib von deiner Seele streifen, wie man dem Aale die Haut abstreift, ihn zerstückt auf das umherliegende Feld streuen, den Vorübergehenden zum Ekel und Abscheu.

7.

Faust stieg den Galgen hinauf und löste den Strick von dem Halse seines Sohns, trug ihn auf das nahe Feld, das der Pflug frisch aufgerissen, grub mit seinen Händen unter Schluchzen und Thränen ein Grab und legte den Unglücklichen hinein. Hierauf trat er vor den Teufel und sprach mit wildem Tone:

„Das Maß meines Jammers ist voll, zerschlage das Gefäß, das ihn nicht mehr fassen kann; aber noch habe ich Muth, mit dir um mein Leben zu kämpfen, denn ich will nicht sterben wie der Sklave, der unter der Gewalt seines Herrn

ohne Widerstand hinsinkt. Erscheine mir unter welcher Gestalt du willst, ich ringe mit dir. Um der Freiheit, der Unabhängigkeit willen zog ich dich aus der Hölle, am Rande der Hölle will ich sie behaupten, am Rande der furchtbaren Wohnung will ich noch meine Kraft gebrauchen und fühlen, daß ich dich einst an meinem Zauberkreise gefesselt sah und dich zu geißeln drohte. Was du in meinen Augen siehst, sind Thränen der Verstockung, Thränen grimmigen Unwillens — Teufel, nicht du, mein eignes Herz siegt über mich!"

Teufel. Ekelhafter Prahler! mit diesem Fleische reiß' ich dir die Maske ab, die mir Muth vorlügt und stelle dich hin in deiner elenden, scheußlichen Nacktheit. Die Rache rauscht heran und Ewigkeit ist ihr Name.

Er stand in Riesengestalt vor ihm. Seine Augen glühten wie vollgefüllte Sturmwolken, auf denen sich die untergehende Sonne abspiegelt. Der Gang seines Athems glich dem schrecklichen Gesause des Sturms, der aus den aufgerissenen Klüften steigt, wenn die Kruste der Erde vom innern Beben berstet. Der Boden ächzte unter seinem ehernen Fuße, der Sturm sauste in seinen fliegenden Haaren, die um sein Haupt schwebten, wie der Schweif um den drohenden Kometen. Faust lag vor ihm wie ein Wurm, der fürchterliche Anblick hatte seine Sinne gelähmt und alle Kraft seines Geistes gebrochen. Dann faßte ihn Leviathan mit einem Hohngelächter, das über die Fläche der Erde hinzischte, zerriß den Bebenden, wie der muthwillige Knabe eine Fliege zerreißt, streute den Rumpf und die blutenden Glieder mit Ekel und Unwillen auf das Feld und fuhr mit seiner Seele zur Hölle.

8.

Die Teufel waren um den Satan versammelt, der mit den Fürsten zu Rathe saß, um auszumachen, mit was für Strafen man den Papst Alexander den Sechsten peinigen müßte. Seine Verbrechen und der letzte Augenblick seines Lebens waren so einzig, daß auch die boshaftesten Teufel in Verlegenheit waren, die Pein zu bestimmen, die er verdiente. Der Papst stand vor seinen Richtern, die ihn so spöttisch und übermüthig behandelten, als nur immer ein menschliches Gericht einen armen Angeklagten behandelt, der weiter nichts vor sich hat, als das Unglück, auch ein Mensch zu seyn. Auf einmal fuhr Leviathan triumphirend in ihre Mitte, hielt die Seele Fausts am Schopfe und schleuderte sie hin:

„Da habt ihr den Faust!"

Die Hölle empfing ihn mit einem so lauten Freudengebrülle, daß die Verdammten in ihren Pfuhlen erbebten: „Willkommen, Fürst Leviathan! da ist der Faust! da ist der Faust!"

Satan. Willkommen, Fürst der Hölle! Willkommen, Faust, wir haben hier genug von dir gehört.

Leviathan. Da hast du ihn nun, Satan! Sieh selbst, was an ihm ist. Er hat mich nicht wenig geplagt; aber seine Thorheit hat der Hölle gewuchert, und ich hoffe, du bist mit meinem Aufenthalt auf Erden zufrieden. Zum Lohn bitte ich dich, mich für Jahrhunderte mit solchen Aufträgen zu verschonen; ich bin des Menschengeschlechts übersatt, ob ich gleich gestehen muß, daß dieser hier den letzten Augenblick seines Lebens, so bitter er auch war, nicht übel bestanden hat; aber dieß kommt daher, daß er sich in frühern Jahren

mit jener Philoſophie abgegeben, die du die Menſchen gelehrt haſt.

Satan. Ich danke dir, Fürſt Leviathan, und verſpreche dir, du ſollſt lange mit mir in dem Dampfe der Hölle verweilen und die Schatten der großen Menſchenverderber der Erde zum Zeitvertreib reiten und geißeln. — Hm! ein ganzer Kerl, und ſcheint mir den Menſchen völlig ausgezogen zu haben. Verzweiflung, Vermeſſenheit, Haß, Groll, Schmerz und Wahnſinn haben tiefe Furchen in ſeine Seele geriſſen. Er ſieht ſelbſt uns und die Hölle ohne Beben an. Fauſt, biſt du auf einmal ſtumm?

Fauſt. Nicht aus Furcht, ich war gegen einen Mächtigern kühn und darum bin ich hier.

Satan. He, führt doch den Trotzigen ein wenig nach dem Pfuhl der Verdammten. Nehmt eine Legion meiner muthwilligen Hofjungen mit, daß ſie dieſelben zuſammengeißeln, damit dieſer Biedermann mit der Wirthſchaft der Hölle ein wenig bekannt werde.

Ein Teufel riß ihn nach dem Pfuhl der Verdammten. Die Legion ſchwärmte nach.

Leviathan (der den Papſt wahrnimmt). Ha, willkommen in der Hölle, Papſt Alexander! Ich hoffe, der Kitzel iſt euch nun vergangen, den Teufel zum Ganymed machen zu wollen.

Papſt (ſeufzend). Leider!

Satan. Ha! ha! ha! das iſt mir ein guter Schlag von Menſchen, die jetzt auf der Erde wirthſchaften! Laß nur erſt den Geiſt der Reformation über ſie kommen und ſie nach der neuen Welt hinziehen, einen neuen Tummelplatz ihrer

Gräuel und Laster zu entdecken, so wird es noch toller hergehen.

Papst. Schade, daß ich nicht dabei seyn kann!

Satan. Ein sehr päpstlicher Wunsch, doch tröste dich nur, deine Landsleute werden schon die Millionen um ihr Gold erwürgen.

Papst. Was thut man nicht um's Gold! — Ma cospetto di Bacco! Wißt ihr wohl, Herr Satan, daß ich diese neue Welt zwischen Spanien und Portugal getheilt habe. Nun kame mir wenigstens der dritte Theil des Golds zu! Oime!

Faust kam mit der teuflischen Begleitung zurück.

Satan. Nun, Faust, wie gefällt dir das Bad, und die, welche sie dort abreiben?

Faust. Unsinniger, rasender Gedanke, daß der edle Theil des Menschen für die Sünden des aus Koth geschaffnen leiden und büßen soll.

Die Teufel lachten, daß es durch die unendliche Hölle ertönte.

Satan. Bravo, Faust, das was du sagst und wie du dich benimmst, zeigt mir, daß du für einen Menschen zu gut bist. Auch bin ich dir einen besondern Lohn für die schöne, der Hölle so nützliche Erfindung der Buchdruckerei schuldig.

Papst. Was? ein Buchdrucker, und hat sich an meinem Hofe für einen Edelmann ausgegeben und bei meiner Tochter Lukretia geschlafen?

Faust. Schweig, stolzer Spanier, ich habe sie reichlich dafür bezahlt, und du hättest dich mir für eine gleiche Summe

prostituirt, wenn ich eine Bestie gewesen wäre, wie du. Wisse, meine große Erfindung wird mehr Gutes stiften und dem Menschengeschlechte mehr nützen, als alle Päpste, vom heiligen Peter bis auf dich, Scheusal!

Satan. Faust, darin irrst du dich. Erstens werden dir die Menschen den Ruhm der Erfindung dieser Kunst rauben —

Faust. Dieses ist noch mehr als Verdammniß!

Satan. Merkt mir doch auf den Menschen, er steht vor mir, dem Satan, hat den Pfuhl der Verdammten gesehen und hält die Qual der Hölle für nichts gegen seine Hirngespinste: Ruhm und Wahn. Seht mir doch, was aus diesen Ebenbildern des Höchsten geworden ist, seitdem sie sich in Gesellschaften gesammelt, Herren über ihren Leib und ihre Seele gewählt haben, Bücher lesen, und ein erkünsteltes Ding ihres eignen, eitlen, stolzen, unruhigen und wahnsinnigen Geistes geworden sind. —

Zweitens, Faust, werden die Schatten zu hunderttausenden herunterfahren, über dich herfallen, dich mit ihren Flüchen ängstigen, daß du die kleine Quelle des Gifts des menschlichen Verstandes in einen ungeheuren Strom verwandelt hast. Fühlst du denn nicht aus eigner Erfahrung, was euch die Wissenschaften sind und was sie aus euch machen; doch hiervon soll dich dein ehemaliger Begleiter Leviathan unterhalten, und dir eröffnen, daß das Unheil, das du durch deine Erfindung über die Menschen gebracht hast, deine sonstigen Fehler noch weit übertrifft. Ich, der Herrscher der Hölle, der dadurch gewinnt, bin dir Lohn dafür

schuldig, und wenn du dem Ewigen fluchen willst, der dich entweder nicht besser machen konnte oder wollte, so sollst du der Pein der Hölle entfliehen und einer unsers Gleichen werden.

Papst. Satan, laßt mich der erste seyn, als Papst muß ich wenigstens den Rang über ihn haben.

Satan. Merkt mir doch diese Menschen, ihr Teufel, und seht, wie sie euch beschämen! Papst, du hast es gethan, da du meinem Leviathan zu Füßen fielst. Faust, wähle —

Faust trat hervor — die rasende Verzweiflung rollte sich in scheußlichen Zügen auf seiner Schattengestalt — er — wer kann den Frevel ausdrücken?

Alle Teufel bebten bei seinen Worten und erstaunten über seine Vermessenheit. Seit der Entstehung der Hölle herrschte keine solche Stille in dem dunkeln furchtbaren Reiche der Wohnung ewigen Jammers, ewigen Geheuls. Faust unterbrach sie und forderte den Satan zur Erfüllung seines Versprechens auf.

Satan. Thor, wie kannst du von mir erwarten, daß ich, der Herrscher der Hölle, dir mein Wort halten sollte, da man doch von den Gewaltigen der Erde wenige Beispiele hat, daß sie es gehalten hätten, wenn dadurch nichts zu gewinnen war! Du Thor! der Vortheil des Reichs ist auch in der Hölle das erste Gesetz. Und wenn du vergessen kannst, daß du ein Mensch bist, so vergiß nicht, daß du vor dem Teufel stehst. Meine Teufel erblaßten bei deiner Verwegenheit, mein fester, unerschütterlicher Thron erbebte bei deinen vermessenen Worten, und ich glaubte einen Seigerschlag, ich hätte zu viel gewagt. Fort, deine Gegenwart macht mich

unruhig, und du beweiſeſt, daß der Menſch mehr zu thun fähig iſt, als der Teufel ertragen kann. Zerrt ihn in den ſchrecklichſten Winkel der Hölle, dort ſchmachte er in düſtrer Einſamkeit und ſtarre hin vor der Betrachtung ſeiner Thaten und dieſes Augenblicks, der nie zu verſühnen iſt. Daß ihm kein Schatten nahe! Geh' und ſchwebe allein und verloren, eingeſchloſſen zwiſchen ausgebrannten Klippen, in dem Lande, wo keine Hoffnung, kein Troſt und kein Schlaf wohnen. Nur im Vergangenen, im Bewußtſeyn deines Wahnſinns und deines Frevels ſollſt du leben. Die Zukunft, die eure Eitelkeit und euer Stolz ſo gerne ausſchmücken, ſey für dich nichts, als der ſchreckenvolle Gedanke: dein Daſeyn ſey eine ewig fortlaufende Reihe einer unveränderlichen Qual, eines unveränderlichen, peinlichen Gefühls deines Selbſts. Nur ein einziges peinvolles Gefühl ſollſt du fühlen, nur einen einzigen peinvollen Gedanken denken. Es ſoll dir Genuß zu ſeyn ſcheinen, dieſen endloſen Schmerz nur mit einem andern wechſeln zu können. An deiner Seele ſollen ewig die Zweifel nagen, die dich in deinem Leben gequält haben, und nie ſoll ſich dir eins der Räthſel enthüllen, um deren Auflöſung du hier biſt. Dieß iſt die peinlichſte Strafe für einen Philoſophen deiner Art, und ich habe ſie vorzüglich meinen Schülern vorbehalten. Die Hölle iſt voll von ihnen, und du haſt den Saamen zu größrer Bevölkerung meines Reichs ausgeſtreut. Reißt ihn weg, martert ihn! Faßt dieſen Papſt und werft ihn in einen andern Winkel, in der Hölle iſt Ihres gleichen nicht.

Nach den Worten Satans ward Fauſts Geſtalt immer

schwärzer und schwärzer. Die Züge der Menschheit verloschen. Ein düstres, gestaltloses, scheußliches, schwimmendes Gewebe umschlang seine Seele. Noch wüthete er; die Wuth schoß glühende Funken aus dem gestaltlosen Gewebe und erleuchtete es. Zum letztenmal wüthete er.

Leviathan brüllte: Ich will ihn ergreifen, und mich nochmals an dem rächen, der mich gezwungen hat, die mir verhaßte Erde, das mir noch verhaßtere Deutschland zu betreten. Und er ergriff mit eiserner Hand das düstre verzerrte Gewebe, samt der Seele Fausts. Da goß sich die gedrohte Qual über ihn aus und ein Stöhnen erscholl aus dem Gewebe, daß, hätten es Menschen mit Ohren, aus Fleische gebildet, vernommen, ihr Herz wäre bei dem Stöhnen erstarrt und die Quelle ihres Lebens versunken.

Noch stöhnte Faust aus dem düstren Gewebe unter Leviathans eiserner Hand. Als er mit ihm bei den heulenden Verdammten vorüberfuhr, fühlten sie bei dem schrecklichen Stöhnen zum erstenmal Mitleid mit einem Ihresgleichen, und vergaßen das Geheul über ihren eignen Jammer. Noch schwebte das Gewebe und verlor sich nun tiefer und tiefer in der unendlichen Ferne. Dann schleifte es Leviathan über die verbrannten Felsen hin, daß die noch glühende Asche unter ihm aufloderte — schwang sich mit ihm empor bis zu der ehernen Wölbung der Hölle, schleuderte ihn herunter und er sank in den einsamen Abgrund. So erhebt sich die kühne Seele des Forschers verwegen und frech zu dem Begriff des Unfaßlichen, Unbegreiflichen in die Höhe, bis das Gefühl des menschlichen Unvermögens ihre Flügel lähmt, und sie

wirbelnd, schwindelnd in ihr Dunkel zurück sinkt, um in Verzweiflung zu erwachen.

Belial, der Aufseher und Beherrscher der verdammten Päpste, Erzbischöfe, Bischöfe und gefürsteten Aebte, ergriff die Seele Alexanders; eine Mischung von scheußlichen, widersinnigen Gestalten hatte sie umhüllt und ein so furchtbares Ungeheuer gebildet, daß die Verdammten, gewöhnt an scheußliche Gestalten, gleichwohl vor Entsetzen ihre Häupter in den glühenden, stinkenden Pfuhl tauchten, da Belial mit dem Papst bei ihnen vorüber fuhr.

Nach ihrem Verschwinden sagte Satan lächelnd: das sind mir Menschen, und wenn sie etwas Scheußliches vorstellen wollen, malen sie den Teufel. So laßt uns denn, wenn wir das lächerlichste, eitelste, frechste, stolzeste und niederträchtigste, grausamste und feigste, verzerrteste, undankbarste — kurz! das ächt schändliche und ächt erbärmliche Ding der ungeheuren Schöpfung vorstellen wollen, den Menschen zur Wiedervergeltung malen. Doch, wozu? Arbeitet er nicht rastlos und aus allen Kräften durch sein Thun, Wirken, Denken, Dichten, Wähnen, Träumen und Schwärmen, an seinem eignen Abriß, und so, daß der Verstand und das Herz der Einfältigen, die sich Weise und Gute nennen, davon verwirrt und zermalmt werden? Aber zugestehen muß ich dem fertigen Künstler, seine Abbildung, die sich seit Jahrtausenden immer mehr ins Scheußliche verzerrt, gleicht dem Original vortrefflich; und da sich dieses in das noch Scheußlichere verzerren — und der Künstler nicht ermüden wird, so erwarte ich mit aller Zuversicht das vollen-

detſte, herrlichſte Ideal als Kabinetsſtück. Und hört! O, hört das Erhabenſte im geiſtigen Denken und das Niederträchtigſte im ſinnlichen Wirken! Das ſogenannte Ebenbild glaubt, es gleiche noch heute ſeinem Bildner, werde ihm immer mehr gleichen durch ſein vermeſſenes Fortſchreiten im Wirken und Denken, das es eingeimpftes Streben nach Vollkommenheit nennt. Und, o hört! es ſchreibt in eitler Frechheit ſich ſelbſt die Geſchichte der in ihm — und durch ſein Wirken und Denken veredelten Menſchheit! Und die von den ſchrecklichen Erſcheinungen ihrer ſogenannten moraliſchen Welt, an Geiſt und am Herzen wundgeſchlagenen Söhne des Staubes ſetzen ſich vor das Gemälde, das ihnen Schmeichelei, Täuſchung, Stolz, erhitzte Phantaſie, Ruhmſucht eines ſchalen Autors vorhalten — vergeſſen die Erfahrung, die ihnen die Folgen des Wahnſinns und der Verbrechen aufgedrungen, und hoffen, aus allem dieſen Wahnſinn, aus allen dieſen Verbrechen würde doch endlich der große erhabene Zweck der hohen Veredlung ihres Geſchlechts in ſeinem völligen Glanze hervorſtrahlen. Selbſt die Einfältigen, oder die Weiſen und die Guten, wie ſie ſich nennen, die vielleicht einzeln dieſen Zweck erreichen, müſſen ſich in dieſe Täuſchung tauchen, um nicht vor dem ungeſchminkten Anblick der ernſten Wahrheit zu Narren zu werden. So ſitzt der Alchymiſt bei der Feuereſſe vor ſeinen Tiegeln, und greift, nachdem er alle Stoffe der Erde zur Hervorbringung des Goldes vergebens verſucht hat, nach ſeinem eignen Koth.

F. M. Klingers

sämmtliche Werke

in zwölf Bänden.

Vierter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1842.

detste, herrlichste Ideal als Kabinetsstück. Und hört! O, hört das Erhabenste im geistigen Denken und das Niederträchtigste im sinnlichen Wirken! Das sogenannte Ebenbild glaubt, es gleiche noch heute seinem Bildner, werde ihm immer mehr gleichen durch sein vermessenes Fortschreiten im Wirken und Denken, das es eingeimpftes Streben nach Vollkommenheit nennt. Und, o hört! es schreibt in eitler Frechheit sich selbst die Geschichte der in ihm — und durch sein Wirken und Denken veredelten Menschheit! Und die von den schrecklichen Erscheinungen ihrer sogenannten moralischen Welt, an Geist und am Herzen wundgeschlagenen Söhne des Staubes setzen sich vor das Gemälde, das ihnen Schmeichelei, Täuschung, Stolz, erhitzte Phantasie, Ruhmsucht eines schalen Autors vorhalten — vergessen die Erfahrung, die ihnen die Folgen des Wahnsinns und der Verbrechen aufgedrungen, und hoffen, aus allem diesen Wahnsinn, aus allen diesen Verbrechen würde doch endlich der große erhabene Zweck der hohen Veredlung ihres Geschlechts in seinem völligen Glanze hervorstrahlen. Selbst die Einfältigen, oder die Weisen und die Guten, wie sie sich nennen, die vielleicht einzeln diesen Zweck erreichen, müssen sich in diese Täuschung tauchen, um nicht vor dem ungeschminkten Anblick der ernsten Wahrheit zu Narren zu werden. So sitzt der Alchymist bei der Feuereffe vor seinen Tiegeln, und greift, nachdem er alle Stoffe der Erde zur Hervorbringung des Goldes vergebens versucht hat, nach seinem eignen Koth.

F. M. Klingers

ſämmtliche Werke

in zwölf Bänden.

Vierter Band.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1842.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Geſchichte

Raphaels de Aquillas.

Erſtes Buch.

1.

In Valenzia, an dem Fluſſe Guadalaviar, erhob ſich ein altes, romantiſches Schloß, in arabiſch-gothiſchem Geſchmacke, das Almanſor, einer der berühmteſten mauriſchen Helden erbaut hatte. Nach ihm nannte es die Nachwelt Kaſtellmanſor. Seine hohen Thürme ſpiegelten ſich rieſenmäßig in dem vorbeifließenden Strome und warfen bei untergehender Sonne ihre Schatten weit über das gegenſeitige flache Ufer. Ein dicker, dunkler Wald zog ſich um ſeinen Rücken und nur ein ſteiler, mühſamer Pfad führte zu ſeinem eiſernen Thore, deſſen Eingang zwei koloſſaliſche Bildſäulen von Baſalt zu bewachen ſchienen. Jeden, der aus dem feierlichen Dunkel des Waldes hervortrat und ſie zum erſtenmal erblickte, überraſchte ihr drohender, furchtbarer Anblick. Die nahſtehende, aus Felſenſtücken erbaute Moſchee, um die man, ſie vor der Zerſtörung der Chriſten zu bewahren, eine große, nun mit Moos und Geſträuchen bewachſene Maſſe von Ruinen aufgeführt hatte, ſtimmte die Seele des Wanderers zu tiefem Nachdenken über Menſchen, Zeit, Entſtehen, Vergehen, Ruhm und Vergeſſen. Der Wind, der durch die Aeſte der Eichen ſauste, deren dunkler Wipfel die Ruinen beſchattete, glich den Klagen der Abgeſchiedenen, die einſt hier im Gefühl ihrer Kraft und

großen Thaten lebten und in den Denkmälern ihres Ruhms ihren Kindern dauernde Tempel und Wohnungen aufgeführt zu haben glaubten.

Die Spanier und die Mauren (letztere nun gezwungen, Christen zu scheinen) hatten der phantastischen und schrecklichen Sagen viel über diese kolossalischen Gestalten, das Schloß, die Moschee und die Thürme; aber all' das Furchtbare der Sagen und des Anblicks verschwand und verwandelte sich durch das, was man von den gegenwärtigen Bewohnern Kastellmansors wußte oder erfuhr, in eine sanfte, wohlthätige Empfindung. Schon seit mehr als zwanzig Jahren lebte hier der edle, einst tapfere Spanier, Don Roderiko de Aquillas, von dieser Zeit an des süßen Lichts des Tags beraubt. Außer seinem Freunde Suleima und noch einem in Madrid lebenden, wußte kein Sterblicher, durch welchen Zufall er um seine Augen gekommen. Selbst seinem Sohne Raphael, nun ein Jüngling von drei und zwanzig Jahren war es noch nicht gelungen, dieses Geheimniß dem Greise zu entlocken. Immer sagte er, wenn dieser in ihn drang: „Raphael, noch ist es nicht Zeit; die Entdeckung dieses Geheimnisses muß mein Schwanengesang seyn; nah vor meinem Ende beginn' ich ihn, damit er länger als Warnung in deiner Seele nachhalle!"

Einige maurische Diener, die den Jüngling in Waffen und im Reiten unterrichteten, einige Aufseher über die Güter und ein Kapellan, dessen ganzes Geschäft darin bestand, Messe zu lesen und womit er sich begnügte, lebten mit dem edlen Paare ruhige Tage in diesem einsamen, romantischen Bezirke.

Raphael allein bediente den blinden Greis; er leitete ihn

auf seinen Spaziergängen, schnitt ihm das Essen vor, schlief auf einem Nebenbette an seiner Seite, kleidete ihn an und aus, kämmte seinen langen weißen Bart, sein in Locken fallendes Haar und kannte keinen andern Beruf des Lebens. Nie hat stille, kindliche Tugend, ohne alle falsche Beimischung schöner gewirkt, als in diesen stillen Mauern, wo keine Zunge, durch Bewunderung und Lob des treuen Sohns, das reine Gefühl der Natur zur kalten Pflicht herabwürdigte. Sanft umschwebte sie die Menschheit und ergötzte sich an dem Anblick des schönen Jünglings von Heldenmuth und Heldengestalt, der seine Jugendkraft dem Dienste des schwachen Blinden so ganz von Herzen weihte, als sey sie ihm nur dazu von der Natur verliehen. Seine Augen waren seines Vaters Augen, sein nervigter Arm war sein Stab; auf seinem starken Rücken trug er ihn, wenn Schwäche oder Krankheit ihn niederwarfen. Der Greis würde den Verlust seines Gesichts ganz vergessen, vielleicht nun, unter der zärtlichen Liebe und Sorge des Sohns gesegnet haben, wenn der Mensch unverschuldetes Weh und das vergessen könnte, was allein das Glück seines frühern, frischern Lebens ausmachte. Nur dieses und die Sorge für den geliebten Sohn, den er bald verlassen zu müssen fühlte, umdämmerten sein ehrwürdiges Angesicht, das ohne diese Empfindungen nur die reinste Zufriedenheit, die nah an dem Grabe wiederkehrende Unschuld der ersten Kindheit ausgedrückt hätte. Wahrlich, diese wiederkehrende Unschuld ist der seligste Lohn eines gut verlebten Lebens; nun schweigen alle aufrührerische Leidenschaften, der Stachel der gefährlichen Begierden ist zerbrochen, ungestört herrscht der Verstand und

der aus den Stürmen des Lebens gerettete Greis sieht in das Vergangne, wie in einen dunklen Traum seiner Jugend, lächelt dem Grabe zu und schlummert unter dem sanften Zulispeln eines guten Gewissens ein, wie der Säugling unter dem Wiegengesang der Amme.

2.

Die moralische Erziehung des jungen Raphaels floß aus diesem Verhältnisse; er bedurfte keines Lehrers, der ihm Dinge zur Pflicht machte, die, wenn sie nicht aus der Natur unsers Wesens keimen, selten mehr sind, als kalte Regeln, die der Verstand, um gewisser Vortheile willen, anerkennt. In dem Thun seines Vaters lag seine Erziehung. Jeder der Vasallen Don Roderiko's, meistens Mauren (die man längst zu drücken anfing, um sie auf schrecklichere Verfolgungen vorzubereiten), jeder Unglückliche aus der Nähe und der Ferne fand einen Beschützer, Helfer und Rathgeber in ihm. Raphael mußte ihm die vorführen, die seiner Hülfe bedurften; er saß still da und hörte sie mit freundlicher Aufmerksamkeit und Theilnehmung an. Die Wohlthaten gingen durch die Hand des Jünglings, der den Dürftigen, durch seine Art zu geben, zweimal beglückte. Selten gelang es dem Betrüger, den Greis zu überlisten, denn er lauschte mehr auf den Ton ihrer Stimme, zu dem sein Geist die Geberden dachte, als auf ihren Vortrag, und sein feines Gehör, sein fest gestimmtes Herz ersetzten den Mangel, die Augen und die Stirne des vor ihm Stehenden beobachten zu können. Durch eine einzige unvermuthete Frage, durch eine kleine Bemerkung öffnete oft der Blinde die Augen des Hellsehenden, daß er verstummte,

beſchämt daſtand und ſich in dem Wahn entfernte, ein prophetiſcher Geiſt warne den Greis vor Betrügern. Beſchämter als der Entflohene ſtand Raphael dann vor ſeinem Vater und oft zitterte er für den, der bang und ſtammelnd ſein Geſuch vortrug; doch das Betragen ſeines Vaters, ſeine Bemerkungen gaben ihm bald ſo viele Aufſchlüſſe über den Menſchen, daß er leicht das Wahre deſſelben von dem Falſchen und Erheuchelten unterſcheiden lernte. Wenn aber die von der Kleriſei und den königlichen Beamten verfolgten Mauren mit Thränen und Schluchzen vor ihn traten, der Schmerz die Klage in ihrer Bruſt feſt hielt und flüchtige augenblickliche Röthe ſich über die bleichen Wangen ſeines Vaters goß, der Kummer ſeine ſanften Geſichtszüge verzog, er ihn raſch aufſtehen ſah und den Zitternden in ſtarkem Tone rufen hörte: „Ich bin alt und blind — habe keine Augen über euer Leiden zu weinen, keine Kräfte, euch zu vertheidigen; aber hier ſteht ein Jüngling, in dem euch ein Retter aufwächſt, der für euch thun wird, was er vermag!“ dann ſchwoll das Herz des Jünglings, ſeine Kräfte drangen kühner hervor, ſeine ſtarken Hände bebten, ſeine Augen flammten und Thränen des Mitleids und Unwillens rollten über ſeine blühenden Wangen. Hörte der Greis die heftige Bewegung des Jünglings, ſo faßte er ſich ſchnell, ſeine Züge wurden ſanfter, er ließ ſich von ihm auf ſeinen Sitz leiten, drückte ſeine Hand: „mein Sohn, das Unglück, das über ihnen ſchwebt, kann dein Arm nicht abwenden. Nah iſt es, doch hoffe ich, ich werde kein Zeuge der Greuel ſeyn. Laß uns ihr Elend erleichtern, ihnen im Stillen helfen, daß es ihre Verfolger

nicht merken. Der Christ vergibt dem nicht, der denen beisteht, die nicht glauben, wie er glaubt!“ Tief gruben sich diese Scenen, diese Worte in die Seele Raphaels.

Von dem Augenblick, da die Fähigkeiten des Jünglings erwachten, ließ sich Don Roderiko angelegen seyn, ihm alles das beizubringen, was er selbst wußte und des Wissens werth hielt. Von früher Jugend an hatte er das Arabische erlernt und in Salamanka große Kenntnisse in der Geschichte der Alten, der griechischen und lateinischen Sprache erworben. Da nun diese Kenntnisse so viele Blumen über sein jugendliches Leben gestreut, seine Einbildungskraft gespannt, sein Herz erhoben und mit edlen Gesinnungen erfüllt hatten, die Erinnerung derselben ihm zum seligsten Genuß in seinem jetzigen Zustande wurden, so glaubte er seinem Sohne keine bessre Erbschaft hinterlassen zu können. Sobald nun Raphael diese Sprachen gefaßt hatte, ließ sich sein Vater die Geschichtschreiber, Dichter und Weisen der Vorwelt täglich von ihm vorlesen. Der Greis machte ihn aufmerksam auf das Menschliche, Edle und Erhabene derselben, begleitete es mit sanfter, jugendlicher Begeisterung und legte in den Jahren, wo alles so tief faßt, den Keim des künftigen Glücks und Wehs in das Herz seines Sohnes. Seine Seele ergötzte sich, wenn er seinen Raphael bei den Thaten der großen Männer, den Schlachten Homers, den hohen Sprüchen der Weisen, den Aufopferungen der Helden für das Beste der Menschheit in wilder Beredtsamkeit des Herzens daher brausen hörte. Entzückt saß er da, wenn der Jüngling bald mit Leonidas für Sparta starb, mit Achill den Patroklus rächte, mit Hektor

für Trojas Mauern stritt, bald mit Aeneas den alten Anchises aus den Flammen trug; dann mit Demosthenes für die Freiheit seines Vaterlandes gegen den listigen Philipp donnerte, mit Themistokles gegen die Perser zu Schiffe stieg und in den Chören Aeschylus ihre Klagen als Triumphlieder sang. Aber alle seine Begeisterung verschwand, wenn er Hekuba's Jammergeschrei über die Asche Troja's, die Leiche des Gemahls, die Leichen der blühenden Söhne und Töchter las. Dunkel ward's in seinem Geiste, wenn die unglückliche Königin den einzigen gerètteten Enkel, welchen die Griechen aus Furcht der künftigen Rache des Heldensohns von den Ruinen Trojas herabstürzten, todt daliegen sah und dann den zerschmetterten Knaben in den Schild Hektors, seines Vaters, legte, um ihn in diesem erhabnen Sarge zur Erde zu bestatten. Schrecklich schien ihm nun der Heldenruhm, der seine Kränze auf dem mit Leichen bedeckten Schlachtfelde, in der Zerstörung blühender Städte suchte und der Enthusiasmus verschwand vor dem Gefühl der Menschheit.

Was der Vater an dem Beschauen der wirklichen Welt verloren hatte, gewann er nach und nach an der Einbildungskraft. Er sah in dem Innern seines Geistes die Vorwelt in einem solchen Glanze, den das tiefe Gefühl einer schrecklichen Mißhandlung von der gegenwärtigen noch erhöhte, daß der Jüngling unter seiner Leitung ein Ideal von Welt und Menschen fassen mußte, das bei einem edlen Gemüthe leicht zum gefährlichsten Gefährten des Lebens wird. Oft träumte Raphael an seiner Seite von dem, was er Tags über gelesen; der Greis hörte ihn rufen und wenn er sich gegen ihn neigte,

ihn betaſtete, ſo fühlte er ſeine Wangen glühen und ſeine Bruſt ausgedehnt unter ſeiner Hand. Seine ſchreckliche Erfahrung erwachte alsdann und er beſchloß ernſthaft, ihr Leſen zu miſchen. So ließ er ihn nun die neuere Geſchichte vorleſen, machte ihn mit ſeinem Vaterlande, deſſen Sitten und Gebräuchen bekannt, unterhielt ihn von den Kriegen, denen er beigewohnt, und erzählte ihm, wie tapfer und edel die Niederländer ihre Freiheit vertheidigt; aber nie nannte er Philipp den Zweiten, dem er gedient, an deſſen Hof er gelebt. Berührte er einen Umſtand, der Bezug auf die Perſon dieſes Königs hatte, ſo ward ſeine Stimme rauh und hohl, ſeine Stirne düſter und er drang ſchnell in den Jüngling, eines ihrer Lieblingsbücher aufzuſchlagen. Wenn Raphael darüber aufmerkſam wurde und es durch Fragen oder Stille zeigte, ſo ſagte er oft: „mein Sohn, wenn ich einſt gezwungen das ſchwarze Blatt meiner Geſchichte aufſchlage, ſo fürchte ich ſehr, daß alle die ſchönen Träume, womit wir unſre Einſamkeit ausſchmücken, verfliegen werden. Noch iſt es nicht Zeit. Es wird dir vieles über die Menſchen ſagen, eine ſtarke, erſchütternde Wirkung auf dein junges Herz machen und dich überfallen, wie ein dunkler Sturm den ſichern Wandrer. Forſche nun weiter nicht, die Zeit naht und bald haſt du Stärke des Geiſtes genug, die Entdeckung zu ertragen. Sterben ſollte ſie mit mir; aber ſie muß meinen Lehren und Warnungen das Siegel aufdrücken.“

Bei ſolchen Veranlaſſungen ſagte er weiter: „wie nun die Welt und die Menſchen ganz anders ſeyen! daß wir jetzo die Männer der Vorwelt nur in dem Feierkleid ſähen, womit

ſie Dichter und Geſchichtſchreiber ausgeſchmückt hätten. Der Glanz, in dem ſie unſre durch ihre herrlich beſchriebenen Thaten geſpannte Einbildungskraft erblickt, mein Sohn, verbirgt uns das Menſchliche, wodurch ſie uns in vielem gleichen würden. Wir haben Kräfte wie ſie, ſetzte er hinzu: das, was ſie über uns erhebt, ſind nur edlere, des Menſchen würdigere Zwecke. Furcht- und zwanglos durften ſie darnach ſtreben; ſie kannten nur ein Gut — Freiheit und den Ruhm, für ſie zu ſtreiten, für ſie zu ſterben. Dieſes Gefühl ſtrahlt in allen Entwürfen ihrer Helden, Weiſen, Künſtler, Dichter und Geſchichtſchreiber hervor. Uns drücken zwei von uns ſelbſt geſchaffne und feiſt genährte Dämonen nieder. Eine verzagte, furchtſame, ſelbſtige Politik unſrer Herrſcher, die den Menſchen nur im Bezuge auf ſich ſelbſt betrachten, in ihnen nichts erblicken, als ein Werkzeug, das gebildet iſt für ihre Lüſte, Herrſch-, Habſucht und Verſchwendung zu arbeiten und die ihm jede Gegenwirkung nach nur von ihnen entworfenen Geſetzen zum Verbrechen zu machen wiſſen. Eine Religion, die allen Kräften des Geiſts und des Verſtandes offnen Krieg ankündigt, deren zerſchmetternde Keule unaufhörlich von dem Blute der Erſchlagenen träufelt und die die freche Hand des Prieſters unter Lobgeſang gegen die Veſte des Himmels ſchwingt. Doch, mein Sohn, es gibt privilegirte Geiſter, über welche dieſe Dämonen nichts vermögen, die unbeſudelt von der Schlechtigkeit, die ſie umgibt, durch ihr Beiſpiel an die Größe und Würde des Menſchen erinnern und deren Schimmer früh oder ſpät zum Lichte in dieſer Finſterniß werden muß. Dieſe Stimmung geben und unterhalten in uns die Schriftſteller

der Griechen und Römer und so benutze sie. Strebe in deinem Innern, den edlen Männern der Vorwelt gleich zu werden, lerne es still zu ertragen, wenn du nicht mehr um dich her findest, was einmal da gewesen ist. Das Schicksal, das, wie unsere Dichter sagen, Götter und Menschen beherrschet, rollt über die Welten hin; keine Macht kann es in seinem Laufe aufhalten. Kein Zeitalter kann das vertilgen, was ihm die vorhergehenden zur festen nothwendigen Stimmung hinterlassen und aufgedrungen haben. Nie kommt das so wieder, wie es einmal da war. Veränderung und Wechsel, Vernichtung und Leben, Sturz und Erheben sind die Räder an dem Wagen des Schicksals. Das Glück des Riesen ist nicht größer als das Glück des Zwergs, wenn der Zwerg nur das will, was er kann und sich nicht gelüsten läßt, einen Zweig aus der hohen Krone der Eiche brechen zu wollen. Macht dich dein Sinn zum Riesen, Raphael, so verbirg dein Maß und trage es nicht zur Schau; sie zerschneiden es zu Schlingen, dich zu verstricken. Genieße deiner Kräfte im Stillen und brauche sie da zum Besten der Menschen, wo sie dir es verzeihen."

Gedanken und Betrachtungen dieser Art, die der Greis oft wiederholte, sanken zwar tief in das Herz des Jünglings; aber der Stunden des schönen Enthusiasmus waren so viel und das junge Herz zu sehr geneigt, sich nur an das Große und Edle des Menschen zu halten, als daß sie eine dauernde Wirkung hätten machen können. Nur eigne Erfahrung, oder die seiner Seele näher gebrachte Erfahrung seines Vaters, konnte den glücklichen Traum mildern oder verfinstern. Jetzt

ward seine Kraft gereizt, seine Einbildungskraft mit erhabenen Bildern gefüllt; er lebte nur in dem blühenden Morgen, nur in dem goldnen heroischen Zeitalter der Welt.

Nie sprach der Greis mit ihm von jenem unfaßlichen Wesen, das die Menschen Gott nennen. Weder dogmatische Machtsprüche, noch metaphysische Spitzfindigkeiten konnten die Vernunft des Jünglings einengen und seine Einbildungskraft verwirren. Alles, was er darüber dachte, war, daß sich darüber nicht denken und reden ließe. Daher entstand in seinem Herzen das einfache, erhabene Gefühl: „dieses unfaßliche Wesen sey der Vater der Menschen, Heroen und Geister, aller Geschöpfe und Dinge, der sich an den Kräften, der Wirksamkeit der Natur, aller Wesen, der einmal gestifteten Ordnung ergötzte und nichts hinderte, nichts förderte, um diese feste Ordnung nicht zu stören. Dieser Empfindung verdankte er die Ruhe seiner Seele, Sicherheit, Sanftmuth, Heiterkeit und gänzliche Gegenwart, bei dem Leiden der Menschen, seinen reinen, unverfälschten Blick auf alles Lebende um ihn. Seine Gefühle entsprangen aus einer ungetheilten Quelle, die weder Furcht, noch Hoffnung auf Lohn trübten; darum nahm er sich aller so ganz menschlich an und sah sich und die Sterblichen als Wesen an, die alles nur von sich erwarten und hoffen müssen, für die durch dieses Bewußtseyn schon alles geschehen sey, was geschehen konnte. Der Beste und Belohnteste schien ihm der, dem das Meiste zum Besten anderer zu thun, verstattet würde und gelänge.

Von der Religion Spaniens und ihren Lehren sprach Don Roderiko nie anders, als mit Trübsinn, Bangigkeit und

Schmerz. Der Kapellan unterhielt Don Raphael zu Zeiten, während der Nachmittagsruhe seines Vaters, von den Wundern, der Legende, der düstern Martyrologie und den dunkeln, gebietrischen Dogmen seiner Kirche. Die Phantasie des Jünglings aber war so voll der schönen dichterischen Bilder, sein Herz so genährt von den einfachen, erhabenen moralischen Begriffen der griechischen Weisen, daß die Lehren des Kapellans nur das ängstliche Entsetzen, das ihn bei den Aeußerungen seines Vaters überfiel, vermehrten. Um ihn her lebte Wald, Busch, Quelle, Strom, Luft, Wind, Felsen und Gebirg in göttlicher Kraft, unter der Pflege und Sorge gütiger, schöner Wesen, deren Nähe und Faßlichkeit er nicht gegen unbegreifliche, düstre Geheimnisse, gegen schaudervolle, blutige Sagen der Legende hingeben konnte. Alles, was er sah, las und von seinem Vater hörte, entflammte seine Seele, gab ihm die Kraft seiner innern Menschheit zu fühlen und alles, was ihm der gute Kapellan sagte, zerdrückte und verwirrte ihn. Hier sah er kühnes Leben in und um sich, dort Erstarren, Verleugnung und Tod; hier Drang nach Kampf und Thaten für das Edle und Gute, dort Furcht, Warnung und Abscheu vor dem, was ihn dazu antrieb. Nur die kühnen Bilder des Korans, den er in der Ursprache las, mit dem glühenden Griffel der Begeistrung hingezeichnet, siegten auf Augenblicke über seine mythologischen Jugendträume und belebten kräftiger den Begriff von Schicksal, den seine Seele aus den hingeworfenen Worten seines Vaters, aus den griechischen tragischen Dichtern auffaßte und in ein zwar dunkles, aber mächtiges und festes Gebilde hüllte. Dieses Gebilde, da es jeden Knoten

der Verwirrung und Unbegreiflichkeit der Dinge, Begebenheiten und Zufälle der Welt zu lösen scheint, ist dem Menschen immer willkommen gewesen. Auch sitzt es in dem Geiste der Sterblichen so fest, daß, wenn es der Kultur des Verstandes gelänge, allen Wahn in dem Menschen auszurotten, es ihr doch wohl schwerlich allgemein mit diesem gelingen würde. Der Philosoph beweist die Täuschung davon; belauscht ihn, ob er das Schicksal in dem Gedränge und der Verwirrung des Lebens nicht tausendmal als Urheber derselben bezüchtigt. Und das eben darum, weil es ein fernes, dunkles Luftgebilde ist, das der Phantasie sich aufdringt; dem wir in dem Glücke zulächeln, als einer Schutzgöttin, auf das wir in dem Unglück, als auf einen schwarzen Dämon, mit Groll und Unmuth blicken; und dem wir in dieser Lage wenigstens unsre Thorheiten und Schwächen aufbürden können. Indessen dem Don Raphael diente dieser Wahn oder dieses Gebilde zu einer festen Stimmung der Seele und vermischte sich mit seiner übrigen, einfachen Denkungsart so innig, daß dieser Begriff von Nothwendigkeit in der Folge seines Lebens alle Zweifel seines Geistes bei den widersprechendsten und empörendsten Erscheinungen niederschlug.

3.

So lebte dieses edle Paar in der Wonne hoher Gefühle, dem seligen Genusse der zärtlichsten väterlichen und kindlichen Liebe, der Beschäftigung und Sorge, den Gedrückten und Unglücklichen zu helfen und zu rathen, bis völlige Abnahme der Kräfte den Greis erinnerte, die Stunde der Trennung nahe. Er verbarg seinem Sohne diese Empfindungen nicht,

bereitete ihn mit ſanften Worten darauf vor und trocknete mit bebender Hand die Thränen des Verſtummten.

Eines Tages ſchien er ſehr bewegt; ſtill ſaß er bis zum Abend. Raphael wagte nicht ſein Schweigen zu unterbrechen; er las auf ſeinem Geſichte die innere Unruhe, die tiefe Wehmuth. Nur einzelne Worte und Seufzer unterbrachen die angſtvolle Stille. Zu Zeiten winkte er ſeinem Sohne, der dann an ſeine Kniee flog und mit bebender Stimme ihn fragte: „was geht in dir vor, mein Vater! nie habe ich dich ſo geſehen?“ Der Greis lehnte ſein Haupt auf die Schultern des Jünglings, und liſpelte ihm zu: „bald iſt der Kampf entſchieden.“ So verharrte er bis ſpät in die Nacht, dann erhob er ſich gefaßt, rief ſeinem Sohne zu: „Iſt alles ſtille im Schloſſe? Ferne die Diener? Kein Horcher und Lauſcher in der Nähe? Tritt in das Vorhaus und überzeuge dich davon!“

Raphael kehrte wieder: alles ſtill und ruhig, mein Vater.

Nimm aus dem Schränkchen über meinem Bette die zwei darinnen verborgenen Schlüſſel. Bereite eine Lampe und gieße ſie voll Oels.

— Es iſt geſchehen!

Führe mich nun in den gewölbten Saal, wo die Rüſtungen und Bilder unſrer Vorfahren aufbewahrt ſind.

Der Jüngling reichte ihm die rechte Hand hin, hielt in der Linken die Lampe und führte ihn mit leiſen Schritten durch die Gänge.

Als ſie vor den Waffenſaal traten, ſagte der Greis: öffne die Thüre mit dem größern Schlüſſel und ſchließe ſie

wieder feſt zu. — Sie traten in den Waffenſaal: — in der Mitte der Wand, gegen Aufgang der Sonne, hängt die Rüſtung des großen Almanſors, des Erbauers dieſes Schloſſes. Siehſt du ſie? Führe mich hin.

Roderiko. Steh' ich vor der Rüſtung Almanſors?

Raphael. Ja, mein Vater.

Roderiko. Beſchreibe mir ſie.

Raphael. Sie iſt von dunkelm Stahl, ſtark vergoldet. Den Schild ziert ein goldner Greif. Ein ſilberner Mond iſt auf dem Helme befeſtigt. Zur Rechten ſteht ein großes Schwert, zur Linken eine vergoldete Lanze.

Roderiko. Hebe die Rüſtung weg. — Nun öffne mit dem andern Schlüſſel die verborgene Thüre; ſobald der Schrank ſich öffnet, nimm von der Erde den Boden weg, und ſage mir, was du entdeckeſt.

Raphael. Es iſt geſchehen, mein Vater, und ich ſehe eine metallne Platte, verſiegelt auf deiner Linken.

Roderiko. Iſt das Siegel unverſehrt?

Raphael. Unverſehrt.

Roderiko. Was iſt dem Siegel eingedrückt?

Raphael. Ein Greif.

Roderiko. Dank dir, Suleima! Du haſt deinen Schwur gehalten! Zerbrich das Siegel, und hebe die Platte auf. — Was ſiehſt du nun?

Raphael. Eine enge Treppe abwärts.

Roderiko. Steige voraus hinunter, reiche mir die Hand und ziehe mich nach. Hüte dich, daß die Lampe nicht verlöſche.

Sie ſtiegen beide hinunter, ſchritten durch einen engen

Gang bis zu einer andern Treppe, die wieder aufwärts führte; stiegen hinauf, und traten in ein rundes Gebäude.

Roderiko. Was siehst du nun?

Raphael. Ein düstres, gewölbtes Gebäude umschließt uns. — Gegen Morgen les' ich in goldner arabischer Schrift die ersten Worte des Korans. An den Wänden sehe ich Leuchter, und in denselben halb gebrannte Wachskerzen.

Der Greis seufzte tief. — Was siehst du mehr?

Raphael. In dem Winkel ein Bett mit einer braunen seidenen Decke, an dessen Seite einen gepolsterten Stuhl mit rothem Damast überzogen. Vor dem Stuhl einen Tisch, auf dem Tische Geräthschaften zu weiblicher Arbeit. Ueber dem Bette — mein Vater — ein männlich Bildniß — wäre es nicht sehend, wie ich bin, ich hielt es für dein Bildniß, mein Vater.

Roderiko. So war ich einst, war sehend, wie du bist!

Raphael. So warst du einst! — O mein Vater — wie bist du um deine Augen gekommen? und wo, wo sind wir? Bekannt scheint mir dieser Ort, nur weiß ich nicht, wann und wie ich ihn gesehen. Mich deucht, als hätt' ich vor längst davon geträumt, so dunkel schwebt die Erinnerung vor meiner Seele.

Roderiko. Wohl ist er dir bekannt, und auch nur wie ein lang verschwundener Traum. Du bist in Almansors Moschee, welche die Ruinen den Zerstörern verbergen. — Führe mich zu dem Bette und dem Stuhl.

Er leitete ihn hin, und der Greis küßte das Hauptkissen, ließ sich in den Stuhl nieder, und blieb eine Weile versunken

in der sanften peinlichen Rückerinnerung eines zärtlichen Schmerzes. Dann fragte er wieder: Raphael, was siehst du auf dem Boden?

Raphael. Der Boden, mein Vater, ist mit einem gewirkten Teppich bedeckt. In der Mitte seh' ich eine große und eine kleine marmorne Platte mit Inschriften.

Roderiko. Lies die Inschriften.

Raphael las auf der großen Platte folgende Worte: Diese von euern Priestern verfluchte Mauern verstatteten der Tugend Isabella's, der Gemahlin Roderiko's de Aquillas, Sicherheit, Ruhe im Leben und ein Grab. Heilig ist die Erde, welche die Tugendhaften umschließt — mein Vater, das Grab meiner Mutter!

Roderiko. Das Grab deiner Mutter. — Lies die andre Inschrift.

Raphael. Raphael, der Erstgeborne Don Roderiko's de Aquillas. — Hatt' ich einen Bruder, mein Vater?

Roderiko. Du sollst es vernehmen. — Fasse meine Hand und leite mich zu den Gräbern. Er sank auf die Gräber, und rief mit freudiger Stimme: der Augenblick der Wiedervereinigung naht! — Darauf setzte er sich auf den Teppich bei den Gräbern nieder, und gebot Raphael, ein Gleiches zu thun.

Mein Sohn, der Augenblick ist nun gekommen, wo ich dir das dunkle Gewebe des Unglücks meines Lebens enthüllen muß. Du sollst hören die Ursache meines geheimen Grams, der so oft die Stunden trübte, die mir deine kindliche Liebe so selig zu machen wußte. Doch trug ich ihn mit männlichem

Herzen, und hatte Kraft genug, mir den Troſt der Mittheilung zu verſagen, denn ich fühlte, daß ihn dein Herz noch nicht ertragen könnte, daß er den ſchönen Morgen deiner Jugend verfinſtern und dich in deinen glücklichen Träumen ſtören würde. Du warſt heute Zeuge meines Kampfs. Noch ſtritt ich in meiner Seele, ob es nicht beſſer für dich wäre, die Geheimniſſe, die dieſe Mauern einſchließen, mit mir zu begraben; aber der Gedanke, daß dir die Mittheilung derſelben zur Warnung dienen könnte, und der einzige Wunſch meines Herzens, von dir an der Seite dieſes edlen Weibes begraben zu werden, entſchieden den Kampf. Du biſt nun ein Mann, und ich fordere deine Kraft bei der Erzählung auf, die ich beginne, die mein Herz erleichtern ſoll, bevor mich dieſe Gruft einſchließt. Ich bitte dich, laß deinen Verſtand hell und wach ſeyn, wenn das, was ich dir ſagen muß, dein junges Herz zerreißen wird. Oft ſagte ich dir, mein Schwanengeſang am Grabe ſollte dir zur Lehre auf dein künftiges Leben dienen. Lerne aus meinem Unglück dem Schickſal auszuweichen, ſo viel du kannſt; es zu beſiegen, wenn dich ſeine Gewalt ergreift, und glaube mir, daß ich in dir ohne dieſen Muth, ohne dieſe Kraft des Geiſtes, mit allen Reichthümern der Welt nur einen Sklaven hinterließe. Durch meine Erzählung wirſt du die Menſchen auf einer ſchwarzen, häßlichen Seite kennen lernen; aber ich hoffe, mein Beiſpiel und die Geſinnungen, die ich dir einflöße, werden dich vor dem Gifte bewahren, das das Herz ſo leicht aus ſchwarzer Erfahrung ſaugt. Du ſagteſt vorhin, du erinnerſt dich, hier an dieſem Orte geweſen zu ſeyn —

Raphael. Ja, mein Vater; doch ganz dunkel. Immer schwebten besondere, angenehme Rückerinnerungen vor meinem Geiste, die mir aus dem Herzen zu fließen schienen. Der Name Mutter, wenn ich ihn las oder hörte, lautete mir so bekannt und sanft, als hätten ihn vor langem meine Lippen ausgesprochen. Nun werden mir diese Bilder und dieser Ton ganz deutlich, die Vorstellungen der langen Vergangenheit so helle in meiner Seele, daß mich dünkt, ich erinnere mich der Gestalt meiner Mutter ganz genau — trug sie nicht immer ein weißes Kleid?

Roderiko. Ja, mein Sohn!

Raphael. War sie nicht von hoher Gestalt — und so freundlich, so gut? Ja — ja — ich kann sie vor mir dahin gehen sehen — kann mich erinnern, wie sie mich hier in diesem Sessel auf ihrem Schooße hielt und mit mir spielte.

Roderiko. Wie hätt' denn ich dich vergessen können, edles Weib! — Du hast ganz recht, mein Sohn. Es war deine Mutter, deren du dich erinnerst, und hier an dieser Stelle gebar sie dich — in dieser düstern Gruft kamst du an das Licht der Welt — nah an der Seite ihres Betts, stand deine Wiege. — Wohl magst du erstaunen — ach, damals warst du allein der Glücklichste unter uns; aber wenn ich nun reden werde, so werden die Klagen deiner Mutter an diesen Mauern noch einmal erschallen, und die Erzählung meiner und ihrer Leiden wird dich plötzlich in eine schreckliche, dir ganz unbekannte Welt versetzen. Sey ein Mann! — Laß mich, bevor ich beginne, an deiner Brust ausruhen. Die Erinnerung ermattet mich zu früh.

Er ruhte an der Bruſt des Jünglings. Seine weißen Haare deckten ſeine ehrwürdige Stirne. Raphael heftete ſeine Augen auf ihn und ſaß erſtarrt da. Sie ſchienen beide Bilder des Schmerzes an dem Grabe, wo ſie ſaßen. Endlich erhob ſich der Greis.

Vernimm zum erſtenmal von mir einen Namen, den ich dir nie genannt, den ich jetzo noch nicht ohne Schaudern ausſprechen kann — den Namen Philipps des Zweiten, des verſtorbenen Königs und Vaters des jetzt regierenden. Als ein Fluch wird dieſer Name in der Geſchichte ſtehen; in mein Herz hat er ihn ſelbſt mit blutigen Zügen gegraben, und wenn dort ein Vergelter und Rächer thront, ſo will ich vor ihn treten, meine Bruſt öffnen, daß er richte zwiſchen mir und ihm.

Mit Ruhm focht' ich ſeine ungerechten Kriege. Oft benetzte ich die Erde mit meinem Blute, ließ meine Wunde heilen, um neuen entgegen zu eilen; ſo wiſſen Könige unſern Wahnſinn zu ihrem Vortheil, zu unſerer eigenen Unterjochung zu nutzen. Ermüdet von den Schreckensſcenen, erſchüttert von dem Muth und der guten Sache eines Volks, das in neueren Zeiten den erſten gerechten Krieg führte, eilt' ich endlich nach Madrid zurück, mich dem König vorzuſtellen, für den ich ſo oft mein Leben gewagt hatte. Daß ich dieſes thun durfte, dankte ich mehr meinem Namen, als meinen Dienſten. Er würdigte mich keines Blicks und ich entging den neuen Ketten, denen ich thöricht entgegen lief. Das Schickſal ſchien mir einen ſchönern Lohn vorbehalten zu haben, als den Beifall eines Königs, den man ſelten anders als auf

Kosten der Menschheit erwirbt und erhalten kann. Ich gefiel der Donna Isabella, aus dem Hause M***, einer der schönsten Jungfrauen Madrids; gefiel ihre Schönheit, so entzückten und begeisterten, was diese übertrifft, ihr Verstand, ihre unaussprechliche Güte, ihre reine, sittsame Tugend. Sie ward meine Gattin. Unter diesem Marmor schlummert sie, ihr Geist lauscht auf meine Worte, berührt den meinen, und läßt mich in diesem Augenblick noch einmal die Seligkeit zurückempfinden, die ich einige Jahre in ungestörtem Glück genoß. Dein hier neben ihr schlummernder Bruder war die erste Frucht unserer Verbindung. Der König sah oft deine Mutter am Hofe, den wir ihrer und meiner Familie wegen nicht gänzlich meiden konnten. Tyrannei und Wollust, mein Sohn, gehen immer Hand in Hand; doch schwer war es bei Philipp zu errathen, nach welchem Gegenstand sich die letzte neigte, denn der Tyrann hüllte den Wollüstling in kalte, gefährliche Verstellung ein. In seinem Innern glühend, konnte er eine Gleichgültigkeit heucheln, die bis an die Verachtung gränzte. Einem Priester und einem seiner jungen Lieblinge (so nennen Könige sehr oft die Beförderer ihrer Lüste) vertraute er seine wilde, verborgene Glut. Beide wurden in unserem Hause, als bedeutende Leute, eingeführt, und beiden gelang es durch Heuchelei und Verstellung, sich unsers Zutrauens zu bemächtigen. Deine Mutter ahnete lange nichts von ihrem Vorhaben; da sie nun merkten, daß ihre leise Anspielungen und verstellten Anträge nichts wirkten, nicht verstanden wurden, so wurden sie zudringlicher. Deine Mutter machte sie verstummen. Plötzlich erinnerte sich der kalte König meiner

geleisteten Dienste und ließ mir eine Befehlshaberstelle in Italien antragen. Als ich deiner Mutter diesen Antrag mittheilte, hörte sie mich mit ungewöhnlichem Ernste an und entschloß sich auf der Stelle, mich dahin zu begleiten. Die Diener des Königs suchten ihr diesen Entschluß unter allerlei Vorwand auszureden, da sie aber darauf bestand, so dachte man nicht weiter daran. Ich ahnete nichts; o mein Sohn, nur zu oft wird der Rechtschaffene die Beute der Schlechtigkeit der Menschen, weil das Bewußtseyn seiner Tugend ihn mit einem Glanz umgibt, daß er von sich selbst geblendet den Betrüger und Verräther in seinem eigenen Schimmer sieht. Ich fühlte und suchte nur mein Glück in deiner Mutter, deinem Bruder und meinen Büchern; vergaß der Welt, ihrer Tücke, und sah meine Erfahrung als ein Gift an, das meinen friedlichen Genuß verpestete. Schrecklich sollte ich aus diesem Traum erwachen.

Ihre Zudringlichkeit verdoppelte sich bei dem Widerstand. Deine Mutter, die den König kannte, der Gefahr für mich bewußt war, verbarg mir noch immer die schändlichen Anträge und verließ sich auf ihre Klugheit und Tugend. Doch konnten mir ihre innere Bewegungen nicht entgehen. Ich drang in sie, mir die geheimen Ursachen ihres Kummers zu entdecken; sie gab mir zu verstehen, daß sie dieses nur fern von Madrid thun könnte, daß sie ihre verlorne Ruhe nur in diesem Schlosse wiederfinden würde. Die Aussicht entzückte mich; wir faßten den Entschluß, Madrid zu verlassen, unterhielten uns von unserm nahen Glücke, fühlten im voraus den Genuß desselben, in eben dem Augenblick, da die

Ungeheuer einen Plan entwarfen, der es auf ewig zerrütten, der uns so unglücklich machen sollte, als der Mensch es werden kann.

O höre! höre!

Raphael (mit bebender Stimme). Ich höre, mein Vater!

Roderiko. Thust du es? — Wenn nur das Erinnern meine schwachen Gebeine nicht auflöst, bevor ich ende. Wuth überfällt mich bei der Vorstellung wie den jungen kraftvollen Mann, und mein Geist rüstet sich in wildem Grimme, den der morsche Körper nicht mehr tragen kann. Laß mich dir mein Unglück mit stiller Wehmuth, mit der Hingebung des Redlichen unter die Streiche der Gewalt mittheilen.

Der Liebling des Königs, in Beiseyn des Priesters, erklärte endlich deiner Mutter mit der unverschämtesten Dreistigkeit: der Herr und Herrscher Spaniens wollte nichts mehr von Aufschub hören. Sie möchte und müßte Tag und Stunde bestimmen, wann sie die Ehre seines Besuchs in aller Stille annehmen könnte. Er wollte sich weiter herauslassen über künftige Größe und Herrlichkeit; deine Mutter unterbrach ihn, und sagte voll Unwillens: „bisher hab' ich die schändlichen Absichten eures Königs und eure unerhörte Frechheit dem Don Roderiko verschwiegen, weil ich seine Ruhe nicht stören wollte, weil ich hoffte, daß, wenn auch euer Herz gegen alle edle Empfindungen taub wäre, euch doch endlich euer Verstand überzeugen müßte, wie fruchtlos bei mir eure ehrlosen Bemühungen seyen. Ich schweige von meiner Tugend; denn zu euch, zu diesem eurem König davon zu reden, hieße sie entweihen. Von nun an verbiete ich euch mein Haus,

von nun an werd' ich das nicht mehr verschweigen, was mir nun zum Vorwurf wird. Ich kann nicht mehr in die reinen Augen Don Roderiko's blicken, ohne daß die Scham, durch meine Geduld eure Unverschämtheit mir zugezogen zu haben, ein mehr banges, als freies Geständniß meinem Herzen abdringe. Doch Don Roderiko kennt seine Gemahlin und weiß, daß bei ihr ein Blick seiner Augen alle Könige der Erde und ihre Herrlichkeit aufwiegt."

Der Freche erwiederte: ist es das forschende Aug' eures Gemahls, das Ihr fürchtet? Ich versichre Euch, sein Blick soll bescheidener werden.

Deine Mutter zeigte ihnen die Thür. Ich fand sie schwermüthig und unruhig. Sie fiel weinend um meinen Hals, und rief angstvoll: „laßt uns fliehen! Laßt uns morgen reisen! Eure und meine Ruhe, Euer und mein Glück sind in Gefahr!" Ich drang in sie, mir die Ursache ihrer schrecklichen Angst zu entdecken. „Hört mich ruhig an, Don Roderiko," antwortete sie; und nun eröffnete sie mir den ganzen Vorgang, bedeutete mir, was sie um meinetwillen fürchtete. Ich schloß sie in meine Arme, versuchte sie zu beruhigen; es gelang mir nur dadurch, daß ich sie versicherte, wir würden mit Anbruch des folgenden Tags abreisen, und sie entließ mich nicht eher, bis ich ihr gelobte, an keine Rache zu denken — nichts zu unternehmen, als sie und mich zu retten. Der Gedanke der nahen Entfernung, des künftigen Glücks beschäftigte mich allein; ich verachtete die Elenden zu sehr, als daß ich an Rache denken sollte, da es in meiner Gewalt stand, ihren Nachstellungen zu entgehen. Ich begab

mich in mein Kabinet und betrieb mit dem treuen Suleima unſere Abreiſe. Er entfernte ſich, um die gehörigen Anſtalten zu machen und ließ mich allein. Ich verſank in tiefes Nachdenken, und nur die Hoffnung der nahen Wiederkehr der Sonne milderte die düſtre Ahnung, die vor meinem Geiſte ſchwebte. Um Mitternacht trat Suleima todtenblaß in mein Zimmer und rief: „Don Roderiko, wir ſind verloren! Rettet Euch! Das fürchterliche Gericht!“

Kaum hatt' ich Zeit, mich näher zu erkundigen, ſo traten die Diener dieſes Gerichts herein, das nur die Blutgierde, der wüthende Fanatismus der Chriſten erfinden konnte, und forderten mich auf, ihnen zu folgen. Kein Zögern, mein Sohn — ohne Abſchied von deiner Mutter und deinem Bruder — nur ein Wink auf Suleima, die Unglückliche zu beruhigen — ſo ward ich ſtumm, vermummt weggeführt, um ſie nie wieder zu ſehen. O mein Sohn! auch ſie nennen ſich Menſchen — wo biſt du? ich höre deinen Athem nicht?

Raphael. Ich bin da, mein Vater — da —

Roderiko. Schon jetzo erſtarrt — was wird aus dir werden, mein Sohn, wenn du das Weitere hörſt.

Raphael. Redet, redet — vielleicht daß ich dann weinen kann.

Roderiko. Unter tiefem Schweigen führten ſie mich aus dem Hauſe. Ich blickte zurück und ſah den ſchwachen Schein der Nachtlampe durch die Vorhänge in dem Gemach deiner Mutter. — Nein, faſſe dich, ich will dir nicht ſagen, was ich da empfand. — Wir kamen an in der fürchterlichen Wohnung des blutgierigen Wahnſinns. Man ſchleppte mich

durch lange von unsern Tritten erschallende Gänge, öffnete eine eiserne Pforte und verschloß das aufgefangene Opfer des Todes. So muß sich der ansehen, den die Hände dieser Priester ergreifen. Hier tröstet keine Hoffnung auf Unschuld, auf Ruhe des Gewissens, auf unbeflecktes Leben; dieses wußte ich und fühlte es mit Entsetzen. Finstere Wuth ergriff mich. Schwarze Gedanken über das Schicksal der Menschen fuhren wie Dolche durch mein Gehirn. Ich ahnete die Hand, die mich hierher geschleudert hatte, daß ich verwesen sollte! Die Priester hatten es über sich genommen, den zu entfernen, zu vernichten, in dem der tyrannische Wollüstling das Hinderniß seiner Absichten zu sehen glaubte. Ich war der Raserei nah, und nur das Andenken deiner Mutter, die Vorstellung ihres schrecklichen Erwachens besänftigte durch die tiefen Wunden des Herzens die wilde Wuth. Ich konnte weinen — konnte nur für sie besorgt seyn. Ein schwerer Schlaf überfiel mich in dem dumpfen Loche; er war fürchterlicher als mein Wachen, da der Verstand erdrückt lag, durch den ich die Schreckensbilder zu bekämpfen suchte. Man schüttelte mich gewaltsam aus dem Schlafe. Ich weiß nicht, ob es Morgen war, in diese Mauern bringt das Licht der Sonne nicht; ich sah es nicht mehr, für immer sollte mich Finsterniß umhüllen. Man führte mich in einen Saal. An einem Tische saßen die Priester, die reißenden Wölfe, in dem weißen Gewande der Unschuld. Auf der Mitte des Tisches stand das Bild des milden Menschenfreundes, dessen Namen sie bei ihren blutigen Opfern lästern. — Raphael, ich sollte Verbrechen bekennen. Ich wollte reden, wollte ihnen darstellen, was mein Herz empfand,

mein Verstand mir sagte. Die ganze Menschheit, ihre Größe, ihre Würde durchströmten mich. Ich sprach zu Felsen; starr sahen sie vor sich hin. Eine Stimme erscholl: Eure Verbrechen wollen wir von Euch hören! „Ich habe keine begangen; ich sehe, ihr wollt mein Leben, denn ich weiß, daß keiner aus eurem blutigen Tempel ins Leben zurückkehrt! Nehmt es hin und erwartet nicht, daß der Unschuldige sich verdamme, um geschändet zu sterben! Seitdem der Menschenfreund den Tod des Verbrechers an dem Kreuze starb, habt ihr gleich seinen ungerechten Richtern das Loos des Todes über Tausende seiner treusten Schüler geworfen. So werft es nun über mich.“

Lästerung! ertönte die fürchterliche Stimme.

Ihr redet Euch ums Leben, das wir Euch retten wollten, wenn Gott es will! Enthüllt dem Verstockten sein Verbrechen.

Einer der Mönche brachte einen Kasten voll Bücher herein, stellt' ihn auf den Tisch und legte die Bücher auseinander.

Kennt ihr diese Bücher? fragte der Großinquisitor.

Ich nahte. Ja, ich kenne sie, sie sind aus meiner Bibliothek. Ich hoffe, es ist kein Verbrechen sie zu besitzen.

Habt Ihr die in den vorliegenden Büchern unterzogenen Stellen mit eigener Hand bezeichnet?

Ich bejahte es.

Sind die hin und wieder zerstreuten schriftlichen Anmerkungen von Euch?

Auch dieses bejahte ich.

Nahet und nennet die Bücher, rief er einem der Diener

zu. Es waren: ein Koran, einige andere arabische Schriften, unter denen sich Algazeals Apologie des Mahometismus gegen das Christenthum befand; ein Lukrez von der Natur der Dinge, und einige philosophische Schriften des Cicero und Seneka. Nun erst fuhr das Erinnern, wie diese Bücher in ihre Hände gekommen, mit einem peinlichen Stiche durch mein Herz. Oft besuchten mich die zwei Verräther in meiner Bibliothek, durchwühlten meine Bücher, bewunderten meinen Fleiß und sagten mir Schmeicheleien über die erläuternden Noten, die ich hin und wieder an den Rand geschrieben hatte. Selten vergaßen sie hinzuzusetzen: es sey mit diesen gefährlichen Büchern, wie mit dem Gifte, mit welchem man behutsam umgehen müßte. Da sie nun kein ander Mittel finden konnten, mich aus dem Wege zu räumen, so nutzten sie diese Entdeckung. Dieser Zusammenhang von Verrätherei, die sichere Mitwirkung des Königs, die ich darin wahrnahm, das Gefühl, daß ich vor Männern stand, die mir den unschuldigsten Zeitvertreib zu Verbrechen machen mußten, weil der Tyrann und ihre, den Verstand des Menschen niederdrückenden Grundsätze sie dazu aufforderten, die Gewißheit eines fürchterlichen Schicksals, das Andenken an deine unglückliche Mutter — alle diese Empfindungen und Betrachtungen überfielen mich so gewaltig, daß kaltes Erstarren mich durchdrang. Nur in der Tiefe meines Herzens fühlte ich einen schrecklichen, peinvollen Schmerz — es ward finster vor meinen Sinnen — ich glaubte, mein Leben löse sich auf — o mein Sohn, die rauhen Hände ihrer Diener, ihr Geschrei voll Haß und Drohung rißen mich aus der Ohnmacht, in die ich mit

dem Wunſche hinſank, nie wieder zu erwachen. Laß mich von ihrem Unſinn, ihrer Härte ſchweigen. — In jedem Worte meiner Vertheidigung fanden ſie ein Verbrechen mehr. Man führte mich in den Kerker zurück, den nun die ſchwache Flamme einer Lampe erleuchtete; die Zeit meines Aufenthalts darin konnt' ich nur an meiner Qual, an den ängſtlichen Schlägen meines Herzens, an den Seufzern über das Elend deiner Mutter zählen. Ich wußte, daß ſie ſeit einigen Monaten ſchwanger ging, ſchauderte vor ihrer Gefahr und vergaß die meine.

Zum zweitenmal ward ich vor die Richter geführt; einer von den Unmenſchen las mit kalter Stimme den Spruch: die Kirche verdamme mich, im Namen Gottes, zum Beſten meiner Seele geblendet zu werden, um nicht mehr die gefährlichen Bücher leſen zu können. Laß mich ihre, Gott, die Natur und die Menſchheit läſternden Ermahnungen und Drohungen nicht wiederholen — einer ihrer Henker trat herbei — ein glühendes, ſpitziges Eiſen haltend —

Raphael. O mein Vater — deine Augen — deine koſtbaren Augen — (Er deckte mit ſeinen Händen ſeine Augen, als fühlte er das glühende Eiſen darin wühlen.)

Roderiko. Das Blut floß über meine Wange mit der Sehkraft — mit dem Lichte — und ich wankte geblendet, unterſtützt von den Dienern, nach dem Kerker zurück. Das Gefühl des Lebens ſchien mir entflohen — ich ſank in der Dunkelheit hin — mein Angeſicht voll ſtarren Bluts, meine Hände, mein Gewand voll ſtarren Bluts hörte ich meine Seufzer an den Mauern wiederſchallen.

Halte deinen Schmerz, deine Wuth zurück, mein Sohn; ich that es damals, seufzte und ließ mein Herz weinen, denn die Quelle der Thränen war zerrissen mit der Quelle des Lichts — ich konnte nicht mehr über mein und andrer Elend weinen. Nur in dem Gedanken fand ich Trost, daß mich deine Mutter nicht in diesem Zustande sähe. Man wusch endlich meine blutenden, schmerzenden Wunden und legte Heilbalsam darauf. So erwartete ich in düsterm Gram den Augenblick, worin der unsterbliche Geist sich aus dieser peinlichen Finsterniß erheben, in die Gefilde jener Welt sich schwingen würde, wo diese Augen wieder aufgethan würden und sich am neuen Licht ergötzen sollten. Jedes Geräusch, jeder Schlag verkündigte mir ihn. Darüber seufzt' ich nur noch, daß ich unter den Todten lebte — ins Grab gehüllt lebte und mich denken konnte. Ja, weine nur, mein Sohn! damals wünscht' ich mir Thränen, jetzt wünsch' ich mir Thränen, um mein vergangenes Leiden mit dir zu beweinen. Dunkel waren meine Augen — vertrocknet war die Quelle der Thränen, keine einzige kühlte die verzehrende Glut — keine fiel auf das zerspaltete, blutende Herz — wie der unglückliche Oedip stand ich in dunkler Nacht, und in meiner Seele erschallten seine Klagen, seine Flüche zurück, die ich einst gelesen:

O wehe! wehe!
Ach! Ach ich Unseliger, wo
Irr' ich umher, und von wannen kommt,
Schwebend auf Fittigen, eine Stimme zu mir?
O mein Glück, wohin bist du entflohen?

Wehe! Wehe! O Graun der Nacht!
O scheuſalbelaſtete Finſterniß
Die nicht hemmt Schranke, noch Kraft! — Ach wie tobt
Der Erinnerung und der Qual Stachel in mir.

Raphael. Wehe! Wehe!

Roderiko. So ſaß ich auf dem feuchten Boden und der Jammer nagte an meinem Herzen. Endlich erſcholl eine drohende Stimme in meinen Ohren: „Don Roderiko, man wird Euch mit dieſer gelinden Züchtigung entlaſſen, in Hoffnung Eurer Reue und Beſſerung. Rettet Eure Seele und ſeyd behutſam; das heilige Gericht ſtraft den Frevel auf Erden, um den Sündern die Ewigkeit zu ſichern. Schweigt von dem, was Ihr gehört, was Ihr geſehen, was Euch widerfahren iſt! An Euch, an Eurer Gemahlin, an Euren Kindern, an jedem, dem Ihr es vertraut, wird das heilige Gericht die Entdeckung blutig zu rächen und zu ſtrafen wiſſen.“

Ich mußte Schweigen geloben. Man faßte mich unter den Armen und riß mich fort. Keiner ſprach, keiner beantwortete meine Fragen. Ich verwundete meine Füße, ungewohnt den Blinden zu tragen, an dem Pflaſter, über das ſie mich mehr zogen, als führten. Hoffnung und Angſt trieben gewaltſam mich vorwärts — ich war athemlos und der Schweiß rann über mein Angeſicht. Ich hörte ſie an einer Thür klopfen — ſie öffnen — leiſe die fürchterlichen Worte: im Namen des heiligen Gerichts, ausſprechen. Die kalte Hand des Todes erſtarrt den nicht ſchneller, nach dem er greift, als dieſes Wort den Horcher. Ich hörte den fliehen, der geöffnet hatte. Man führte mich aufwärts — verließ mich

in einem Zimmer, ohne mir zu sagen, wo ich mich befand. Ich rief mit bebender Stimme: „wo? wo bin ich? wer ist um mich? wer erbarmt sich des unglücklichen Blinden?“ Raphael, ich hörte den Schrei erstaunter Freude — er durchbebte meine Seele — es war die Stimme deiner Mutter. Ich fühlte sie in meinen Armen — ich war sehend — lebte — meine Seele sah, mein Herz sah. Ich vergaß meinen Zustand, den Eindruck, den er auf sie machen mußte und erwachte nur aus dem Traume meines Glücks, als ich den Schrei ihres Jammers hörte — als ich vernahm, wie sie neben mir hinsank. Ich schrie um Hülfe — ach, nun fühlte ich die Finsterniß zwischen ihr und mir. Mein Suleima kam. Deine Mutter lag leblos da; man trug sie auf ihr Ruhebett und leitete mich dahin. Bald vernahm ich ihren Jammer, hörte, wie sie sich als die Ursache meines Unglücks anklagte, fühlte ihre Thränen unter meinen zitternden Händen. Ich lispelte Suleima zu, die Diener zu entfernen, sprach gelassen über meinen Verlust und bedeutete ihr, daß wir durch Klugheit noch schrecklicherm Uebel zuvor zu kommen suchen müßten. Unbedachtsam fragte ich, ob es Tag oder Nacht sey, weil ich wünschte, daß man deinen Bruder bringen möchte. Ein Schrei der Verzweiflung war ihre Antwort. Suleima sagte, es sey noch nicht Mitternacht; aber der Knabe schliefe. Nur nach und nach gelang es mir, die Geister deiner Mutter zu erwecken, um durch mein zärtliches Bitten, sich des Blinden zu erbarmen und durch Muth und Heiterkeit seiner Seele wiederum das Licht zu geben, dessen man ihn so grausam beraubt hatte. Ich erfuhr, wie nah sie dem Tode gewesen —

wie krank, entstellt sie noch sey — hörte, daß noch an diesem Tage der Liebling des Königs, unterm Vorwand guter Botschaft wegen meiner, gewaltsam bei ihr eingedrungen wäre. Vernimm! er sagte ihr: „sie würde mich bald wieder sehen und hoffentlich würde das forschende Aug' ihres Gemahls kein Hinderniß des Wunsches des Königs mehr seyn. Durch ihn ließe ihr nun der König eine Stelle als Hofdame bei der Königin antragen, die er sie bäte, um meinetwillen, nicht auszuschlagen. Jetzt habe ihr Gemahl nur die Ahndung der Kirche verdient, sie möge sorgen, daß er nicht unter die Ahndung eines strengern Rächers, eines Rächers verschmähter Liebe fiele."

Raphael. Und er lebt, mein Vater? lebt noch?

Roderiko. In meinem Busen glühte die Rache; aber dem rächenden Stahl fehlte meiner Augen Licht, ihn nach seiner Brust zu leiten.

Raphael. Und er lebt?

Roderiko. Ich denke, er lebt. Groß und mächtig, bis ihn die Vergeltung ergreift.

Raphael. Wie heißt er? Nenne mir ihn!

Roderiko. Er — nein — ich will ihn dir nicht nennen. Ueberlaß dem Schicksal die Rache, dich kann sie nur unglücklich machen.

Raphael. Rache! Was ist Rache? mein Vater!

Ein neues schmerzliches Gefühl durchdrang den Jüngling. Bisher hatte er die Rache nur dem Namen nach gekannt. Jetzt ergriff sie ihn, daß er aufsprang von seinem Sitze — seine Augen glühten — seine Fäuste zogen sich

zuſammen und der erſte wilde, fürchterliche Ton drang aus ſeiner Bruſt.

Raphael. Wenn dieß Rache iſt, mein Vater, was ich nun empfinde, ſo nenne mir ſchnell dieſen Mann, daß ich an ihm, ſeinen Kindern und Kindeskindern das thue, wozu ich mich getrieben fühle.

Roderiko. Forſche nicht! ſieh — fürchterliche Erſcheinungen ziehen ſich bei deinem wilden Geſchrei vor den Geiſt des Blinden! Dunkle, quälende Weiſſagung drängt ſich aus meinem Herzen herauf! Soll dein Schickſal ſich aus dem meinen entwickeln? Wehe! Wehe dem Manne, zu deſſen Geſchick ein unglücklicher Zufall, ſchon vor ſeiner Geburt, die Fäden des düſtern Gewebes geſponnen hat! Laß mich durch meinen Tod das meine ganz zerreißen. Mit mir ſterbe die Geſchichte meines Elends, daß kein neues daraus für dich entſpringe. Bekämpfe das, was nun in deiner Bruſt tobt, weiche dem Ungeheuer aus, das auch dich ergreifen möchte. Sollen meine Leiden nicht mit mir enden? Soll ich ſterben und mit dem letzten Hauche des Lebens dir neues bereiten? Soll ich mich am Grabe deiner Mutter, an dem meinen anklagen und mich ſtrafen, dir eröffnet zu haben, was dir zur Warnung dienen ſollte? Raphael, nie ſollſt du den Namen dieſes Mannes erfahren. Kein Sterblicher kann dir ihn nennen, nur Suleima weiß, was ich dir vertraue, aber Suleima hat ſich hier durch einen Eid gebunden, dieſes Geheimniß nie, auch dir nicht zu eröffnen.

Faſſeſt du die Gründe?

Raphael. Ich faſſe ſie, mein Vater; aber wer ſteht

dir dafür, daß der Zufall mir nicht entdecke, was du mir verbirgst! Vielleicht, daß die Vergeltung meines Arms will, daß ſie mich zu deinem Rächer beſtimmt hat.

Der Greis verſank einen Augenblick in tiefes Nachdenken: „will ſie deinen Arm, ſo wird ſie dich leiten; aber ſchweigen will ich. Laß mich meinen Geiſt abwenden von den dunkeln Bildern der Zukunft — wer hält die Rache des Schickſals auf? Wer den Pfeil, den die Vergeltung in dem Augenblick aus dem Köcher zieht, da das Verbrechen begangen wird? Abgeſchoſſen fliegt er durchs Dunkel, bis er ſein Ziel erreicht. Auch ihn wird er nicht verfehlen. — Höre! Alles hatten wir von einem König zu fürchten, der aus Haß und Eiferſucht ſeinen eignen Sohn ermorden, ſeine junge Gemahlin vergiften ließ! dér durch dieſe grauſame an mir begangne That mir zeigen wollte, daß noch ſchrecklichere uns bevorſtänden. Ich ſah keine Rettung; mit Einwilligung deiner Mutter entdeckt' ich Suleima unſere Lage. Er ſann nach, fand ein Rettungsmittel und ſchlug uns vor, in einigen Tagen Madrid zu verlaſſen, das bekannte Gerücht von der Krankheit deiner Mutter zu nutzen, ſie einige Zeit nach unſrer Ankunft in Kaſtellmanſor für todt auszugeben, das Leichenbegängniß zum Schein zu halten und ſie in dieſer Moſchee zu verbergen, bis die Umſtände ſich änderten. Für eine treue Wärterin aus ſeinem Volke nahm er über ſich zu ſorgen. Deinen Bruder, der erſt vierzehn Monat alt war, ſollte man unter dem Vorwand, man habe ihn Verwandten zur Erziehung übergeben, der Mutter laſſen. Kaum hatte er das Nähere von der Lage dieſer Gruft und der Gewißheit, unentdeckt hier leben zu

können, beschrieben, als deine Mutter rief: „Suleima, in eine Höhle der Pyrenäen! in eine Kluft der Erde! wohin ihr wollt, nur rettet meinen unglücklichen Gemahl! Ruhe und Sicherheit vor den Verfolgungen der Menschen ist alles, was ich wünsche!“ Wir führten schnell seinen Entwurf aus. Voll Freude und Muth stieg deine Mutter in diese Gruft, die sie als ihr Grab begrüßte. Jede Nacht leitete mich Suleima zu ihr, wir vergaßen hier der Welt. An ihrer Seite vergaß ich den Verlust meiner Augen und es gelang mir, ihre Thränen darüber, ihre Klage, mein Unglück verursacht zu haben, zu stillen. Der Tod deines Bruders vernichtete dieses Glück, er entriß den Trost der Einsamkeit und öffnete die kaum geschlossenen Wunden wieder. Er war der Erste, der diesen Ort zum Grabe weihte. Hier saßen wir Hand in Hand, als ihn Suleima hinunter senkte. Die Freude kehrte nur dann wieder, als du das Licht erblicktest. Dich hab' ich nie gesehen, aber mein Geist dachte und sah bald dein Bild. Oft, wenn ich leise dein Angesicht befühlte, die Züge unter meiner Hand zu merken glaubte, däuchte mich, ich fühlte, sähe den Umriß deiner Mutter, ihre Mienen, ihre Züge; nur kräftiger, schärfer ausgedrückt. Aus deinen Tönen erklang mir ein sanfter Wiederhall ihrer Stimme, und oft, als du noch ein Knabe warst, ward sie dem Blinden zur süßen, wehmüthigen Täuschung. Selige, die du uns umschwebst, du hast mich zum Grabe hingeleitet, leite nun diesen, dein Ebenbild, durchs Leben; dir übergeb' ich ihn! Raphael, der Geist des Gerechten vergeht nicht, auch ich werde dir nah seyn — so nah, wie sie mir es war. Weine nicht; Vereinigung folgt

auf dieſe Trennung — und ich werde mich dort an deinem Anſchauen ergötzen, deſſen mich hier die Grauſamen beraubt haben; denn dort ſingt unſer Pindar, ſtrahlen dem Redlichen Nächte nicht minder als Tage die Sonne.

Ich hoffte nun, deine Mutter würde ſich durch dich wiederum froh ans Leben ſchließen und dein Daſeyn würde ihr die düſtre Einſamkeit erheitern — ach, die Schreckensſcenen hatten ihren zarten Leib zu ſehr erſchüttert. Siech waren ihre übrigen Tage. Mit leiſen Schritten nahte ihr der Tod. Langſam löste er das Band des Lebens auf. Drei Jahre nach deiner Geburt bezeichnete ſie hier ihr Grab und liſpelte mir zu: „hier würde ſie meiner harren und der heimgegangene Knabe zwiſchen den beiden dann nur Glücklichen ruhen. Bald darauf ſchlummerte ſie in meinen Armen ein, wie ich in deinen einzuſchlummern hoffe.“ Suleima bereitete ihr Grab, verfertigte die Leichenſteine. Ich ſaß ſtumm an ihrer Seite und hörte ihn die Erde öffnen. Wir ſenkten ſie hinab. Mein Seufzen, mein Jammer, deine Thränen, dein Ruf nach der zärtlichen Mutter, deren Schweigen du nicht begriffſt, waren der Leichengeſang, und nur da verloſch ganz das Licht meiner Augen.

Nach einer Pauſe, die nur das Schluchzen Raphaels unterbrach, fuhr Don Roderiko fort:

„Mein Sohn, du haſt durch deine Liebe das erloſchene Licht wiederum erweckt, mir den Reſt meines Lebens zur Wonne gemacht. Ich führte dich bald darauf in das Schloß zurück, jeder hielt dich für deinen Bruder, und ich beſtätigte dieſen Wahn dadurch, als hätte dich Suleima von unſern

Verwandten abgeholt. So hat mich deine kindliche, treue Liebe unter seligen Gefühlen dem Tod entgegen geführt; das Leben floß mir an deiner Hand dahin, ohne daß ich es merkte. Du machtest mir die Finsterniß helle, liehst mir deine Kraft und erwärmtest mein bekümmertes Herz an der schönen Glut deiner Jugend. Nimm meinen Dank dafür, mein Sohn! Da ich an dem Grabe deiner Mutter flehte, es möge nun mein inneres Licht verlöschen, gedacht' ich nicht, daß ich einst an deiner Seite das Leben segnen würde. Leicht vergißt der die Menschen und die Wunden, die sie ihm geschlagen haben, der ein solches Weib, einen solchen Sohn hat. Nun lege deine Hand in die meine — sieh, meine Kraft hat mich verlassen; nah fühl' ich mich dem Abschied, nah der Vereinigung mit deiner Mutter. Versprich mir, mich hier an ihrer Seite zu begraben, so daß dein Bruder zwischen uns beiden ruhe, und versprich mir, dieses Grab als das Beste deiner Erbschaft zu schützen. Deine Mutter hat es zur seligen Ruhe der Tugend geweiht, auch dein Vater wird es dazu weihen. Laß dir diese Stätte heilig seyn, daß unsre Geister sie und dich mit Wohlgefallen umschweben mögen."

Raphael drückte schluchzend seine Hand und stammelte — ich versprech' es dir, mein Vater.

Roderiko. Niemand soll mich sterben sehen, als du. Wenn ich eingeschlummert bin, so nimm das Siegel, das den Eingang verschloß und übersende es in das Gebirge unserm treuen Suleima. Er wird zu dir eilen, sobald er es erkennt und alles Uebrige so besorgen, daß keiner der Bewohner des Schlosses und der Nachbarn das Geheimniß ahne. Vertraue

ihm, in ihm hab' ich gefunden, was ich in diesen Scheinchristen vergebens suchte: einen treuen, klugen, muthvollen Freund. Auch dir ist er es, wie du weißt und wird dir es noch mehr seyn, wenn ich nicht mehr bin. Sein Schicksal ist von seiner Jugend auf an das Schicksal unsers Hauses gebunden. Nie wird er sich davon trennen.

Gib mir nun deinen Arm und leite mich zurück. Ich begreife dein stummes Erstaunen über das, was du gehört hast. Komm zur Ruhe, ich bedarf ihrer, du bedarfst ihrer. Er stand gedankenvoll an dem Grabe, lächelte dann heiter und sagte: „bald kehre ich wieder, um mich nicht mehr von dir zu trennen."

Am Ausgang der Gruft gebot ihm der Greis, das zerbrochene Siegel zu sich zu nehmen, die Marmorplatte zu bedecken und alles in den vorigen Stand zu setzen. „Die Oeffnung, Raphael, sagte er, „bleibe unversiegelt, bis du sie mit deinem Siegel schließest."

Raphaels Empfindungen äußerten sich nur in Thränen.

4.

Das Herz des Jünglings war durch die Erzählung seines Vaters zerrissen, sein Geist verdunkelt, die schönen Träume verblichen. Er sah mit Entsetzen auf die Menschen. Angstvoll blickte er auf seinen Vater mit düstrer, weissagender Ahnung auf die Welt, die nun vor ihm lag, wie ein dunkles Chaos, welches das Licht seines Herzens nicht mehr erleuchten konnte. Was er bisher gefühlt, von den Menschen gedacht hatte, konnte er mit der Erzählung seines Vaters nicht in Einverständniß bringen. Vor seinen Augen schien ihm dieses Chaos

in willkürlicher Verwirrung zu schwimmen, ohne Leitung, Aufhalten und Zurechtweisen, und alles dieses gab seinen empörten Geistern eine Stimmung, deren Gefährlichkeit nur seine Grundbegriffe über Gott, seine reine moralische Kraft, die Güte, Sanftmuth seines Herzens, das Ergeben und die Lehren seines Vaters mildern und besiegen konnten. Unruhig wälzte er sich auf seinem Lager an der Seite seines ruhig schlummernden Vaters. Er sah und fühlte gegenwärtig die Leiden seines Vaters, seiner Mutter. Die Vorstellung davon schreckte ihn auf, wenn er einen Augenblick ermüdet in Schlaf versank. Nur das Gefühl, Rache an dem zu nehmen, der diese Leiden verursacht hatte, trieb die von Schmerz erdrückten Kräfte auf. Wenn er aber eine leichte Bewegung seines Vaters vernahm oder ihn schwerer athmen hörte, so durchfuhr kaltes Erstarren sein Herz und der Gedanke des nahen Verlusts verschlang alle andere Empfindungen. Nur in dem Wunsche, der Hoffnung, mit ihm zu sterben, einer Welt mit ihm zu entfliehen, wo der Edle solchen Lohn seiner Rechtschaffenheit gefunden, von welcher er für sich keinen bessern erwartete, weil er fühlte, daß er ihm gliche, fand er Trost.

Der Greis fühlte die Wirkung, die sein Schicksal auf den Jüngling gemacht hatte, und er strebte, die noch wenigen übrigen Tage seines Lebens sein Herz durch sanfte, milde und weise Gespräche zu beruhigen. Thränen waren Raphaels Antwort. Unauslöschlich war der erste Eindruck; ein düstrer Schleier hüllte die Seele des Jünglings ein, den der zärtliche Greis nicht mehr gänzlich entfernen konnte. Oft sagte er ihm: „mein Sohn, verlaß die Unglücklichen nicht, denen noch

schrecklichere Verfolgungen bevorstehen; doch gehe mit Behutsamkeit zu Werke und beraube sie nicht deines Beistands durch kühne, trotzende Thätigkeit. Bedenke, daß du, wie dein Vater, zu einer Zeit, in einer Zeit, in einem Lande lebst, für das wir nicht geboren zu seyn scheinen. Sieh dich als eine Pflanze in deinem Vaterlande an, die man darum aus dem Boden gewaltsam reißt, daß sie den gewöhnlichen nicht durch ihre fremde Gestalt schade. Fordere und erwarte wenig von den Menschen, fordere, erwarte viel von dir. Sey ein strenger Richter gegen dich, ein milder gegen die Gebrechen und Schwächen andrer. Vergiß nie, daß sie die meisten darum an sich haben, weil sie diejenigen mißleiten und mißbrauchen, denen sie ihr trauriges Schicksal unterworfen hat. Groß ist dein Herz, voll edler Kraft, gebildet dein Verstand, gestimmt zu stillem, reinem Genusse. Eile, wenn ich eingeschlummert bin, ins Leben, deine Stärke zu versuchen, die Unglücklichen rufen dich. Sey gerecht, sey wahr, bleibe deiner würdig, dann werden weder die Menschen, noch das Schicksal dich niederbeugen können." Seine Seele erglühte, wie in der vollen Kraft der Jugend, wenn er ihm von der Wiedervereinigung in jenem Leben sprach und ihm zulispelte: nur durch edle, gute Thaten könnte er ihr Wiedersehen bewirken.

Eines Abends rief er ihm zu und sagte ihm mit matter Stimme: „Raphael, beinahe hätte ich vergessen, dir einen wichtigen Umstand mitzutheilen. Du weißt, welches Geheimniß deine Geburt umhüllt. Du tratst in den Namen und die Rechte deines verstorbenen Bruders, du wirst für ihn gehalten. Du bist frei; dich hat keine Sekte zum Sklaven ihrer

Meinungen geeignet. Dich hat nicht die Hand des Prieſters zum Haß gegen deine Brüder, zur unnatürlichen Trennung von ihnen eingeſegnet! Der ſprach- und empfindungsloſe Säugling ward in dir zu keinem Bund verpflichtet. Als ich dich empfing, weiht' ich dich der Natur, der Menſchheit, der Wahrheit und Gerechtigkeit. Dieſes und mein Grab ſeyen deine Geheimniſſe! Du verſtehſt mich!"

Raphael. Ich verſtehe dich, mein Vater und danke dir. Keinen dieſer Götter, denen du mich geweiht haſt, will ich verläugnen. Will ihnen mein Leben weihen, um dir zu gleichen, um wie du zu ſterben.

Der Greis drückte ſeine Hand, führte ſie zu ſeinem Herzen, zu ſeinen Lippen. „Mein Geiſt verſiegelt den Bund mit dem deinen — und ich fühle den Geiſt deiner Mutter in dem Bunde. Wahrlich, wahrlich, der Menſch, der dieſen Bund rein hält, iſt ein heiliges, erhabenes, unſterbliches Weſen! Ich entferne mich von dir, ohne von dir zu ſcheiden."

Er verſank bald darauf in den dumpfen Schlummer, welcher der nahen Auflöſung vorgeht. Unſchuldvolles Lächeln ſchwebte oft um ſeinen Mund — Gefühl der Unſterblichkeit goß ſich über ſeine Stirne. Raphael lauſchte bebend auf ſeine Bewegungen; ſeine Seele folgte der Seele ſeines Vaters. Einigemal erwachte der Greis aus ſeinem dumpfen, ſchweren Schlummer — ſein ſchon verſchloſſenes Ohr ſchien ſich zu öffnen und er horchte betroffen auf das Schluchzen, den ſchweren Athem ſeines Sohns — er faßte ſeine Hände — bemühte ſich zu reden — ſeine Zunge war erſtarrt. Die Gewalt des Todes hemmte ſeine äußeren Sinne. Nur einige

Augenblicke vor seinem Scheiden lösten sich noch einmal die schweren Fesseln, er richtete sich auf und rief mit freudiger Stimme folgende Worte aus dem Oedipus, den ihm noch vor kurzem sein Sohn gelesen, die er seither oft wiederholte, die immer in seinem Geiste schwebten:

Ein Bote Gottes hat ihn abgeholt!
Und Todesgötter schlossen unter ihm
Der Erde Mutterschooß wohlthätig auf!
Er ist hinweggenommen, ohne Schmerz
Und ohne Krankheit, ohne Seufzer.

Er sank zurück — spürte den Athem seines Sohns an seinen Wangen — seine Lippen an den seinen —

In dieser letzten Umarmung erwachte noch einmal die Kraft des Greises aus dem Todesschlummer. Er richtete sich auf, seine Stirne heiter und seine geblendeten Augen gerichtet auf den bebenden Sohn. Dann rief er mit dem Tone des Entzückens:

Raphael, sanft hat der Tod meine blinden Augen geküßt, unter seinem Kusse haben sie sich geöffnet — ich sehe — sehe die lichten Gefilde der Unsterblichen — deine Mutter in den Gefilden —

Raphael antwortete in hastigem, freudigem Entzücken:

Du siehst, mein Vater! siehst — sprichst und lebst —

Roderiko. Ich sehe — sehe dich vor meinem Hinscheiden — du bist das letzte süße Bild, welches meine von dem Tod geöffneten Augen erblicken.

Mit Wonne schien er Raphael anzusehen und sanft

berührte er seine Wangen, seine Stirne, den ganzen Umriß seines Gesichts.

„Ja, fest drückt sich das geliebte Bild meinem scheidenden Geiste ein. Es wird mir in die blühenden Gefilde folgen, und ich werde der Mutter nun sagen können, wie schön, wie rein dein Herz und deine Seele auf diesem lieblichen Angesicht strahlen.

„Dank dir, Geber des süßen Lichts, daß du, im letzten Augenblick meines Lebens, deine Sonne noch einmal gegen mich gewandt hast. Sie umleuchtet strahlend mein Grab; es ist das Licht der Unsterblichen und auch deine Thränen um mich glänzen in diesem Lichte. O, laß alle deine Thränen, die dir künftig der Schmerz abnöthigt, in diesem Lichte glänzen.

„O herrliches Licht! erhabene Aussicht! — deine Mutter schwebt heran, mich zu empfangen — Raphael, in deinen Zügen erblick' ich die Hoffnung, daß wir wieder vereinigt werden, daß wir uns nur auf kurze Zeit trennen. Erhalte sie rein, wie ich sie jetzt sehe! — Nun drückt der Tod meine Augen wieder fest zu und in mein Gehör schleicht leises Säuseln deiner Seufzer —"

Sanft löste sich der Geist des Edeln — er lächelte, verschied —

Raphael kniete leblos an seiner Seite — sein Haupt war gesunken auf die Brust seines Vaters. Bald erscholl der Jammer der Hausgenossen in dem Schlosse, verbreitete sich in die Hütten. Jeder beweinte einen Vater; die unglücklichen Mauren sahen sich für verwaist an und riefen zu dem Gott ihrer

Väter: hinweggenommen haſt du den einzigen Freund deinem zertretenen Volke!

5.

Ein Bote eilte mit dem in einem Briefe verſchloßnen Siegel des Grabes nach dem Gebirge. Dort hatte Suleima, nach der Weiſe der Altväter ſeines Volks, eine kleine Gemeinde verſammelt, der er als Richter und Prieſter vorſtand. Der Bote traf ihn ſitzend vor der Hütte mit ſeinem Sohn und ſeiner Tochter. Er erkannte das Siegel und fühlte die Bedeutung. Einige Augenblicke verhüllte er ſein Angeſicht, dann ſah er mit naſſem Blicke auf ſeine Kinder: „der edelſte Mann in Spanien, der Retter, der Freund eures Vaters, der Beſchützer unſers Volks iſt verſchieden. Sattle ein Thier, mein Sohn, daß ich eile, ihn zur Erde zu beſtatten.“ Er folgte dem Boten und fand Raphael bei der Leiche ſeines Vaters. Immer ruhten ſeine Augen auf dem heitern, ſeligen Angeſicht des Greiſes. Suleima faßte ſtillſchweigend die Hand des Jünglings, kniete nieder und küßte die Stirne des Erblichenen. Raphaels Empfindungen erwachten bei dem Schmerze Suleimas. Er flog in ſeine Arme, drückte ihn wider ſeine Bruſt — zum erſtenmal konnte er weinen über ſeinen Verluſt. Er deutete hin auf den Schlummernden.

Suleima. Er ſchlummert den ruhigen Schlaf des Gerechten, mein Sohn! Verſchwunden iſt jedes peinliche Gefühl, nur die Erinnerung des Glücks, das von Euch ihm kam, nur die Empfindung der Unſchuld ſeines Lebens ruhen in ſeliger Heiterkeit auf ſeinem ehrwürdigen Angeſicht. Es war ein edler Mann — in Euch ſeh' ich ihn in junger Kraft aufleben.

— Ich weiß, was Ihr ihm wart.

Ihm gehörte mein Leben, Don Raphael, nun gehört es Euch. Empfangt mich vor seinem Angesicht, sein Geist wird die Verbindung segnen.

— Ich kann Euch jetzt nichts sagen, Euch nicht danken, ich weiß, was Ihr ihm wart, was Ihr mir wart in jenen trüben Tagen.

Suleima forschte nach den Umständen seines Todes, erkundigte sich, wie weit Don Raphael von den Geheimnissen unterrichtet sey. Die Augen auf die Leiche geheftet, erzählte er ihm, was von dem Augenblick vorgefallen, seitdem er ihn in die Moschee geführt und was er ihm in Ansehung des Begräbnisses befohlen.

Die Besorgung des Scheinbegräbnisses nahm Suleima über sich; aber in der feierlichen Stille der Nacht trugen der Sohn und der Freund den edlen Dulder durch den geheimen Gang und senkten ihn tiefschweigend in die Gruft. Weder Klage, noch Seufzer, noch Thränen erleichterten das Herz bei dem traurigen Geschäfte. Nur ein Schrei Raphaels ertönte an den einsamen Mauern, als der erste Wurf der Erde von Suleima's Schaufel auf dem Sarge erscholl. Da sank er nieder und verhüllte sein Haupt.

Als nun Suleima den Denkstein besorgt hatte, legten sie ihn auf das Grab, verschlossen den Eingang, und Raphael versiegelte ihn.

Dann rief er mit feierlicher Stimme: „der Ewigkeit Geweihte! Ihr seyd geborgen vor den Stürmen des mühseligen Lebens! Gesichert vor der Ungerechtigkeit, der Gewalt

der Menschen! Euch ist euer Lohn geworden, wir harren des unsern! Schlafet! Heilig sey eure Ruhestätte! Gehüllet in Geheimniß, wie euer Schicksal! verflucht sey die fremde Hand, die dieses Siegel auflöst! Kindliche Treue und Freundschaft bewachen den heiligen Ort! Zu seiner Vertheidigung fließe das Blut des Sohns!"

Suleima. Fließe das Blut des Freundes!

6.

Raphael überließ sich nun der Schwermuth. Für ihn gab es keine Beschäftigung mehr, da der hinweggenommen war, um deßwillen er sich geboren zu seyn glaubte. Er irrte in den romantischen Gegenden des Schlosses, um die Ruinen, die das Grab einhüllten, wie in dem einzigen Kreise seines Daseyns, ausser dessen Bezirke er nichts als Gefahr sah. Die Geschichte seines Vaters sank immer tiefer in sein Herz und bildete sich in dunklern Farben vor seinem Geiste. Nur ein düstres Gefühl von Rache schoß gleich Blitzen durch diese peinvolle Finsterniß. Gern hätt' er sich nach dem Urheber des Unglücks seines Vaters bei Suleima erkundigt; aber er hielt es für Verletzung, den Mann um ein Geheimniß zu fragen, das zu bewahren er durch einen Eid gebunden war.

Suleima stimmte in den jetzigen Ton seiner Seele, lockte ihn durch Freundlichkeit und Nachsicht zum Geständniß seiner geheimsten Gedanken und Empfindungen. Er trat durch seine treue Freundschaft, Liebe und Weisheit so weit an die Stelle seines Vaters bei ihm, als es nach diesem ein Sterblicher konnte. Nach und nach gelang es ihm, seinen Trieb nach Thätigkeit bestimmter zu entwickeln und das in seinem Busen

schlummernde Feuer nach edlem Ruhm zu erwecken. Ganz in dem sanften menschlichen Geiste des Greises stellte er ihm die natürlichen und erkünstelten Verhältnisse der Menschen vor die Augen, deutete auf die Quellen ihres Glücks und ihres Elends und zeigte ihm, wie viel Gutes der einzelne Mensch wirken könnte, dessen Kräfte ungefangener Verstand und herzliche Theilnehmung an dem Schicksal seiner Brüder leiteten. Er vergaß dabei nicht den Genuß des Geistes, den wir durch erweiterte Erkenntniß der Welt und Menschen erwerben, in Anschlag zu bringen, suchte seinen Blick auf das Ganze zu schärfen und warnte ihn vor der Gefahr, seine Denkungsart durch einzelne, abgerißne Erscheinungen stimmen zu lassen. Dann malte er ihm mit der Beredtsamkeit, deren nur von dem Schönen und Guten durchdrungene Herzen fähig sind, die erhabenen Genüsse, die aus guten, eigennutzlosen Thaten und dem daraus fließenden Gefühl unsers Werths entspringen. Raphael fiel ihm um den Hals, er glaubte seinen Vater zu hören, der ihn durch seinen Freund aufforderte, sich durch gute, edle Thaten, durch Prüfung seiner Kräfte und seines Werths, der gehofften Wiedervereinigung würdig zu machen. Da ihn nun Suleima versicherte, er würde die Gemeinde auf dem Gebirge einem andern vertrauen, seine Tochter und seinen Sohn kommen lassen, die Güter besorgen und das Grab bewachen, mit seinem Blute es vertheidigen, so entschloß sich Raphael nach und nach zu einer Reise nach Madrid, das ihm wie ein wildes, drohendes Meer vorschwebte. Er verbarg Suleima den geheimen Wunsch nicht, seinen Vater an dem Urheber seiner Leiden zu rächen. Dieser sagte

ihm ernſthaft: vielleicht hat ihn das Schickſal ſchon ergriffen, überlaßt ihn der unausbleiblichen Vergeltung und folgt der Weiſung Eures Vaters. Er wußte, warum er ſchwieg, ich weiß, warum ich ſchweige. Suche, mein Sohn (du erlaubſt mir, dich ſo zu nennen), die Verwandten deines Vaters und deiner Mutter auf; deine Geſtalt, deine Geſinnungen werden dir ſie, wenn ſie ihrer Väter würdig ſind, mehr zu Freunden machen, als dein Name. Das Schickſal deines Vaters ſey dein Geheimniß, damit es nicht das deine beſtimme!

Raphael verließ Suleima mit ſchwerem Herzen, mit noch ſchwererem Herzen das Grab ſeines Vaters und den ſtillen, ſeligen Aufenthalt ſeiner Kindheit. Als er ſeine Gränzen verließ, war es ihm, wie dem verſchlagenen Schiffbrüchigen, der aus zertrümmerten Brettern einen Kahn zuſammenſetzt und ſich bebend dem weiten, unbekannten Ocean überläßt. Suleima und ſeine treuen Vaſallen begleiteten ihn bis zur Sonne Untergang, dann riefen ſie ihm ihren letzten Segen nach.

Zweites Buch.

1.

Von Raphael an Suleima.

— Hier bin ich nun, mein Vater, ohne zu wiſſen, was ich bin, wo ich bin, wie ich bin, an was, an wen ich mich ſchließen, was ich fordern und nicht fordern ſoll, was ich fordern kann und darf. Alle gehen kalt, ernſt, in ſich geſchloſſen an mir vorüber; jeder ſcheint mir ſein Weſen ſo für ſich zu treiben, als ſey er allein in der Welt, und die andern höchſtens nur darum da, um ſeine Geſchäfte befördern zu helfen. Sind denn dieſe Menſchen nicht aus dem Stoffe geſchaffen, woraus wir es ſind? Ich ſeh' ihr Herz weder in ihren Blicken, Geberden, noch Worten. Sie kommen mir vor, als ſeyen ſie untereinander eins geworden, das nie zu zeigen, was uns zu Menſchen macht. Nur dann zeigen ſie es, aber auf eine für mich fürchterliche und empörende Art, wenn Verluſt, Begierde oder vermeinte Beleidigung ihre Leidenſchaften reizen. Um mich, der ich ganz außer dem Kreiſe ihres Wirkens herum zu wandeln ſcheine, kümmert ſich keiner; doch was red' ich von mir, der ich ihre Sprache nicht rede, nicht verſtehe, wohl nie verſtehen werde? Was ſoll ich nun beginnen in dieſem Gewirre, in dieſem Labyrinthe,

wo nur Gewinn, Habsucht und Ehrgeiz die leitenden Fäden darzureichen scheinen. Ich fürchte mich wahrlich nicht vor denen, die in diesem verworrenen Labyrinthe herumirren; aber ich fürchte mich, mit fortgezogen zu werden, ohne den Ausgang wieder finden zu können. Warum mußte ich den Tempel der Ruhe, der kindlichen Liebe, den Ort verlassen, der die Gebeine meiner Eltern umschließt? Warum mich an einen Ort begeben, wo die Bosheit, die Gewalt der Menschen die Edlen so schrecklich verfolgte, daß sie entflieben, dem Licht der Sonne sich entziehen mußten, um sich vor ihren Verfolgern zu verbergen? Werd' ich ihnen entgehen? Werden sie mich nicht überfallen, wie die Hunde ein junges Reh, das die Neugierde aus dem mütterlichen sichern Busche hervorgelockt hat? Du hast es gewollt, und mein Vater hat es gewollt; aber was soll ich hier? Ich bin aufgewachsen in dem Tempel reiner Götter, welchem der mit Verbrechen und Laster Befleckte nie zu nahen wagte, den die Einsamkeit, die Stille schützten. Nie hat mein Aug' kalte, untheilnehmende Gesichter, die nur wilde Begierden und eigennützige Leidenschaften bewegen können, gesehen, wie ich sie nun um mich sehe. Ich saß zu den Füßen meines Vaters, lauschte auf seine Lehren, seine sanften Worte der Liebe. Wohlthun war sein Geschäft, mich daran zu ergötzen das meine. Nun hör' ich Tumult, Getös, Klagen der Elenden, deren der kalte Reiche nicht achtet. Ich verließ meine dunkeln Wälder, welche die Seele mit erhabenen Gedanken erfüllen; den Strom, der an unsern Felsen hinfließt; die grauen Mauern meines Schlosses, auf denen die Zeit gedankenvoll zu ruhen scheint;

die umſchattete Moſchee, die mein heiligſtes Geheimniß in ſich ſchließt, um mich in einer finſtern Stadt einzuſperren, wo ſich die Menſchen verſammelt zu haben ſcheinen, um einen feigen, ränkevollen Krieg gegen einander zu führen; wo keiner gewinnen kann, als wenn der andere verliert, wo Tauſende im Staube und Elend ſchmachten müſſen, damit einer von ihnen groß, reich und mächtig werde. Die ſtolzen Paläſte erheben ſich gegen die Wolken, ragen über den Hütten hervor, wie Wohnungen falſcher Götzen, die knechtiſche Furcht, blinder Wahn gebaut haben und unterhalten. Das Thor öffnet ſich, heraus ſpringen die üppigen Pferde des Reichen, der Wagen raſſelt, in welchem der Mächtige ſich bläht, alles flieht, um ſich zu retten, als fahre Jupiter auf ſeinem Donnerwagen einher. Hier hör' ich das Gelag eines Freudenmahls, die wirbelnde Muſik eines Balls; dort das Geheul der Verunglückten. Alles iſt hier ſchneidender, empörender Kontraſt. Ich habe es erwartet, und mein Vater hat mich davon unterrichtet; doch kann mich dieß, konnte es ihn mit dem Anblick verſühnen? Wohl fühle ich, daß die Gewohnheit mein Gefühl abſtumpfen muß, bevor ich dieß ohne Pein, wenigſtens ohne Aeußerung des Eindrucks auf mich anſehen kann. Sieh, dieß hab' ich eingetauſcht für meine Ruhe, meine Felſen, meine von der Sonne vergoldeten Morgen und Abende. Was ſoll ich nun hier? Sagte nicht mein Vater, ſagteſt nicht du: daß Herrſchſucht und Ehrbegierde die Netze ſeyen, worin ſich der freie Menſch ſelbſt fängt und ſeine Rechte verliert? Soll auch ich mich verſtricken laſſen, damit einige in Madrid erfahren, es lebe ein Sohn meines

unglücklichen Vaters; damit Tausende meinen Namen nennen, um ihn aus Haß und Neid zu verwünschen? Auf dem Punkte, worauf ich mich befinde, will ich unerschüttert stehen bleiben, bis ich sehe, daß ich mein Streben und Wünschen befriedigen kann, ohne daß es auf Kosten Anderer geschehe? Kann dieß geschehen? Doch du sagst, ich soll thätig seyn und meinen Werth zeigen — durch Thaten zeigen! So soll ich denn gerecht, wahr und bescheiden seyn — dem Unglücklichen beistehen, dem Schwachen meine Kraft leihen, dem Verstummten meine Zunge, dem Verzagten meinen Muth — soll beschützen und vertheidigen den Niedergedrückten gegen den Gewaltigen — o, des herrlichen, erhabenen Berufs, wie erhebt er meine Seele! Doch — nein, ich bin zu jung, um zu richten; laß mich durch stilles Wirken in verborgenen Winkeln, durch gute Thaten ein Schlachtopfer dem bösen Genius meines Vaterlands entreißen, und ich beneide Alexandern seine Siege nicht. Auch willst du, ich soll hier meinen Geist weiter entwickeln, meine Kenntniß ausbreiten, tiefer in den Menschen und die Wissenschaften dringen. Suleima, mein Vater warnte mich vor den letzten, und rieth mir, nie die Büchse der Pandora zu öffnen, die so viel Weh über die Söhne der Erde ausschüttet. Mir bleibe sie verschlossen. Aber vorwärts im Leben will ich gehen und mit festem, sicherm Schritt, ohne Rücksicht auf mich.

Ich habe einige von jenen Priestern gesehen, die ihrem Gott zu Ehren ihre Brüder heimlich martern und vor dem Angesicht des Volks verbrennen. Auch bin ich zufällig an dem fürchterlichen Gebäude vorübergegangen, wo Mord und

Wahnsinn thronen. Das Schicksal meines Vaters schauderte durch mein Herz. Meine Haare richteten sich auf meinem Haupte empor, mein Blut erstarrte. Lieber will ich in den Schlund des Orkus blicken. Gehüllt in meinen Mantel eilt' ich vorüber, und fühlte mich erst in Sicherheit, als ich in mein einsames Zimmer trat. O mein Vater, daß ich das Ungeheuer ausspürte, das dich dieser Höhle des Mords überliefert hat!

— Lebe wohl, und genieße der Ruhe! Stehe mir bei mit deinem Rath. Hüte die heilige Stätte, ich habe nur einen Wunsch — sie bald zu betreten, und so, wie ich sie verlassen habe. In dem Augenblick, da ich dir schreibe, erleuchtet sie der blasse Schein des Monds. — Warum hab' ich den Ort verlassen, wo die Geister der Edlen schweben? Wo ich ihnen nah' war, sie zu vernehmen glaubte, sie vernahm. In diesem wilden Gewühle vernehm' ich sie nicht; sie sind von mir gewichen, da ich die Stadt betrat, wo sich ihr Unglück entspann, wo vielleicht schon jetzt das Schicksal den Faden zu dem meinigen im Dunkeln webt.

2.

Von Raphael an Suleima.

Noch immer wandere ich hier herum, als gehörte ich zu einer andern Welt. Mein Geist, an Ruhe und Einfalt gewöhnt, kann sich in dieses Gewirre nicht finden. Die Menge der Gedanken und Empfindungen, die aus meinen Betrachtungen über diese Erscheinungen entspringen, erdrücken mich,

weil ich sie nicht zum Einverständniß bringen kann. Gehört diese empörende Unordnung zum Gang der Gesellschaft, da sie ihr zum Trotz besteht und immer vorwärts geht? Eben so ging mir's in dem Schauspiel, das ich einigemal besuchte. Alles freute sich, klatschte, lachte und genoß um mich; nur ich konnte keinen Theil daran nehmen, saß betäubt und betroffen unter der Menge. Ich trat in das Schauspielhaus, die Phantasie voll von dem griechischen Schauspiel, das durch seine Einfachheit, seinen edlen Zweck, durch die großen vaterländischen Gesinnungen, das Schicksal edler Helden mein Herz emporhob und meinen Geist beschäftigte. Hier sah ich ein wildes Gemische von Priestern, Narren, Königen, Soldaten, Hofleuten, die wechselweis auftraten, einen Schwall von Unsinn, Galanterie hersagten, ohne daß ich Zweck und Verbindung des Ganzen wahrnehmen konnte. Heilige Dinge waren mit Frevel untermischt, Unsittlichkeit, Schwelgerei mit steifem Ernst, edle Gesinnungen mit Plattheiten, und ein Narr und ein Priester waren die Haupthelden des Stücks. Wahrlich man hat die Gedanken dieser Menschen in einen sehr engen Kreis einzuschränken gewußt, und ich nehme bei ihren Vergnügungen wahr, warum mich ihr Leben so wenig interessirt. Was ist das für ein Volk, welches das Recht aufgegeben hat, über die Art, wie es beherrscht wird, zu denken, zu reden und zu rathschlagen? Dem man Religion und Staatsverfassung aufgelegt hat, wie das eiserne Joch des gewaltigen Schicksals, und das seine drückende Last nicht mehr zu fühlen scheint. Sey ruhig, Suleima, ich werde mich schon in dem wilden Strome des Lebens zu finden und zu erhalten lernen; schon

merke ich, daß sein Gebrause mehr den Zuschauer ängstigt, als den, der mit ihm dahin schwimmt; denn dieser vernimmt sein Sausen nicht eher, als wenn er an der Klippe zerschmettert hängt. Doch der Kampf gibt Muth, gewährt Lohn im Streben, und der Zuschauer allein erbleicht bei der Gefahr des Wagehalses. Dieses bemerkte ich gestern bei dem Stiergefecht, wo alle für einen blühenden, jungen Edelmann zitterten, während er bei der drohenden Wuth seines gefährlichen, brüllenden Gegners lächelte. Ein Schrei entfuhr der Menge, als das Thier gegen ihn sprang, nur er, gewurzelt im Sattel, sah mit kaltem, forschendem Blick nach ihm. Ich hätte an seiner Stelle seyn mögen, ob ich gleich nicht sagen kann, daß mir das Spiel so edel vorkommt, als meinen Landsleuten; aber warum ich an seiner Stelle hätte seyn mögen, will ich dir, dem ich nichts verschweige, ohne Rückhalt gestehen. Es war der Lohn eines Blicks von einer jungen Dame, den ich gern mit größerer Gefahr erkauft hätte. Meine Phantasie ist in Bewegung bei der lebhaften Erinnerung ihrer Gestalt, und gerne würd' ich ihr zu Willen seyn, dir gern die Schönheit der Jungfrau durch die reizenden Bilder, die vor mir schweben, zu beschreiben suchen; aber keines entspricht der Empfindung. Sein Lohn war ein hohes, sanftes Lächeln des Beifalls. Er führte sie am Ende des Gefechts mit einer Matrone, die ihre Mutter zu seyn scheint, vom Gerüste herunter. Ich hörte ihre Stimme — der sanfte harmonische Klang zog mich nach, bis zu ihrem Wagen, wo ich stehen blieb, um sie einsteigen zu sehen. Meine Augen folgten ihren Bewegungen und huldigten der Macht ihrer

Schönheit. Sie blickte zufällig auf mich — und eine heiße Glut durchrann mein Blut. Sie sah mit einigem Ernste auf mich — ich wünschte zu verschwinden, denn gehen konnte ich nicht. Sie rief den Edelmann, sagte ihm einige Worte, und ihr Blick begegnete dem meinen über seinem Federbusch. Nach ihrer Abfahrt stand ich noch lange unter dem Volke, bis der Haufe mich mit fortriß. Einige Tage darauf sah ich sie mit ihrer Duena in der Kirche der Jesuiten. Sie ging an mir vorüber, ihr Schleier war etwas gehoben. Ich fühlte dieselbe Glut, dieselbe Leblosigkeit. Mein Betragen schien ein feines, zufriedenes Lächeln um ihren Mund zu veranlassen; ich dankte ihr in meinem Innern dafür. Nun wirft dieses Lächeln ein sanftes Licht auf meine Wanderungen und dient mir zu einem Leitstern auf diesem wilden Meere. Auch sehe ich seit dieser Zeit die Weiber mit mehrerer Theilnahme an; aber noch habe ich weiter keine gesehen, deren Gegenwart mir so wohlthätig gewesen wäre. Du wirst nun meiner spotten? Auch das — hab' ich doch den Lohn davon getragen, und kann zu Zeiten heiter über Madrid hinblicken.

Ich gehe oft in die Vorzimmer der Großen, um wenigstens die Männer von Angesicht zu sehen, die Spaniens Glück in den Händen haben. Auch besuchte ich meinen Vetter Don Alvaro, der durch seine Reichthümer, seine Stelle am Hofe ein großes, bedeutendes Haus ausmacht, wie man hier zu sprechen pflegt.

Du magst aus Folgendem schließen, ob mich seine Bekanntschaft sehr erfreuen kann. Er empfing mich mit vielem Wortgepränge, betrachtete mich genau und sagte mir viele

Schmeicheleien über mein Aeußeres, vermuthlich in der Hoffnung, ich sollt' ihm den Dank in gleicher Münze abtragen. Aber mir fielen hier die Worte Pindars ein, die mir mein Vater so oft sagte: strebe, daß man von dir sage: „schön war sein Anblick und seine Thaten schändeten seine Gestalt nicht." Da nun die meinigen meine Gestalt zwar nicht schänden, aber auch noch nicht empfehlen können und ich von den seinen gar nichts wußte, so schwieg ich still. Doch wollt' er den Stummen zum Reden bringen und war sehr verschwenderisch mit Versicherungen von Freundschaft, ließ sich sehr angelegen seyn, mir die Wege vorzuzeichnen, die ich unter seiner Leitung gehen müßte, um bald das zu werden, wozu mich mein Name und Stand berechtigten. Ich sagte ihm grad heraus, daß ich mir keines solchen Rechts bewußt wäre, daß, wenn es ein solches wirklich gäbe, es mir sehr zweideutig vorkäme, und sprach ohne allen Rückhalt, im Tone meiner Empfindungen. Er sah mich lange so an, wie man einen Menschen ansieht, der eine wild-fremde Sprache spricht, den man nicht versteht und doch gern verstehen möchte. Nach diesem Schweigen, welches seine Blicke des Mitleids und Bedauerns bedeutend machten, sagte er endlich: „Don Raphael, ich sehe Eure Erziehung ist vernachlässigt und daran ist der Eigensinn Eures Vaters Schuld. Er verließ Madrid, um mit dem maurischen Gesindel auf dem Lande zu leben. Doch fasset Muth, noch ist nicht alles verloren und er starb wahrlich zu rechter Zeit für Euch. Wir wollen schon nach und nach das Rauhe abzuschleifen suchen, in das er Euch gehüllt hat."

Mein Herz fühlte einen Grimm bei diesen frechen Worten, den ich an mir nicht kannte. Ich füllte sein Zimmer mit einer Stimme, daß es um ihn wie ein Sturm ertönte und er zusammen fuhr. Wie? meinen edlen Vater lästern hören? Von seinen Anverwandten im Grabe lästern hören, nachdem ihn die Bosheit der Menschen des Lichts, des Glücks des Lebens beraubt hat, davon der Lästrer wenigstens den Hauptumstand wußte, wenn ihm auch unbekannt war, wie es geschehen? Und nun seinem Vater so nachzuschwatzen, ohne den meinen gekannt zu haben? Den Werth meines Lebens so anzutasten? — Ich ergriff die Thür, er eilte mir nach, suchte das Gesagte zu entschuldigen, mit Eifer für mein Bestes zuzudecken, nannte mich Sohn der Natur und that sein Möglichstes, mich durch Schmeicheleien über meine edlen Gesinnungen, wie er sie nun nannte, zu besänftigen. Es gelang ihm schlecht, er ward mir nur verächtlich; seine Miene gab mir die Verachtung reichlich zurück, und so blieben wir gegen einander stehen. Abermals trat er in Berathschlagungen mit mir über das, was ich zu beginnen dächte. Beginnen? Don Alvaro, erwiederte ich — Nichts! Und was sucht Ihr denn in Madrid? — Vielleicht, Don Alvaro, um zu sehen, wie Leute, wie Ihr, beginnen und bei dem Zuschauen Eures Beginnens mich von dem Eifer des Beginnens zu heilen. Er schüttelte den Kopf, und schien mich als einen Felsen anzustarren, auf den man nicht schlägt, ohne daß die Hand es fühlt. Wir sahen einander wieder an. Endlich wollte er mich dem Könige vorstellen, dem, wie er meinte, auch das gefallen könnte. Ich erbebte bei diesem Namen; er legte den Eindruck anders aus

und sagte mit der Miene eines Mannes, der mit den Schrecken der Majestät vertraut ist: „fürchtet nichts, Philipp der Dritte ist sanfter wie sein Vater.“ Ich ward noch finstrer und ließ ihn nicht in seinem Irrthum; da aber nun einmal etwas geschehen muß, so laß ihn mich zu dem Manne führen, dem das Schicksal so vieler Millionen anvertraut ist. Und wo soll ich den Mann, den ich suche, anders finden, als in der Gesellschaft eines Königs? Da ich in dieses willigte, so machte er mir bald mehr Vorschläge, nannte mir seine mächtigen Freunde alle, sprach von dem Vermögen, das er hätte, mich schnell hinauf zu bringen und legte immer das Gewicht auf das, daß ein Mann, der mit ihm verwandt sey und seinen Namen führe, nicht wie ein unbedeutender Edelmann in Madrid leben müsse. Ist es darum, dacht' ich bei mir, nun wahrlich, so soll dir der Sohn des Mannes, den du auf Hörensagen im Grabe gelästert hast, keinen Dank schuldig werden. Wir schieden unzufrieden einer mit dem andern. Dieses reizt mich nun nicht sehr, die andern Vettern aufzusuchen.

Ich muß dir sagen, mein Vater, daß der Erzbischof von Valencia, in Verbindung mit dem von Toledo einen neuen Verfolgungsplan gegen euch ersonnen hat, vor dessen Erfüllung ich zittre. Noch ist er in Dunkelheit gehüllt. Wenn ich denke, daß der beste, fleißigste Theil Spaniens — seine Ernährer — o Suleima, was wird aus dir, aus meinen unglücklichen Vasallen werden? — Ich sprach an einigen Orten frei und laut darüber; und man wunderte sich über mich. Schweigen und leiden, dieß scheint nun des Spaniers Loos.

An den Himmel hat die freche Hand des Priesters die Kette befestigt, woran Spanien gefesselt ist? Wer wagt sie zu schütteln? Könnt' ich sie herunterziehen, ich wagte es und wenn sie mich auch zerschmetterte.

3.

Suleima an Don Raphael.

— Deine zwei Briefe, Geliebter, habe ich erhalten. Ihr Inhalt ist gerade so, wie ich ihn erwartet habe. Auf ein Herz, wie das deine, mußte der erste Anblick des menschlichen Lebens einen solchen Eindruck machen; doch ich hoffe, bald wird dir dein Verstand einen Faden in diesem Labyrinthe, wie du es nennst, darreichen. Du hast bisher in dem goldnen, von deinen Dichtern besungnen Zeitalter, unter der Leitung deiner unschuldigen Empfindungen, getrennt von allen fremden Verhältnissen, gelebt und befindest dich nun plötzlich in dem erkünstelten Zustand der Gesellschaft, wo keiner mehr Herr seines Herzens und seines Glücks ist; wo man die edelsten Vorzüge des Menschen, Freiheit nnd Unabhängigkeit, für Gegenstände des Ehrgeizes, der Gewinnsucht und noch mehr des Wahns verkauft. Freilich erkauft sich da das Glück eines Einzigen nur durch das Unglück Vieler; aber das erlittne Unglück oder Unrecht treibt darum diese Vielen an, durch Industrie und Fleiß einen Theil des Geraubten wiederum an sich zu reißen und so befördern dieser Raub von der einen Seite und die Anstrengung von der andern den Gang der verwickelten Maschine. Noth und Bedürfniß machen jeden

zum Mittelpunkt des Ganzen, jeden dünkt, alles drehe sich nur um seinen Punkt und die ganze Masse der Menschen, die du siehst, wirbelt in unendlichen Kreisen, die ein einziger in seinem ungeheuren Bezirk einfaßt. Eben sowohl mußt du nun dem Thier seinen aufgezwungenen Instinkt zum Vorwurf machen, wenn du den Menschen tadeln willst, daß er seinen Bedürfnissen, den Befriedigungen seiner Leidenschaften nachgeht, deren Aeußerungen, so auffallend und empörend sie auch im Einzelnen seyn mögen, doch einen so großen Zweck erfüllen; nämlich Millionen stolzer, habsüchtiger, unruhiger, von Wahn-, Eigen- und Selbstsucht getriebner Geschöpfe in einem Punkt so zu vereinigen, daß ihre Sicherheit und ihr Daseyn auf dem Spiel steht, sobald sie sich von diesem festen Punkt entfernen. Dieses ist die eiserne Nothwendigkeit, die auf ihrem Nacken liegt, über welche jeder klagt und die doch jeder trägt. Wenn das Herz des Weisen auch bei den schneidenden Kontrasten leidet, so muß es der Verstand durch die Betrachtung des erhabenen Schauspiels, das die vereinten Kräfte so vieler ungleicher Wesen hervorbringen, zu heilen streben. Das Schauspiel, das die Spanier gegenwärtig aufführen, ist nun freilich so erhaben nicht. Woran es liegt, das sagen deine Briefe an mehreren Stellen. Dieses anzusehen und die aufwallende Jugendkraft zurückzuhalten, ist freilich hart; aber wenn Spanien keine Heroen und Halbgötter ertragen kann, die wie dein Theseus und Jupiters berühmter Sohn die schädlichen Ungeheuer erwürgten, so braucht es um so mehr gute, bescheidne Menschen, die leise seine Gebrechen zu heilen oder wenigstens denen, die dadurch leiden, so viel sie können,

zu helfen suchen. So dachte dein edler Vater und er fand unter der härtesten Verfolgung, dem bittersten Leiden Trost in diesen Gedanken. Mein Sohn, ich vermag nicht die Zweifel, die dir auf deinem Wege aufstoßen, aufzulösen, verhüllt sind uns Ursache, Mittel und Zweck; und nichts kann diesen Zweifeln ihr Gift nehmen, als Güte des Herzens, Wohlwollen und Erinnerung guter Thaten. Ich lernte von deinem Vater und meine eigne Erfahrung hat seine Lehre bestätigt: daß Nachsinnen über unfaßliche Dinge unsre Begriffe über die faßlichen selbst verwirrt; daß es uns in Unthätigkeit versenkt, um den Gebrauch unserer Kräfte bringt, bis Reue, Eckel und Mißbehagen uns als traurige Gefährten übrig bleiben. Unser Prophet, der so viel Großes that, so viel Erhabenes sagte, löste das Räthsel mit einem Worte: Verhängniß! Dieses Symbol drückte er dem Geiste seiner Schüler auf, wollte lieber, daß der Mensch da dunkel fühlen möchte, wo es ihm hell zu sehen nie gelingen kann. Aber er gesellte ihm die Vergeltung zu und sagte: thue Gutes, sammle in Zeiten eine reiche Ernte guter Thaten und denke, daß du nur dadurch dem strengen Richter- und Rächeramt entgehst. Nie werde dein Loos, den Verstand auf Kosten des Herzens zu erweitern; aber hüte dich, bloß empfinden zu wollen.

Wenn der Mensch — doch bei dem Propheten, ich will ihn weder anklagen, noch über ihn murren, so lange mir die Natur lächelt und ich zu meinem Glücke etwas durch das Glück eines andern beitragen kann. Hüte dich vor einer in schimmernde Wolken gehüllten Chimäre von Tugend. Es geht denen, die ihr nachjagen, wie dem Ritter von Mancha, den

uns vor kurzem der geistvolle Cervantes geschildert hat, der durch die Einbildungskraft verliebt ist, ohne daß sein Herz die Liebe fühlt. Mit Verstand, Weisheit und Stärke, zu rechter Zeit und im richtigen Verhältniß gerecht und tugendhaft zu seyn, ist nicht so leicht, als daß unser schnell aufglühendes Herz, unsre rasche Einbildungskraft allein dazu hinreichend wären. Doch warum red' ich zu dem von Tugend und Gerechtigkeit, dessen Lippen sie niemals aussprechen, weil sie so rein in seinem Herzen wohnen. Wenn du einst davon reden wirst, so ist der Kampf vorüber. Der Krieger, der viel von seinen Waffen spricht, macht seinen Arm und Muth verdächtig. Wenn er nicht mehr zu Felde ziehen kann, so mag er sagen: seht, dieß ist ein gutes Schwert, es half mir hier und dort — hieb kräftig ein — drang oft durch den Stahl des Feindes und doch entstellt es keine Scharte. Dein Vater übergab dir das seine, als er verschied, und es ist in starken Händen.

Ich glaube, daß ich mehr von der Jungfrau bei dem Stiergefechte hören werde, wünschen kann ich es nicht. Hüte dich vor dieser Leidenschaft, sie ergreift selten unser Herz ohne alle unsre übrigen Kräfte zu verschlingen; ist um so gefährlicher, weil sie in dem Augenblick, da sie diese alle auf einen einzigen Gegenstand einschränkt, uns vorspiegelt, nur er sey unsers Strebens werth. Erfahrung und Mißlingen zerreißen wohl oft das Netz der Ehr- und Herrschsucht; aber was zerreißt das Netz der Liebe? O Raphael, verkaufe deine Freiheit nicht, bevor du ihren Werth hast schätzen lernen.

Ich möchte dich küssen und schelten wegen des Vorfalls mit deinem Vetter. Wie, mein sanfter, gefälliger Raphael,

deſſen Lippen nie ein hartes Wort entfiel, auf einmal ſo raſch und ſtörriſch? Doch auch dieß hab' ich erwartet, da deine Güte in deiner Stärke liegt. Sohn der Natur (laß mich dich ſo nennen, obgleich dein Vetter dieſes ſchöne Wort ohne Sinn brauchte, denn für mich hat es einen tiefen), ahme dieſer deiner Mutter nicht in ihren Stürmen nach; oder bedenke wenigſtens, daß ſie nur im Orkan daher brauſt, wenn ſie das Meer bewegen, Eichen zerſplittern und Erdſtriche erſchüttern will. Der Mann, dem du zürnſt, muß deines Zorns werth ſeyn. Was ſind dem Höfling von trocknem Herzen, zuſammengezogenen Fibern deine Empfindungen? Nie iſt der Menſch in ihm erwacht, nie hat er ſein wahres Seyn geahnet, und du zeigſt ihn ihm ſo plötzlich in ſeiner ganzen Urkraft, ſeiner ganzen Würde. Deine ſtrenge Ahndung hat er verdient, aber nicht deinen Zorn. Höre ſeine Vorſchläge geduldig an, befolge die, welche dir nützlich ſeyn können, wodurch du andern nützen kannſt. Erwarte, daß der Mann, deſſen einzige Gottheit der Wahn iſt, keinen Schritt für ſich, für dich machen wird, ohne ihm dadurch zu opfern. Warum ſollteſt du dich nicht dem Könige vorſtellen laſſen? Es iſt nun einmal ſo, daß das Loos der Völker von einem einzigen abhängen muß, er ſey ſchwach oder ſtark, klug oder thöricht. Wenigſtens kann es dir dazu dienen, in ihm und denen, die ihn umgeben, die nähere Urſache mit eigenen Augen zu ſehen, warum Spanien ſo plötzlich und raſch abwärts geht.

Der Trübſinn, den deine Nachſchrift meinem Geiſt mittheilte, verließ mich nicht, während ich dir ſchrieb. Sollte es den Biſchöfen gelingen, das ich nur zu ſehr befürchte, was

wird aus uns werden? Ist ihre Wuth noch nicht gesättigt? Haben sie uns nicht gezwungen, ihnen das aufzuopfern, was dem Menschen das Heiligste ist? Mußten wir nicht zu Heuchlern werden; mit unsern Lippen den Gott unserer Väter abschwören? Dieß alles thaten wir um des Bodens willen, worauf wir geboren sind, den wir bearbeiten, um sie zu ernähren. Wollen sie den Wahnsinn so weit treiben, die zu verjagen, die sie ernähren, die sie kleiden, durch die sie alle Gemächlichkeiten des Lebens erhalten? Leben wir nicht still? Zwingen wir nicht unsre christlichen Nachbarn zum Geständnisse, daß wir reiner in Sitten, rechtschaffener im Wandel des Lebens sind, als sie? Ruhig sehen wir sie in dem Besitze der Größe, der Macht; ertragen in Geduld ihren Hohn, ihre Verachtung, selbst ihre Verbrechen gegen uns. Sie genießen die Früchte unsers Fleißes, und wir verlangen nichts als Schutz auf dem Flecken Erde, den wir bebauen, für die Hütte, die das Getös unsrer Werkzeuge erfüllt. Mein Sohn, stelle dich ihrem Unsinn nicht entgegen, du kannst uns nicht retten. Die Bosheit der Priester, die Thorheit der Großen ist gegen uns, was vermag deine Stimme gegen die Stimmen Tausender? Wir schweigen, ich schweige, der ich so schrecklich von der Wuth der Christen schon in den frühen Jahren der Kindheit gelitten habe.

Als man dem König den grausamen Befehl entlockte, die Mauren, die sich nicht zur christlichen Religion bekennen wollten, auf die Galeeren und in die Minen Amerika's zu schicken, überfielen sie uns in unsern Hütten. Sie ergriffen meinen Vater, meinen Bruder. Ich sah sie, die Abkömmlinge des großen Almansors, gebunden. Keine Mißhandlung, keine

Drohung erzwangen ein Wort von meinem Vater. Nur einen Seufzer hört' ich, nur einen Blick zum Himmel bemerkt' ich, als sie ihn von meinem Bruder rissen. Mein Bruder flehte kniend, ihn nicht von dem Vater zu trennen — umsonst; es waren Priester, die ihr Schicksal bestimmten. Meinen Vater verdammten sie zu den Galeeren, meinen Bruder zur Arbeit in den Minen. Ich war ein Knabe von zehn Jahren, lief heulend neben der Menge der Gebundenen her, unter welchen mein Vater war, dem man mir nun nicht mehr zu nahen erlauben wollte. Ihre Schläge konnten mich nicht von ihm entfernen; ich hing mich an seinen Arm, umfaßte fest seine Kette, bis einer der grausamen Führer mich mit seinem Gewehr vor den Kopf schlug, und mich zur Erde niederstreckte. O mein Vater, in diesem Zustand sahst du zum letztenmal deinen Sohn! — Ich erwachte in dem Zimmer, worin ich dir nun schreibe. Dein Vater, der damals in deinen Jahren war, ritt mit einigen Dienern herum, um den unglücklichen Verlaßnen beizustehen; ihn erblickt' ich bei meinem Erwachen, er ward mein Arzt, mein Vater — trocknete meine Thränen, stillte meine Klagen —

Und wenn nun abermals die Verfolgung losbricht, was sollen wir thun? Wir bergen uns unter den dunkeln Schild des Propheten; ihn hat das Verhängniß geschmiedet und auf seine Wölbung die rächende Vergeltung gebildet!

4.

Don Raphael an Suleima.

— Der letzte Theil deines Briefs, Suleima, hat meine Seele so erschüttert, daß deine sanften Lehren und

Vermahnungen lange keinen Eingang in mein Herz finden konnten. Wohl kannst du von der Wuth der Christen reden, die, wie ich fürchte, euch bald neuen Jammer zubereiten wird. Doch hoff' ich, der Adel wird, wenn auch nicht aus Menschheit, wenigstens aus Eigennutz, mit allen Kräften dem Vorhaben entgegen arbeiten, das die Priester zu Spaniens Verderben ersonnen haben. Ob es ihnen gelingen wird? Suleima, die Furcht vor geist- und weltlicher Gewalt hat hier der Hand des Todes vorgegriffen. Um mich wandeln Leichen, die sich von den wirklichen Todten durch nichts unterscheiden, als die Unruhe, womit sie sich und andere plagen.

Deutlich sehe ich, daß die Großen die Menschen geradezu für nichts mehr halten, als wozu sie dieselben gemacht haben; daß sie fruchtlos die ganze Masse wie den Einzelnen drücken und keine Ahnung mehr davon haben, was der Mißbrauchte und Niedergetretne wohl seyn und werden könnte, wenn er sich seines natürlichen Werths und Rechts erinnerte. Nie soll dein Raphael zu diesen Würgern gezählt werden. Nie will ich sie thöricht zum Kampfe herausfordern; aber auf der Stelle, die mir mein angestammter Sinn anweist, will ich mich erhalten, es treffe mich, was da wolle, und weder der röthliche Fuchs, wie Pindar spricht, noch der fürchterlich brüllende Löwe, sollen meinen angebornen Sinn umändern können. — Viele Zeilen deines Briefs haben mich gerührt, viele überzeugt, auch halten mich einige deiner Vermahnungen von gefährlichem Nachsinnen ab. Ich selbst fühle, wohin es mich führen könnte. Nein, ich will das Glück meines Herzens nicht um dunkler Träume willen zerstören; doch, du

sprichst mir von Thaten zum Besten der Menschen? Was kann ich für sie thun? Wenn ich etwas von meinem Ueberflusse mit diesem oder jenem Verunglückten theile, was thu' ich da, als daß ich meinen Ueberfluß gegen eine Thräne des Danks vertausche, die mein Herz erwärmt! habe nicht ich einen reinern Genuß dabei, als er, der Dankende? Nur derjenige, der mit Nachdruck die Hand an die Wurzel des Verderbens und Unglücks legen kann und darf, der mag seine Handlung mit dem Wort That stempeln. Und wer kann, wer darf dieß? Seh' ich nicht bei jedem raschen Ausdruck Gesichter erbleichen, die noch die Spur der erlittenen Schmach auf der Stirne tragen? Verweht ist die Blüthe der Menschheit; das edle Geschöpf erbebt vor seinem wahren ursprünglichen Bilde, und flieht den von der Wahrheit vorgehaltenen Spiegel wie gefährliche Gaukelei eines Beschwörers. Ich will sie beklagen und ertragen lernen, will mich in meinen Sinn, die Poesie meiner Seele zurück ziehen, nur verlange nicht, daß ich mich um Vortheile, die ich verachte, an ihren Sinn anschließen soll. Müßte nicht der Einzelne, wollte er auch etwas zum Besten anderer unternehmen, wenn nicht von Betrug, doch wenigstens von Heuchelei ausgehen? Darf er seinen Zweck laut werden lassen? Muß er die Menschen nicht wie Kinder, Thoren oder Böswichter behandeln, und wer steht uns dafür, daß uns dieses Spiel durch öfteres Gelingen nicht endlich gefalle? Spotte meiner, daß ich so entscheidend über Dinge spreche, wozu kaum das reife Alter berechtigt. Gern will ich der Erfahrung danken, wenn sie mich eines Bessern belehrt; aber meine Schätze will ich nicht

für Wahn umsetzen. Wie die Jungfrauen der Vesta das ihnen anvertraute heilige Feuer bewacht haben, will ich die Empfindungen bewahren, die mein Vater früh in meinen Busen gelegt hat. In dem blühenden Schooße der Natur, unter den Flügeln der Menschheit, unter dem Lichte der Wahrheit wuchs ich auf, und diese sollen meine Götter seyn und bleiben. Die Züge, welche mein Vater in der Begeisterung des letzten erhabnen Augenblicks seines Lebens auf meinem Angesicht sah und mit erkalteter Hand berührte, sollen weder von Verstellung verfälscht, noch durch unreine Begierden verwildert werden. Rein, wie sein Geist mein Bild in die blühenden Gefilde der Unsterblichen mitnahm, soll es bleiben; er soll mich beim ersten Blick erkennen, wenn ich mich ihm nachschwinge und ihn in dem Kreise der Edeln aufsuche! Vor Thorheit und Kühnheit will ich mich hüten, oder die begangenen wenigstens gleich bekennen. Hier hast du einen Beweis davon. Sollte sie indessen der Zufall alle so glücklich lenken, so steh' ich dir für nichts. Ich sagte dir in meinem Vorigen, wie ich unbekannt den Großen meine Besuche machte; das will sagen, ich halte mich unter dem Gedränge in ihren Vorzimmern auf, wo mir's nie an Stoff zu ärgerlichen und traurigen Betrachtungen gebricht. Unter andern geh' ich öfters zu dem Kriegsminister Don Antonio ***. Suleima, als ich ihn zum erstenmal aus seinem innern Zimmer in den Vorsaal treten sah, durchdrang mich eine Empfindung, wie ich nie gefühlt habe; es war Empörung, es war Haß. Ich blickte nach ihm, der Eindruck verminderte sich nicht. Ich mußte mir Gewalt anthun, das Gesicht dieses

Mannes genauer zu betrachten. Kälte und Verachtung ausgenommen, die mir an den Großen nichts Neues ist, entdeckte ich nichts Besonderes in ihm. Nun lächelte er, ich erinnerte mich plötzlich, daß er bei seinem Eintritt ebenso gelächelt hatte, und dieses Lächeln ist der Verräther dieses Mannes. Nur der Tiger kann seine Zufriedenheit so ausdrücken, wenn er dem zappelnden Raub das Blut aussaugt. Ich ging und doch kehrte ich wieder, als triebe mich das Schicksal zu ihm. Sein Bild verfolgte mich, sah mir bei dem Einschlummern über die Schulter, und doch kehrte ich wieder. Eines Morgens stand ich nahe bei der Thüre, aus welcher er zu treten pflegt. Ein Mann von gutem Aeußern nahte ihm, bat ihn um eine Stelle bei dem Kriegswesen, und ein Brief von einem Großen unterstützte seine Bitte. Don Antonio sagte sie ihm in Betracht seiner Empfehlung mit seinem Tigerlächeln zu. Dieser ging mit freudiger Miene davon. Ein Zweiter wurde ihm von einem Verwandten vorgestellt, der für seinen Klienten um dieselbe Stelle bat; noch wärmere Versicherungen. Ebenso fertigte er noch einige ab.

Tags darauf befand ich mich an der nämlichen Stelle. Es trat ein junger Mann vor ihn, der durch seine Bescheidenheit, sein feines Wesen, durch einen düstern Schimmer von erlittnem Unglück über seinem Angesicht meine Seele an sich zog. Ich horchte auf seine Worte und vernahm, daß er um dieselbe Stelle bat, die schon so vielen zugesichert war. Noch wärmer, als für die Stelle, bat er, er möchte ihn nicht mit falschen Hoffnungen hinhalten, weil sein Glück

davon abhinge, jetzt nicht getäuscht zu werden. Don Antonio *** lächelte, und sagte sie ihm mit aller Gewißheit zu. Der wackre Mann schwebte zwischen Hoffnung und peinigendem Zweifel; die Ungewißheit, das Mißtrauen zitterten schmerzlich auf seinen Lippen; aber er wagte nicht zu reden. Ich fühlte Unwillen, glühende Angst um seinetwillen. Mein Herz pochte, mit Gewalt entfuhr es meinen Lippen: „guter Mann, laßt Euch dieses verführerische Lächeln nicht täuschen. Mit meinen Ohren hab' ich hier gehört, daß Don Antonio *** die Stelle, die Ihr sucht, schon vielen zugesichert hat. Unter Euren Nebenbuhlern befinden sich Leute, die mächtiger empfohlen sind, als Ihr; tretet darum nicht zu sicher auf diesen lockern Grund." —

An der Stille, die ich nach diesen Worten um mich vernahm, merkt' ich erst, was ich gethan hatte. Doch fühlt' ich mich nun kalt und sah um mich, wie ein Mann, der Recht gethan hat und der darum nichts fürchtet. Der Bittende zitterte und sah Don Antonio *** an, als wollte er sagen: verzeihe dem, der so wahrhaft ausdrückte, was ich empfand, und laß es mich Unschuldigen nicht entgelten. Don Antonio *** maß mich mit seinen stieren Augen, fragte mich mit seinem hämischen Lächeln: wer seyd ihr, Sennor? Don Roderiko de Aquillas hieß mein Vater und ich nenne mich Don Raphael de Aquillas. Dieses sprach ich mit dem Tone, der nur dann aus meinem Herzen schallt, wann ich den Edlen nenne. Seine Stirne runzelte sich in Falten, seine dicken grauen Augenbraunen senkten sich noch tiefer in seine stieren Augen. Mich dünkte, der Name mißfiel ihm, um des harten

Verweises willen, den er mir zugedacht hatte. Aber bald verscheuchte sein tigrisches Lächeln die Wolken; er ergriff den Bittenden bei der Hand, führte ihn gegen mich und sagte: dankt dem Don Raphael de Aquillas für die Stelle; darauf rief er einen seiner Sekretäre und befahl ihm die Ausfertigung derselben. Der Schrecken war allgemein und nur jetzt erleichterte sich die gedrückte Brust der Anwesenden durch freies Athemholen. So müssen die Umstehenden beim Hochgericht ihr freudiges Erstaunen äußern, wenn plötzlich das Wort Gnade für den Verurtheilten in ihren Ohren erschallt. O Spanien! Alle blickten auf mich wie ein Wunder; aber noch wagt' es keiner seine Augen gegen Don Antonio *** aufzuschlagen. Er faßte mich an der Hand und leitete mich in seine inneren Zimmer; ich folgte ihm kalt.

Nachdem er einigemal das Zimmer auf- und niedergegangen, wandt' er sich zu mir und fragte mich, ohne des Vorfalls zu gedenken: „lebt Don Roderiko, Euer Vater noch?" — Lebte er, ich würde nicht in Madrid seyn, antwortete ich ihm.

Er schien bestürzt, gerührt: Don Raphael, es war ein edler, trefflicher Mann, ein Spanier von dem alten Schlage. Ich konnte nun offner nach ihm blicken. — Er fuhr fort: ganz Madrid nahm an seinem Unfall Antheil und ob es gleich sehr lange ist, so erinnere ich mich doch genau der allgemeinen Betrübniß, die sein Unglück verursachte. Noch immer ist die Ursache davon ein Geheimniß; aber wer wagt da zu forschen, Don Raphael, wo Verderben der Lohn des Forschers ist!

Es wölkte sich finster vor meiner Stirne. Meine Augen glühten. Er schien mein Gefühl zu verstehen.

Ich habe in Flandern unter dem Regiment Don Roderiko's meine Kriegsdienste angefangen. Oft besuchte ich ihn darauf in Madrid und ich darf sagen, daß ich zu seinen Freunden gehörte, ob er gleich sparsam mit diesem Namen war.

Hier wollte ihm mein Herz widersprechen, ich weiß nicht warum.

Nur noch einige wenige Jahre, Don Raphael, etwas mehr Schatten in dieses blühende Gesicht und ich werde glauben, ihn zu sehen. Daß Ihr ihm von innen gleicht, davon habt Ihr mir eine Probe gegeben, für die ich Euch danke, weil sie mir zu Eurer Bekanntschaft verhalf. Euer Vater war ein Mann, wie man sie zu Philipp des Zweiten Zeiten nicht wohl vertragen konnte.

Ist man nun nachsichtiger geworden? erwiederte ich ganz ernsthaft.

Er lächelte und sein Lächeln tödtete selbst das Gute, das er mir von meinem Vater sagte und das mich eben mit ihm aussöhnen wollte. Ich wandte mich weg; der Mann, der so lächelt, konnte meines Vaters, kann mein Freund nicht seyn. Doch wenn es nun eine zufällige Verzerrung seines Gesichts, eine üble Angewohnheit wäre? Weg mit dem Vorurtheil, den Kern nach seiner Schale zu beurtheilen. Seine Antwort auf meine Frage war übrigens, wie ich sie erwarten konnte.

Die Alten rechneten auch die Klugheit zu unsern Tugenden; die Menschen lassen sich nicht zum Guten stoßen. Sie wollen geleitet und nicht gezwungen seyn. Andre Zeiten, andre Sitten u. s. w.

Ich hatte der Gemeinsprüche genug und wollte schon gehen,

als er wieder meine Hand ergriff und zu mir ſagte: ich habe Verbindlichkeiten gegen Euren Vater, erlaubt mir einen ſchwachen Theil davon ſeinem Sohne abzutragen. Zeigt mir nur den Weg dazu. Was wollt Ihr beginnen?

Das Wort meines Vetters, Suleima! Ich hab's noch nicht erwogen, antwortete ich kurz.

Wir haben Zeit dazu. Indeſſen muß ich Euch meiner Familie vorſtellen, wenn es Euch ſo gefällt. Ihr müßt von nun an mein Haus als das Haus eines Freundes anſehen. Je mehr Ihr mir Gelegenheit verſchafft, Euch zu dienen, je heiterer werdet Ihr mich finden. Der junge Mann muß ſich nicht an dem ernſten Geſicht des Geſchäftsmanns ſtören.

Was iſt das für ein Menſch? dacht' ich. Wie viele Worte zu einem Stummen? Ich folgte ihm.

Er öffnete eine Thür und führte mich in ein Kabinet, worin ſich zwei Frauenzimmer befanden, ſeine Gemahlin und ſeine Tochter. Ich hörte nicht, was er ſagte. — Ich ſtand erſtarrt — denn das Weſen, das nun vor mir ſtand, erſchien mir ſo plötzlich, als ſpränge es aus meiner Phantaſie, gehüllt in den ätheriſchen Duft, in dem es immer vor mir ſchwebte. Es war die mir unbekannte Jungfrau von dem Stiergefecht. Suleima, ſie hat mir meine Seele mitten in dem Herzen fühlbar gemacht; aber warum ſo wild, ernſt und zuckend? Immer dachte ich, die Liebe ſey ein ſo gutes, ſanftes Gefühl. Ich ſah ſie erröthen, ſo ſehr es auch vor meinen Augen leuchtete — das Blut ſchoß nun von meiner Bruſt auf meine Wangen — ich hörte ſie von ihm Seraphine nennen und ſeine Stimme, die mir vorher ſo ſchneidend klang, ſchien mir nun

sanfter. Merklich war die Verlegenheit eines jeden; die meine fühlt' ich, die ihre sah ich: doch hatte sie von keiner Seite etwas peinliches und es schien ein gutes Verständniß zwischen Leuten durch die Augen zu herrschen, die noch kein Wort gesprochen hatten. Auf den Lippen der Mutter, die viel Feierliches in ihrem Aeußern hat, schwebte eine Frage an die Tochter; ich ließ sie nicht dazu kommen und sagte grade, wie und wo ich Donna Seraphine gesehen und wenn sich's nicht gezieme, von dem Eindruck zu reden, den ihr unerwartetes Wiederfinden auf mich machte, so gezieme sich eben so wenig, das zu entschuldigen, was so natürlich wäre. Ich bezeigte ihr darauf meine Achtung und das mit mehrerer Fassung, als ich einen Augenblick vorher von mir erwarten konnte. Das Gespräch ward nun allgemein und leichter. Seraphine sprach wenig; aber das, was sie sagte, hatte Gehalt und einen Nachklang von Empfindung, der sich in die meinige mischte, wie harmonischer Gesang zu den Tönen der Laute. Doch was soll aus dieser Bekanntschaft werden? Ich weiß nicht, was ich fühle; aber wenn es Liebe ist, so ist es etwas sehr Aengstliches um die Liebe. Mein Sinn stimmt nicht zu dem Tone meines Herzens. Warum mußte dieses schöne Traumbild, das mich durch das stille Geheimniß ergötzte, ein wirkliches Wesen werden? Ich mußte versprechen, morgen in dem Palast Don Antonio's zu speisen. Warum ist dieser Mann ihr Vater?

Als ich aus dem Palast trat, traf ich noch einige der Personen an, die Zeugen von dem Vorfall waren und um meinetwillen sehr besorgt zu seyn schienen. Ihre Theilnehmung that mir wohl; und ihre Freude, zu sehen, daß mir

nichts widerfahren, heiterte mich auf; aber ihre Verwunderung über meine Kühnheit, wie sie es nannten, und noch mehr darüber, daß ich so gut davon gekommen, zeigte mir, wie eingeengt und eingeschreckt der stolze, feurige Spanier ist. Noch demüthigender war ihre Bemerkung, daß mein Name, das Wörtlein Don vor demselben den guten Ausgang bewirkt hätte. Als ich nach dem Platz ging, hört' ich hinter mir keuchen. Ich sah mich um, es war der brave Mann, der wirklich schon die Schrift in der Hand hielt, die ihm die Stelle zusicherte. Seinen Dank verdiente ich nur halb; denn war es nicht der Groll gegen den Minister, der mich loszubrechen zwang? Ich sagte ihm dieß, er wollte nichts davon hören. Er nennt sich Pedro Gomez. Wir sind seit der Zeit genauer bekannt geworden, und ich reite oft mit ihm auf einen kleinen Meierhof, wo seine Schwester Donna Maria, eine junge Wittwe, mit ihren zwei Kindern wohnt. Sie verlor ihren Mann in dem flandrischen Kriege und ihre traurige Lage war es, die ihren Bruder so bekümmerte. Lebe wohl, Suleima. Ganz wird dir der Vorfall nicht gefallen, dieß sehe ich voraus.

5.

Don Raphael an Suleima.

— Don Antonio und mein Vetter haben mich in so viele Bekanntschaften, in so viel Geräusch gezogen, daß ich dir weiter nichts davon sagen kann, als daß es mich ermüdet und betäubt. Mich dünkt, sie merken, daß sich in meinem

Herzen ein Faden angesponnen hat, der ihnen, wenn auch nicht zum Leiten, doch wenigstens zum Ziehen dienen kann. Indessen haben sie sich schon in so vielen Dingen in Betracht meiner geirrt, daß es ihnen hier wohl auch so gehen könnte. Wenn ich diesen Faden auch nicht ganz zerreißen kann, so soll ihn doch mein guter Sinn so weit und dünn ausdehnen, daß ihre groben Finger ihn so leicht nicht fassen werden. Suleima, ich war glücklicher, als ich unbekannt in Madrid herumging; darum entflieh ich ihnen nun in dem Augenblick, wo sie mich festzuhalten glauben, und suche Menschen unter dem Haufen auf. Ich könnte dir manche rührende Scene erzählen, deine Thränen für manches Schlachtopfer hervorlocken, dessen Wunden ich dem grimmigen Schicksal, das von dem Throne und der Kirche aus Spanien drückt, zum Trotze, aber zugleich mit aller Behutsamkeit zu heilen suche. Doch wozu? Wenn ich die Pfeile alle zerbrechen könnte, die hier Gewalt und Wahnsinn auf die Menschen abschießen, so möchte immer mein Name erschallen und sollte ich auch unter dem Geräusche versinken. Aber dieß schlägt meine Geister nieder, daß einzelne gute Menschen nur durch Spendung ihres Ueberflusses die Wunden des Elenden stillen können, ohne je es wagen zu dürfen, die Hand an die Wurzel des Uebels zu legen.

Ich wollte, ich hätte den Tempel meiner Jugend nicht verlassen. Ich wollte, ich irrte in den dunkeln Gebüschen um das Grab meines Vaters und träumte die Welt, wie im Frühling meines Lebens. Nun kann ich nicht entfliehen, so sehr sich meine Seele darnach sehnt; ich fühle, sie würde mich zurückziehen. Ich muß nun hier verweilen, unter allen den

leeren Verhältnissen von Größe, Geräusch, dem Gepränge von Eitelkeit und Wahn. Meine Phantasie, die nur um Gebüsche, Quellen und Felsen, um stille heimliche Ruhe schwebt, trägt mich oft nach diesem und jenem Platz meiner Heimat und auch nur alsdann verschwindet das Peinliche ganz, das ich in ihrer Gegenwart empfinde. Ich weiß nicht, woher es kommt, in einem Augenblick verwünsch' ich den Zufall, der mich zu ihr führte und in eben demselben preis' ich ihn selig. Wenn ich sie vor mir wandeln sehe, so fallen mir oft die Worte des alten Priamus ein, die er bei Erblickung Helenens, gerührt von ihrer Schönheit, zu den Greisen sprach:

Tadelt nicht die Troer und hellumschienten Achaier,
Die um ein solches Weib so lang' ausharren im Elend!
Einer unsterblichen Göttin fürwahr gleicht jene von Ansehn!
Dennoch kehr', auch mit solcher Gestalt, sie in Schiffen zur Heimath,
Ehe sie uns und den Söhnen hinfort noch Jammer bereitet!

Dann deucht mich, ich sehe Troja in Flammen stehen und über mich zusammenstürzen; aber wenn sie zu mir spricht und ihre Worte voll Weisheit, Sanftmuth und ich möchte wohl sagen mehr als weiblicher Kraft in mein Herz fallen, so dehnt sich meine Seele aus und ich fühle mich in heiterer, selbstständiger Ruhe. Sie gleicht der Juno, geschmückt mit dem Gürtel der Liebesgöttin, sie fühlt es, weiß es und verbirgt es nicht. Wenn mich ihr Ernst zu Zeiten schüchtern macht, so lockt mich bald die ungezwungene Nachlässigkeit ihres Umgangs, welche die Unschuld selbst verschönern könnte, zu einer so innigen Vertraulichkeit, einem so reinen

Verständniß, als seyen unsere Seelen schon vor unserm Daseyn auf Erden verschwistert gewesen. Wenn dieß die Liebe ist, so sey sorgenlos wegen meiner; ich bin es selbst, denn ich empfinde, daß die Glut der Liebe und die Glut nach edlen guten Thaten rein zusammen schmelzen können. Nur wenn wir allein sind, schleicht sich oft ein mir fremdes, dunkles Gefühl zwischen die selige Vereinigung und scheint sie stören zu wollen. Wie kömmt der Mann dazu, dieser Tochter Vater zu seyn? Lebten wir in der blühenden Jugend der Welt, so sagte ich, ein Gott des Olymps hat einst die ehrwürdige Matrone, ihre Mutter, besucht.

Indessen thun sie alle ihr Möglichstes, mich in das Netz zu treiben, das sie so glänzend zu machen streben, als sie können; aber ich sehe durch den Firniß und entschlüpfe ihnen, gleich dem fabelhaften Proteus, bald in Feuer, bald in Nichts. Noch wissen sie nicht, was sich aus mir machen ließe, zu was ich allenfalls zu brauchen sey. Bald schein' ich ihnen zu allem fähig, bald zu gar nichts. Das Glück, das sie zu genießen glauben, der Rang, den sie behaupten, scheinen ihnen so wünschenswerth und erhaben, daß sie glauben, man müsse toll und blödsinnig seyn, um nicht hastig zuzugreifen, wenn es einem angeboten wird. Dem jungen Phantasten soll einmal der verworrne Kopf zurecht gesetzt werden und so legt alles Hände an, aus dem rohen Klotze einen Hofmann — einen — was weiß ich alles, herauszufeilen. Ein Pindar, der in einer Gesellschaft rechnender Wucherer in lyrischem Dithyrambenschwung spräche, könnte nicht rasender erscheinen, als ich, wenn ich zu Zeiten mein Herz frei reden lasse. Sie finden

sich und alles so trefflich und sind so zufrieden mit der Einrichtung der Natur, wie der Löwe, der im Gefühl seiner zermalmenden Kraft jauchzt, wenn die Thiere des Waldes erbeben; oder besser, wie die Spinne, die das Blut der in ihrem Gespinnste sich verwickelten Mücke aussaugt und dabei glaubt, die Mücke sey nur dafür da. Ich hasse alle Stärke und Größe, die sich auf den Untergang der Schwachen gründet. Aus einigen Aeußerungen Don Antonio's vermerke ich: er glaube, es sey Stolz von eigner Art oder eine besondre Vermummung des Ehrgeizes, die mich so handeln, so reden machten. Er meint, ich wollte Aufsehen erregen, um durch das Ungewöhnliche schnell über die niedern Stufen der Ehre wegzuspringen. Er spielte schon oft darauf an und die Entdeckung scheint ihm nicht zu mißfallen. Ich konnte diese falsche Deutung nicht ertragen und sagte ihm ziemlich kalt: „wißt Ihr, Don Antonio, warum ich von allen Euren Herrlichkeiten keine achte und mir wünsche? Weil ich für kein Gut halte, was Ihr dafür haltet, weil mich das nicht glücklich machen kann, was Euch glücklich macht. Ich dränge Euch mein Glück nicht auf, warum wollt Ihr mir das Eure aufdrängen.“ Seraphinens Augen begegneten mir hier und ihr sanfter Glanz, das holdselige Lächeln ihres Mundes bedeuteten mir, meine Worte seyen von ihrem Herzen verstanden. Der Vater schwieg und schien sich in seiner Meinung zu bestärken. Es würde mich mehr wundern, wenn ich diese Hofleute, die sich auf ihre Vermummung, ihre Ränke und ihre Feinheit so viel zu gute thun, welche die Einförmigkeit ihrer Masken vor lauter Klugheit selbst nicht gewahr werden, nicht

so schnell errathen hätte. Was ihnen nicht gleicht, liegt außer ihrer Sphäre; unter einander mögen sie sich kennen, aber wahrlich, den Menschen kennen sie nicht.

— Ich unterdrückte die Wallung meines Herzens und ließ mich an den Hof führen. Ich glaubte in die blutigen Fußstapfen Philipps zu treten, als ich ihnen in die königlichen Gemächer folgte. Der Anblick der versammelten Großen hätte Eindruck auf mich gemacht, wenn ich die Männer nicht aus ihren Thaten kennte, wenn ich des Gedankens mich hätte entledigen können: hier in diesen goldnen Zimmern schmiedete der verstorbene Tyrann mit seinem Blutgesellen Alba Entwürfe, deren Ausführungen zum Schrecken der Menschen in der Geschichte stehen! hier gab er vielleicht dem Ungeheuer, das ich suche, den Befehl, meinen alten Vater der Wuth der Priester zu überliefern. Ich erblickte in diesem Augenblick des Tyrannen Bildniß und die Geister Harmodius und Aristogitons fuhren in mich; ich knirschte zwischen den Zähnen: daß du lebtest! daß ich wenigstens deinen Helfershelfer hier entdeckte! Ich muß wild um mich geblickt haben, denn Don Antonio trat verlegen zu mir; sein Anblick empörte mich, wie damals, als ich ihn zum erstenmal sah. Warum ist dieser Mann Seraphinens Vater? Ich kann nicht gerecht gegen ihn seyn. Meine Augen durchliefen die Menge; ich dachte, ich müßte den Mann entdecken, den ich suche. Soll ich sagen, daß mir die meisten fähig schienen, dieß und mehr zu thun, um ihrem König zu gefallen? Sie kennen alle nur ein Verbrechen, dem Idol, das sie anbeten, zu mißfallen; aber ist es nicht die Gunst dieses Götzen, die den Priestern

die Weihung ertheilt, das Menschengeschlecht als Opferthiere zu würgen, ihr Fett unter sich zu theilen, wenn nur er des Dampfs genießet!

Philipps Sohn gleicht seinem Vater nicht; er ist mild und schwach, religiös, ohne fromm zu seyn. Sein Name, nicht er, herrscht über Spanien. Da er nichts durch sich ist, so ist er und thut oder bejaht, was die Priester und Günstlinge wollen, und diese gehen Hand in Hand. Man sollte sagen, es sey die Last der Krone, die seine Stirne drückt; aber man weiß, daß diejenigen, die ihn umgeben, die Kunst verstehen, ihm diese Last sehr leicht zu machen. Der Druck mag also wohl von der Krankheit der Großen herkommen, von Uebergenuß und Leerheit. Ich konnte den Mann nicht ohne Schwermuth ansehen, von dem das Heil Spaniens abhängt und der zu vegetiren scheint, wie einer der Götter Epikurs, die, zufrieden mit ihrem Götterstand, sich nicht um das kümmern, was unter den Wolken vorgeht. Was sind die Menschen, die eines solchen Schattens bedürfen, um durch ihn zusammengehalten zu werden? Welch ein Posten, wo Kraft und Schwäche, Geist und Stumpfheit gleich gefährlich sind? Es ist zu viel für einen Menschen und darum sah ich mit Mitleid auf den Mann, dem Millionen ihr Schicksal anvertraut haben, anvertrauen müssen, so lange es der Natur gefällt, diese schwache, zum stillen, devoten Leben geschaffene Maschine zu beleben; doch, Suleima, verkehrte nicht die gewaltsame Hand seines Vaters den natürlichen Lauf der Dinge, damit einst dieser nach ihm herrsche? Ließ er nicht aus Eifersucht und Haß den Erstgebornen, den Stärkern ermorden, um dem Schwächern,

Unbedeutenden, damals noch nicht Gebornen, Raum zu machen? Entriß er nicht dem Schicksal durch diese grausame, vermeßne That eine neue Reihe von Dingen? Wäre Spanien was es ist? Wurde nicht vielleicht dein und aller deiner Brüder Schicksal durch diese blutige That so schrecklich entschieden? Hängt nicht vielleicht das meinige davon ab? Laß mich diesen Gedanken nicht weiter verfolgen. Ich sehe überall das einzelne, vergängliche schwache Haar des alten Nisus, an das die Götter sein Glück befestigt hatten.

Da ich auf den Herzog de Lerma, Roderiko de Kaldrone, Juan Ribera, unsern Erzbischof Bernardo de Roias, den Kardinal Erzbischof von Toledo und die übrigen Säulen von Spanien blickte, sprach mein Herz den schwachen Mann von seinen Verbrechen frei. Ist es doch nicht seine Schuld, daß der Zufall und ein Mord ihn auf einen Posten stellten, dem er nicht gewachsen ist. Wir werden fortgestoßen und offen ist der nie sich füllende Schlund, der uns alle aufnimmt.

Philipp blickte gnädig auf mich, als man ihm meinen Namen nannte. Er sah auf Don Antonio und auf meinen Vetter mit einer Miene voll Gefallens. Der Lohn umstrahlte ihre Stirne. Mir wünschte man Glück über die gnädige Aufnahme; ich blieb den Dank schuldig; wußte ich doch nicht, für was ich danken sollte.

Nach einigen Tagen trugen sie mir in dem Namen des Königs eine Stelle am Hofe an und das mit einem Entzücken, einer Bewunderung der außerordentlichen Güte des Königs — ich fragte, was es für eine Stelle sey, und hörte, daß ich die Heerde der glänzenden Diener vermehren sollte,

deren Geschäft in Müssiggang, Beobachtung steifen Ceremoniels, Klatscherei, Intrigue und Kabale besteht. Ich gestand, daß ich der Ehre nicht würdig wäre, und beleidigte höchlich die dienstfertigen Bevollmächtigten. Don Antonio meint, es würde schon wirken, und hält es für sein ausstudirte Paraden. Kann der Sohn meines Vaters der Diener des Sohns Philipps werden? Kann ich mich in das Joch des steifen, leeren Hofceremoniels spannen lassen und meine Tage in Langeweile um einen Mann hinziehen, der in der Herrschaft über Millionen nichts finden kann, sein Herz und seinen Kopf zu beschäftigen? Ich bedaure einen König, der nur beten kann; aber ihm zusehen will ich nicht. Seraphine trat auf meine Seite und sprach in dem Geiste, der mich beseelt. Wer hat ihr das Geheimniß meines Herzens vertraut? O wäre sie mir an den Ufern der Guadalaviar erschienen und wäre ihr Vater einer meiner Hirten.

6.

Von Raphael an Suleima.

— Der Mann, die Verbindung mit ihm, das Verhältniß mit seiner Tochter mißfallen dir gänzlich. Du willst, daß ich mich lieber eine Zeitlang nach Kastellmansor zurückziehen soll, um dort mich wieder zu sammeln, um ernsthaft mit dir zu rathschlagen. Du sagst, die Sache sey zu wichtig für mich und die Reue möchte nur zu bald erfolgen. Du hoffest, die reine Luft unsrer Felsen, der Anblick der Moschee, unsre freundlichen Gespräche, die Erinnerung des Vergangnen

würden meine Zweifel, Unstätigkeit und Unbestimmtheit, zu einem ruhigen, milden Einverständniß bringen. Ich fühle, daß du Recht hast; ja ich will zu dem Grabe der Edlen eilen, ihre Geister anflehen, daß sie wieder zu mir sprechen, mir rathen, mich von meiner Unruhe heilen. Der Tod kann das Einverständniß zwischen mir und meinem Vater nicht gänzlich aufgelöst haben. Sind es nicht seine Gesinnungen, seine Gefühle, die in mir fortleben, und bin ich nicht mit ihm durch ein geistiges, unsichtbares Band verbunden? Er lebt in mir, ist in mir und ich lebe, bin in ihm.

Aber warum schreibst du mir so ernst und feierlich über die Liebe, die du mir zutheilst? Wozu die Warnungen, als schwebt' ich an einem Abgrund? Ich erinnere mich, daß du sagtest, diese Leidenschaft verschlänge alle unsere übrigen Gefühle; aber glaube mir, wenn ich mich der düstern Betrachtungen entschlagen kann, wozu ich hier bei jedem Schritte Stoff finde, so fühle ich mich so erhaben, so feierlich erhaben, möcht' ich sagen, als in jenen glücklichen Stunden, da ich vor meinem Vater saß und die edlen Thaten der Vorwelt zu den meinen machte. Sey sorgenlos, so lang ich so empfinde; auch werde ich keinen Schritt ohne dich thun. — Warum überrasche ich Seraphinen so oft in Thränen? Warum überzieht eine für mich so gefährliche Melancholie ihr schönes Angesicht mit einem so sanften Schleier? Sie nennt es Schwärmerei, Uebermaß des Glücks, das ihr Herz nicht ganz fassen kann; aber mir ist oft, als fühlt' ich mich scheitern an diesem Glück — und dann — sage mir, ob die Liebe die Jungfrau berechtigt — sich zärtlichen Ergießungen —

Vertraulichkeiten zu überlassen — ich weiß es nicht zu nennen — oft fühl' ich in einem Augenblick ihre Thränen auf meinen Wangen und ihre Küsse auf meinen Lippen, daß mein Herz in zärtliche Wehmuth dahinschmilzt, von Stürmen ergriffen wird und meine Gedanken, selbst das Erinnern meines Daseyns mir entschwinden. Ich glaubte, die Liebe sey ein so sanftes, beseligendes Gefühl, dachte immer, nur der Mann dürfe sie ohne Scham als Leidenschaft fühlen und zeigen; in dem Weibe müßte sie erscheinen wie das sanfte Licht des keuschen Monds, das zwar leuchtet, aber nicht brennet. Was und wo es sey, es ist etwas, von meiner oder von ihrer Seite, nicht recht zwischen uns. Eine dunkle Ahnung schießt durch unsre Wonne und meine Phantasie hüllt sie nicht mehr in den reinen Aether, in dem ich sie einst sah. Dicke, schwere, mit Sturm beladene Luft umschließt uns; aber wenn sie hervortritt aus dieser Dämmerung — du solltest sie sehen, reden hören und du würdest es bereuen, mir Dornen auf den beblümten Weg gestreut zu haben, den wir Hand in Hand hingingen. Doch ich folge dir und wenn ich die Eichen um die Ruinen des Grabs werde lispeln, den Strom dahin brausen hören und die Träume meiner Jugend sich auf ihren Rosenschwingen wieder emporheben, wird mir schon besser werden. Ich will dir eine wohlgestimmte Laute mitbringen und du sollst mir die Lieder deiner Väter, unter den Palmen Arabiens gedichtet, singen; du sollst mich wieder zur Harmonie stimmen, daß mein Herz geschickt werde, das Gelispel der Geister zu vernehmen, die mich jetzt verlassen haben.

Meinen festen Entschluß muß ich ihr sagen; bei der

ersten nächtlichen Zusammenkunft in ihrem Gartenhaus will ich's ihr zuflüstern, und dann entfliehen. Ihre Seele scheint ganz in der meinen zu zerfließen, aber die meine kann es nicht ganz in der ihrigen; wie und wenn nun dieß die Ursach ihrer Schwermuth, ihrer Thränen wäre?

7.

Von Raphael an Suleima.

Zu spät! zu spät, kam dein letzter Zuruf! Zu spät deine nahe Ankunft, um mich der Gefahr zu entreißen. Dein Raphael ist gefallen, gefesselt an das Schicksal, durch Bande augenblicklicher Wonne geschmiedet, einer Wonne, die ich nicht kannte, die ich nicht suchte, von der ich keine Ahnung hatte. Meine Thränen fallen auf die Bande, und vergebens sucht sie meine erhitzte Phantasie mit Blumen zu umwinden. O höre! lies leise, daß der Geist meines Vaters nicht vernehme, was ich schreibe; aber weiß er es nicht? Sieht er nicht meinen Schmerz, meine wilde Glut, meine Thränen des Grams und der — nein, ich kann dieses Wort nicht ausschreiben. Lies, lies, Suleima!

Ich saß in dem Garten Antonio's, berauscht von den Gerüchen des blühenden Frühlings. Das Geräusch eines nahen Wasserfalls, die Stille, der in heiterer Luft schwimmende Mond zogen mich in die Träume meiner Jugend zurück. Um mich erhoben Nachtigallen ihr schmelzendes Lied und schienen mir die Ankunft der Nymphe dieser Gebüsche anzukündigen. Sie schwebte heran — die kühle Nachtluft zu

vermeiden, eilte sie nach dem nahen Sommerhaus. Ihr Haupt sank an meiner Schulter hin — sie lispelte, athmete nur Töne und Seufzer der Liebe, schien keine Worte mehr für ihre Empfindungen zu haben, und ihr plötzlicher, ängstlicher, schüchterner Blick ließ mich vermuthen, sie ahne meinen Entschluß. Ich sagte ihr, ich müßte sie auf einige Zeit verlassen. Ihre Augen erstarben, Bläße des Todes deckte das Angesicht, das vor einer Sekunde in der schönsten Blüthe des Lebens glühte. Sie sank auf ein Knie nieder, faßte meine beiden Hände zwischen die ihren — sie zitterte, ihre Lippen schlossen sich fest, und ihre Thränen fielen auf unsere geschlossnen Hände. Die bebende Brust drückte das Gewand von ihrem Busen — Suleima, es war der erste verborgene Reiz des Weibes, der sich mir enthüllte. Es schlug durch meine Sinne — ich weiß nicht, was geschah, weiß nicht, wie das geschah, was geschehen ist; habe keine Worte, keine Gedanken, dir zu sagen, was geschah, und nie will ich darnach suchen. Plötzlich befand ich mich in einem Genuß wilder, mir unbekannter Wonne! die ich, um sie Glück zu nennen, nicht hätte überleben müssen. Der Schrei ihrer Duena rief mich in das peinvollste Seyn zurück. Das was diese sagte, ihre Vorwürfe, ihr Jammergeschrei tönten bloß in meinen Ohren. Ich stand erstarrt. Scham glühte auf meinen Wangen — dumpfe Verzweiflung, schneidendes Mißbelagen überfielen mich. Ich fühlte nun, daß das, was geschehen, nicht so geschehen mußte; daß mir die Wonne, die ich empfunden, so nicht gegeben werden mußte! daß wenn es ein Glück sey, diese peinigende Empfindung, diese nagende Reue,

dieſe bittre Scham ihm nicht folgen mußten. Ich hörte mich nennen mit ſchmerzvollen verzweifelnden Tönen — hörte ſchluchzen aus der Ferne — lange ſaß ich da, und bedeckte mein Angeſicht mit meinen Händen. Der Tag wollte anbrechen, und ich ging langſam aus dem Garten. So wanderte, nach der alten Sage, Adam aus dem Paradieſe, dem Ort der Unſchuld und der Ruhe — Suleima, darf ich mit ihm klagen — Herr, das Weib, das du mir gegeben haſt! —

Verſchwunden ſind die goldnen Träume der Jugend — zerknickt, düſter gefärbt ihre zarten, roſenfarbenen Schwingen. Die ſüßen Erwartungen unbekannter Wonne ſind mir nicht mehr unbegreiflich, die ſanften Ahnungen ſind verflogen und die lieblichen Bilder zukünftigen Glücks flattern nicht mehr um mein Haupt, wie Kinder reiner Luft. Sie ergötzen nicht mehr meine Träume, beſeligen nicht mehr mein Erwachen. Die Liebe, die ich mir, wie ein unſichtbares, hohes geiſtiges Weſen dachte, deren Tempel man nur mit Schüchternheit und Beben naht, iſt in meinem Buſen ein kühnes unternehmendes Feuer geworden, das alles ergriffen hat, alles zu verzehren droht. Unfaßlich, erhaben wähnt' ich ihren Genuß, nun kenne und begreife ich ihn, und fühle mich erniedrigt, fühle etwas Rohes, Wildes, Thieriſches an mir, und gleiche den Menſchen um mich her. Suleima, ich habe mich ſelbſt überlebt, und murre gegen das Glück, womit ich überraſcht worden, murre gegen die Geberin deſſelben, murre und dürſte darnach.

Bleibe auf Kaſtellmanſor, du ſollſt mich nicht in dieſem Zuſtand ſehen. Was wird aus mir werden? Ich fürchte nur

deine Briefe. Ein Augenblick hat mich Menschen unterworfen, die ich verachte. Laß hören, was sie nun mit ihrem Sklaven beginnen wollen.

8.

Don Raphael an Suleima.

Ich bin nicht mehr mein Herr, das Netz ist über mich geworfen, und ich darf nicht klagen; hab' ich es nicht selbst zusammengezogen? Da sie mich einmal in dieses getrieben haben, wie leicht wird es ihnen nun werden, mich durch die andern zu bestricken? Bald wird der Sohn Roderiko's unter der Bürde der Titel hinsinken müssen, um seinem Weibe, seinem Namen Ehre zu machen, und dann in dem Kampfe mit dem Wahn und den Verbrechen zu Grunde gehen oder zu ihrem Mitschuldigen werden müssen. Aber was dieser schwermüthigen Zauberin gelungen, soll wahrlich diesen Beschwörern so leicht nicht werden. Gerecht ist es, daß ich die Schuld meines Wahnsinns trage und abbüße; doch wenn der Jüngling in die Schlinge der Lust gefallen ist, so soll es dem Manne gelingen, die andern zu zerreißen. Hat das Geschehene meine Einbildungskraft getödtet, mich zum gemeinen Sohn der rohen Erde gemacht; so erheben sich mein Muth und meine Kraft, wie zwei rüstige Kämpfer, vom unversehenen Fall. Lies nun, was mir Don Antonio nach jener Nacht geschrieben hat.

Don Raphael!

Das was mir die Duena meiner Tochter diesen Morgen vertraut hat, kann nur am Altar gut gemacht werden. Ich

verberg' es der Mutter und der Welt aus Mitleiden für meine Tochter, welche die ersten Männer Spaniens ausschlug. Ich verberge es aus Liebe zu Euch, und weil ich es Euch überlassen will, ein Versehen gegen mein Haus gut zu machen, das ich diesen Augenblick nicht nennen will, wie es verdient genannt zu werden. Ich erwarte Eure Antwort, um heute dem König Eure nahe Vermählung mit Donna Seraphine anzukündigen, so will es die Ehre meines Hauses; bis dieß geschehen ist, will ich weder Euch, noch meine Tochter sehen. Nicht jeder Vater würde in diesem Tone mit Euch reden. Aber der Sohn Don Roderiko's soll mir als der meinige willkommen seyn; er konnte es ohne Vorwurf werden. Hart ist es, daß der Vater eine der schönsten und reichsten Erbinnen Madrids dem Manne antragen muß, der sich ihres Besitzes so versichert hat u. s. w.

Ich schrieb zurück:

Don Antonio!

Ich fürchte, daß, das, was Euch die Duena der Donna Seraphine vertraut hat, für mich von bedeutendern Folgen ist, als Ihr denkt. Euch den Beweggrund meiner Furcht zu entwickeln, wäre verlorene Mühe; wir verstehen uns über diesen Punkt so wenig, wie über viele andre. Keine Furcht hielt mich ab, Eurem Brief zuvorzukommen, und die letzten Zeilen desselben schmerzen mich um Euretwillen. Donna Seraphine verdient einen der ersten, größten, reichsten Männer in Spanien, ich bin keiner davon und kann es nie werden. Beschränkt, wie ich bin und bleiben will, hängt in diesem Punkt mein Schicksal von ihr allein ab. Meine Rechtfertigung

wäre ein Verbrechen gegen sie; aber glaubt mir, Don Antonio, wenn ich sie nicht liebte, wenn ich nicht hoffte, sie glücklich machen zu können, so sollte mich keine Macht der Erde an den Ort bringen können, wohin Ihr mich nun fordert. Auf welche Weise ich aber glücklich mit ihr seyn kann, davon reden wir, wenn ich meine Pflicht gethan habe, sie geht hier mit der Liebe Hand in Hand. Es ist mir leid, daß der König wissen muß, Raphael de Aquillas vermähle sich mit Donna Seraphine. Da ich ohne seine Erlaubniß geboren ward, könnt' ich mich auch wohl ohne sie vermählen. Muß es aber seyn und kann ich es nicht ändern, so thut, was Ihr für geziemend haltet.

Suleima, ich empfand, daß der Brief nicht war, wie er seyn sollte, aber ich konnte meinem Herzen keinen andern abzwingen.

Ich habe sie gesehen, und mich deucht, die Zufriedenheit ihres Herzens kann nicht durch die Scham lächeln. Dieser Augenblick entzückte mich mehr, als jener, an den ich nicht ohne Schauder zurückdenken kann. Aber noch immer Spuren der Schwermuth; bei ihr hüllt sich die Liebe in das Gewand der feierlichen Wehmuth ein. Rede ich, so glühen ihre Wangen — und sie verbirgt ihr Angesicht. Nur auf Kastellmansor, in unsrer heitern Luft, in unsrer milden Wärme, wird sich diese Rose in ihrer vollen reinen Blüthe aufthun. Es ist etwas in diesem Palaste, das die Herzen zusammenzieht und sie mit Aengstlichkeit und Zwang erfüllt. So wie ich die Schwelle betrete, fühl' ich mich gepreßt. Ich

sprach ihr von meinen Hoffnungen, ein süßes, bezauberndes Lächeln schwebte um die Grübchen ihres Mundes; Ahnung künftigen Glücks strahlte schwärmerisch in ihren Augen. Ich möchte sagen, sie liebt ihren Vater nicht; ihr Betragen gegen ihn leitet nur der Anstand. An ihrer Mutter hängt sie, und so kindlichtreu, daß ich nur dann mit innerm Wohlgefallen auf sie blicken kann.

Mein Vetter kam zu mir mit allem Entzücken der Eitelkeit. Ganz Madrid ist erstaunt, sagt er, beneidet mich sogar. Er zählte mir alle die Großen an den Fingern her, die um Donna Seraphine gebuhlt — gebuhlt! — er nannte sich selbst darunter und seufzte; dann sagte er mit bedeutender Miene:

Vetter, Ihr seyd nun durch diese Partie auf dem Wege zum Glück. Eure und Don Antonio's Güter werden Euer Haus zu einem der ersten in Madrid machen. Der König, wie ich weiß, wird Euch Vorschläge machen lassen, wie man noch keinem in Euren Jahren gethan hat. Und dann wollen wir gegen die Lerma's mit verbundnen Kräften arbeiten.

Ich ließ ihn reden, denn es war mir nicht gemüthlich, ihm zu antworten.

Morgen soll ich dem König mit der Braut vorgestellt werden. — Warum bin ich so unglücklich in meinem Glücke? Du hattest Recht, ich sollte zu dem Grabe meines Vaters fliehen. Aber wollt' ich nicht? Noch einmal, der Geist meines Vaters hat mich ganz verlassen. Wenn hier Glück zu finden, zu suchen war, so mußt' es nicht so geschehen, dieß ist es, was ich peinlich fühle. Nein — ich müßte nicht

mit so vieler Schwermuth, so vielen Widersprüchen glücklich seyn; ach, wir sind ein melancholisches Brautpaar. Nie hat sich Jugend mit blühender Schönheit bei äußern glücklichen Umständen unter einem traurigern Geleite vermählt. Noch einmal, so leitete Adam seine schöne Gehülfin aus dem Paradiese; er fühlte, was er verloren hatte, daß er es durch sie verloren hatte. Um ihretwillen möcht' ich diese Worte ausstreichen, und kann nicht. Ich fühle, daß ich gefallen bin, daß sie gefallen ist. Zu dir wollen wir eilen, unsre Scham in dicken Gebüschen zu verbergen, bevor sich unser Herz gegen sie verhärtet. Lebe wohl, Suleima, ich danke dir für deinen milden Brief. Ja wohl müssen wir schweigen, wenn das Schicksal uns so gefesselt hat, daß wir die Bande nicht mehr zerreißen können.

9.

Die Hochzeit wurde mit aller Pracht gefeiert. Das Geräusch, die Zerstreuung, der Genuß der Liebe heilten das neu vermählte Paar nicht von ihrer Schwermuth. Ihre Herzen blieben in Trauer. Don Raphael fand die Ursache dazu in der Zerrüttung seiner Begriffe durch jene ihm unbegreifliche Nacht, in seinem Aufenthalt in der Stadt. Seraphine willigte mit Freuden ein, ihm nach Kastellmansor zu folgen; aber noch immer gelang es dem Vater und seinem Anhang, sie durch neue Hindernisse und Ausflüchte zurückzuhalten. Zwei Monate nach ihrer Vermählung schrieb Don Raphael an Suleima:

Was ich dir hier schreibe, schreibe ich in der kalten Starrheit der Verzweiflung. Mein Herz ist zusammengezogen, stumpf

ist mein Verstand. Ich kann nicht klagen, nicht wüthen, nicht weinen, und hoffe, ich werde es nicht thun, wenn auch mein Herz wieder warm, meine Sinne wieder lebend werden sollten. Suleima, die Ahnungen, die vor mir schwebten, wehten als Warnungen aus der Geisterwelt, von dem Grabe meines Vaters her. Dieses glaub' ich, ja dieses glaub' ich. Meine rohen, zerrütteten, von gefährlichen Reizen entflammten Sinne vernahmen, verstanden nur die Warnung nicht, wollten aus Feigheit, aus Hang nach Genuß sie nicht verstehen. Ich darf nicht klagen, Suleima! plötzlich zerriß die düstre Wolke, die vor meinen Augen schwebte, und spie das Ungeheuer aus, womit das Schicksal sie gefüllt hatte. Im sausenden Sturme überfiel es mich. Meine peinlichen Empfindungen logen nicht; ich fühlte den Schauder, der das Thier warnt, wenn die schön gefärbte Giftblume seinen Gaumen reizt. — Ich bitte dich, lies kalt, was ich schreibe, und laß nicht den lähmenden Frost, der nun in meinen Gliedern schleicht, in dich hinüber gehen. Sitze da, ein kalter, gleichgültiger, unbestochener Richter!

Es sind heute zwei Monate, daß ich verheirathet bin. Ich habe dir geflissentlich nicht geschrieben, weil mein erstes unsere Ankunft auf Kastellmansor melden sollte; vielmehr, ich konnte nicht schreiben. Hätt' ich dir nicht sagen müssen, daß die peinliche Schwermuth den Glücklichen ins Brautgemach folgte? Der Schimmer reiner Liebe erfüllte es nicht, längst hatte die Glut ihren süß duftenden Kranz versengt; verwelkt, verdorret hing er um unsere jugendlichen Schläfe. Aber immer dacht' ich noch, ihre Schwermuth entspringe, wie die meine, aus allzu zarter Empfindung über jenen unglücklichen Zufall,

und hoffte alles Peinliche sollte verschwinden, wenn wir einmal der verpesteten Luft dieses goldnen Hauses, das der Leichengeruch verdorbner Menschheit füllt, entflohen wären. Ich lag dem Vater an — ja, ich bat den Mann, den ich hasse. Seraphine drang in ihn, drang mit Thränen in ihn. Er erfand immer neue Schwierigkeiten, und es ließ sich an, als müßte der Mann endlich sein Weib mit Gewalt entführen, das ich ihm auch ziemlich launig sagte. Er lächelte sein Tigerlächeln, und meinte, es würde mir schon besser gefallen, wenn ich nur erst die Vorzüge Madrids und des Hofs mehr gekostet hätte. Der Thor! Vorwärts stieß ihn das Schicksal, er sollte in der blinden Sicherheit des verhärteten Verbrechers nach der Grube rennen, wo die Vergeltung auf ihn lauerte, wo die ewige Gerechtigkeit ihren Rächer hingestellt hatte.

Ich floh oft diesen mir verhaßten Palast, und hielt mich zu Zeiten eine Nacht auf dem Meierhof Mariens mit Pedro Gomez, ihrem Bruder, auf. Nur hier athmete ich freier. Gestern ritt ich dahin. Gomez versprach, dort einzutreffen; den Morgen gedachten wir zu einem seiner Freunde zu reiten, den ich wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften schon längst zu kennen wünschte. Ich benachrichtete Donna Seraphine davon; und ihr Abschied schien mir beklommener als je. Kaum war ich auf dem Meierhof abgestiegen, als mich eine peinliche Unruhe überfiel. Pedro's Schwester folgte ängstlich meinen Bewegungen; ich konnte nicht bleiben; bat sie, mich bei ihrem Bruder zu entschuldigen, und sprengte nach Madrid zurück. Es war Nemesis, die Göttin der rächenden Vergeltung, die mich trieb, mit ihrem glühenden Athem anhauchte.

Die Nacht war eingebrochen. An dem Eingang des Pallastes traf ich eine Senfte; die Fakeln der Begleiter waren ausgelöscht. Als ich in die Vorhalle trat, entdeckt' ich unter den Dienern den jungen Edelmann von dem Stiergefecht.

Wie ein aus der Erde plötzlich aufsteigendes Gespenst erschien ich dem Manne. Er raffte sich zusammen, und flog die Treppe hinan. Ich folgte ihm auf der Ferse, schwebte nah auf seinem Nacken. Er eilte nach den innern Gemächern, nach den Gemächern Seraphinens! Ich wollte die Thür ergreifen, er stellte sich kühn davor und schrie mit starker Stimme: „Don Raphael, nur der Tod kann mir dieses Schloß entreißen!" Ein Schrei des Schreckens brach aus dem Innern; es war die Stimme meines Weibes. Ich zog den Degen, um den Frechen an meiner Thüre zu ermorden. „Das könnt Ihr," lispelte er mit bebenden Lippen, und umschlang das Schloß mit beiden Händen. Mit Heftigkeit trat ich wider die Thüre, sie erbebte in den Angeln. Aus Furcht, sie würde bei dem zweiten Tritt aufspringen, lispelte er mir noch leiser ins Ohr: — „der König!" Kaltes Erbeben goß sich in mein Herz, die Wuth verlosch, mein Besinnen erwachte, der Schleier war zerrissen, da stand das Ungeheuer, das mich erwürgen sollte. Doch wollt' ich ihm näher in die Augen sehen. Ich trat nun kälter und nachdrücklicher gegen die Thür, sie fuhr auf — ich stand auf der Schwelle — sie sank leblos nieder — die Schande, die Verzweiflung zerbrachen meinen Namen auf ihren Lippen. Philipp stand stumm und bebend in der Mitte des Zimmers. Ich hatte genug gesehen. —

Ich bitte dich, faſſe dich, guter Vater! das, was du bisher geleſen, iſt ein gewöhnliches Spiel in Madrid, nur ſieht es nicht jeder ſo kalt und ernſt an, als dein Sohn; aber was du nun leſen wirſt, dieß liegt mehr auſſer dem Gewöhnlichen — doch was wäre auch am Hofe Ungewöhnliches? —

Der Alte beklagte ſich Morgens über das Podagra; das Geräuſch, der Bericht der Einverſtandenen hatten ihn ſchnell davon geheilt. Er kam mir entgegen — ich ſchien ihm ganz gelaſſen, ſo gelaſſen, wie ſeine innerliche politiſche Ueberzeugung und Weisheit längſt berechnet hatten. Er ſchien zu denken, die Maske ſey mir bei der plötzlichen Erſcheinung auf einmal abgefallen. Stumm folgte ich ihm in ſein Kabinet.

Ich hoffe, Don Raphael, Ihr habt den König nicht beleidigt?

— Warum ſollt' ich, Don Antonio?

Was ſollte er von dem jungen Mann nun glauben, den er nach ſeinen vorigen Aeußerungen in Raſerei zu finden glaubte. Mußt' ich ihm nicht ein ausgemachter Hofmann ſcheinen? Aber der Geiſt des klugen Ulyſſes ſtand auf meiner Seite, den ſah er nicht — merkte nicht, daß die rächende Vergeltung ihn mir zugeſellt hatte. Wußt' ich's doch ſelbſt nicht. War ich doch ſelbſt ein Werkzeug, das, von ihr geſtimmt, ihrer Leitung blind gehorchte. — Er fuhr fort:

Ich erſchrack über den Zufall, nun dank' ich's ihm, da ich Euch ſo ruhig ſehe, daß er Euch Dinge offenbart hat, die ich Euch längſt gerne mitgetheilt hätte.

— Auch ich danke es ihm.

Es iſt ein glücklicher Zufall, ſobald Ihr ihn recht zu

nutzen versteht. Laßt uns von dem Schrecken des Königs Gebrauch machen, in den ihn Eure Erscheinung versetzen mußte. Doch laßt mich nur machen. War er sehr erschrocken? sehr in Angst?

— Mich dünkt es!

Philipp, Philipp! wir haben dich! — Es freut mich, Don Raphael, daß ich Eure innere Feinheit, Eure richtig rechnende Klugheit durch Eure rauhe Schale aufgespürt habe; aber eben diese rauhe Schale soll uns nun zum großen Sieg verhelfen. Legt diese Maske noch nicht ab.

Er gefiel sich in seinen Hoffnungen, und fuhr fort:

Euer Vater versäumte einst aus Eigensinn die Gelegenheit, die ihm das Glück darbot, der erste Mann in Spanien zu werden: hier drängt sie sich seinem Sohne nun auf, und unter weit glänzendern, weit sicherern Verhältnissen. Nur auf diesen Grund gebaut, und wir wollen den schwachen König den Lerma's bald entreißen. Ich hab' erfahren, was ein schönes, verschmitztes Weib vermag, und nur Euer Vater wollte dieß nicht fassen.

Nicht fassen, erwiederte ich noch kälter. Mich dünkte, ich läse auf seiner Stirne, hörte aus seinen hingeworfenen Worten etwas, das auf die Enthüllung des finstern Geheimnisses führen sollte. — Ich fuhr fort, er war ein sonderbarer Mann, und übersah zu leicht seinen Vortheil.

Wahrlich, das that er damals, denn er konnte durch Eure Mutter werden, was Ihr nun durch meine Tochter werden sollt.

Und er wollte dieß nicht fassen? Sieh, ganz hat er sich mir doch nicht vertraut, zwar weiß ich —

Wir wechselten hier Blicke, die in die verborgene Tiefe dringen sollten. Den meinen gelang es; aber der glatte Spiegel meiner Jugendstirne blendete den Forscher. Mein ganzes Daseyn hatte sich ins Herz gezogen.

Nun so wird er Euch auch vertraut haben, daß ich es war, der ihm den Weg zur Größe und Macht vorzeichnete.

Dieses sagte er mit einer Miene, die auf Dank rechnet.

— Und wenn er es gethan hätte?

So hätt' ich doch den inneren Schalk errathen! Don Raphael, Ihr werdet es weit bringen; nur erst heute freu' ich mich unsrer Verbindung. Da Ihr das wußtet und doch die Verbindung mit meiner Tochter suchtet, so müssen Ehr- und Ruhmsucht gerade so tief in Eurem Herzen Wurzel gefaßt haben, als ich immer glaubte.

Ich war gegen die Wahl meiner Tochter, weil ich einen Sohn zu haben wünschte, der mit mir einverstanden, von mir geleitet, nur an der Größe meines Hauses arbeitete; der fähig wäre, meine kühnen Entwürfe zu befördern. Ich hab' den Mann in Euch gefunden, und nun mögen auch die Vorwürfe meines Gewissens schweigen, die es mir in schwachen Zeiten über den schnellen Tod Eurer Mutter machte. Mein Eifer, Eurem Vater und dem Könige zu dienen, war vielleicht zu tadeln; aber ward er nicht das Opfer seines Eigensinns? Meint' ich's nicht gut mit ihm? Feuerten mich nicht seine Anverwandten dazu an? Um des Guten willen, das ich nun dem Sohne erweisen kann, mag ich nun das Böse vergessen, das zufällig den Vater durch meinen Eifer traf. Dieß war mein erster Wunsch, als ich Euch kennen lernte. Er ist erfüllt!

— Aber es kostete ihn seine Augen, Don Antonio!

Die er nicht brauchen wollte, sein Glück zu sehen, antwortete er schnell.

Es war gleichwohl eine menschliche Stimme, die diese Worte aussprach.

In eiskalter Wuth zog ich den Degen und rief: mein edler Vater, ich danke dem vergeltenden Schicksal, welches das verblendete Opfer, nach dem ich so lange geforscht habe, meiner Rache entgegen trieb. Im hohen Gefühl des Danks will ich es schlachten und der Rache ganz genießen! Bebe nur, die kalte Hand des Todes soll dich fassen, dich vor deinen Richter stellen, der nun helle sieht. Verkünde ihm die Rache seines Sohns!

Er griff, während meiner Rede, nach seinem Degen, vertheidigte sich mit vielem Muth; aber bald faßte ich ihn an der Brust, warf ihn zu meinen Füßen, trat auf seinen bebenden Leib und stieß ihm das Schwert der Rache durch die Brust. Ich verließ das Gemach der Rache. Sie kam mir bebend entgegen, wollte meine Knie umfassen — ich schrie ihr zu: entweiche meiner Rache — diesen da hat sie schon gefunden. Dann warf ich mich aufs Pferd und kehrte nach dem Meierhof zurück, entschlossen, die Folgen der That geruhig abzuwarten.

Besser, mein Vater hätte mir den Urheber seiner Schmach genannt. Aus Furcht, die Rache möchte für mich gefährlich werden, verschwieg er ihn.

Wer kann den Spruch der Vergeltung abändern, wer in ihre heilige, ewige Rechte greifen, durch die allein die Menschheit besteht? Mich stieß vorwärts das Schicksal, trieb

mich zu dem Verbrecher auf dunkeln Pfaden, damit er fiele unter meiner rächenden Hand; aber auch ich mußte in das Gewebe mit verflochten werden, das anders ihn allein umsponnen hätte. So spottet der Zufall — wie soll ich's nennen? — der menschlichen Vorsicht. Recht mußte geschehen, muß geschehen, daß die Kühnheit der Verbrecher gebeugt werde. Darum verblendete ihn das Schicksal, daß er sich in seinem eignen Wahn verfinge. Hätt' ich ihn sonst nicht ausfinden müssen durch den widrigen Eindruck, den er auf mich machte, durch den Haß, den er mir einflößte? durch die dunkeln Warnungen deines Briefes?

Nicht meines Vaters Schweigen, nicht dein Eid konnten ihn retten. Empört ging ich weg von seinem Angesicht und mußte wiederkehren; Zufall mußte sich an Zufall knüpfen, bis der alles Entscheidende uns Stirne gegen Stirne stellte, ich mit Kälte gewaffnet ihm das Geheimniß entlockte, zur Selbstanklage ihn zwang und das leise schleichende Werk der Vergeltung zur blutigen Vollendung gedieh! Es mußte geschehen, mußte so geschehen, daß der Pfeil der Rache die Hand des Schützen zugleich verwunde. Auf das Grab meines Vaters will ich den blutigen Degen legen. Ich fühle, daß mich diese Geschichte zum Manne gemacht hat; aber der Grimm, die Starrheit, der Genuß der Rache, die Menschen, die ich diese Zeit her gesehen, erregen ein Gewühl von Gedanken und Empfindungen in mir, die sich zu einem schrecklichen Ganzen zu bilden drohen. Mußte ich darum meine stille Heimath verlassen, um mein Herz durch die Erfahrung vergiften zu lassen? Meine Einbildungskraft mit düstern Bildern zu

iſt mein Verſtand. Ich kann nicht klagen, nicht wüthen, nicht weinen, und hoffe, ich werde es nicht thun, wenn auch mein Herz wieder warm, meine Sinne wieder lebend werden ſollten. Suleima, die Ahnungen, die vor mir ſchwebten, wehten als Warnungen aus der Geiſterwelt, von dem Grabe meines Vaters her. Dieſes glaub' ich, ja dieſes glaub' ich. Meine rohen, zerrütteten, von gefährlichen Reizen entflammten Sinne vernahmen, verſtanden nur die Warnung nicht, wollten aus Feigheit, aus Hang nach Genuß ſie nicht verſtehen. Ich darf nicht klagen, Suleima! plötzlich zerriß die düſtre Wolke, die vor meinen Augen ſchwebte, und ſpie das Ungeheuer aus, womit das Schickſal ſie gefüllt hatte. Im ſauſenden Sturme überfiel es mich. Meine peinlichen Empfindungen logen nicht; ich fühlte den Schauder, der das Thier warnt, wenn die ſchön gefärbte Giftblume ſeinen Gaumen reizt. — Ich bitte dich, lies kalt, was ich ſchreibe, und laß nicht den lähmenden Froſt, der nun in meinen Gliedern ſchleicht, in dich hinüber gehen. Sitze da, ein kalter, gleichgültiger, unbeſtochener Richter!

Es ſind heute zwei Monate, daß ich verheirathet bin. Ich habe dir gefliſſentlich nicht geſchrieben, weil mein erſtes unſere Ankunft auf Kaſtellmanſor melden ſollte; vielmehr, ich konnte nicht ſchreiben. Hätt' ich dir nicht ſagen müſſen, daß die peinliche Schwermuth den Glücklichen ins Brautgemach folgte? Der Schimmer reiner Liebe erfüllte es nicht, längſt hatte die Glut ihren ſüß duftenden Kranz verſengt; verwelkt, verdorret hing er um unſere jugendlichen Schläfe. Aber immer dacht' ich noch, ihre Schwermuth entſpringe, wie die meine, aus allzu zarter Empfindung über jenen unglücklichen Zufall,

und hoffte alles Peinliche sollte verschwinden, wenn wir einmal der verpesteten Luft dieses goldnen Hauses, das der Leichengeruch verdorbner Menschheit füllt, entflohen wären. Ich lag dem Vater an — ja, ich bat den Mann, den ich hasse. Seraphine drang in ihn, drang mit Thränen in ihn. Er erfand immer neue Schwierigkeiten, und es ließ sich an, als müßte der Mann endlich sein Weib mit Gewalt entführen, das ich ihm auch ziemlich launig sagte. Er lächelte sein Tigerlächeln, und meinte, es würde mir schon besser gefallen, wenn ich nur erst die Vorzüge Madrids und des Hofs mehr gekostet hätte. Der Thor! Vorwärts stieß ihn das Schicksal, er sollte in der blinden Sicherheit des verhärteten Verbrechers nach der Grube rennen, wo die Vergeltung auf ihn lauerte, wo die ewige Gerechtigkeit ihren Rächer hingestellt hatte.

Ich floh oft diesen mir verhaßten Palast, und hielt mich zu Zeiten eine Nacht auf dem Meierhof Mariens mit Pedro Gomez, ihrem Bruder, auf. Nur hier athmete ich freier. Gestern ritt ich dahin. Gomez versprach, dort einzutreffen; den Morgen gedachten wir zu einem seiner Freunde zu reiten, den ich wegen seiner vortrefflichen Eigenschaften schon längst zu kennen wünschte. Ich benachrichtete Donna Seraphine davon; und ihr Abschied schien mir beklommener als je. Kaum war ich auf dem Meierhof abgestiegen, als mich eine peinliche Unruhe überfiel. Pedro's Schwester folgte ängstlich meinen Bewegungen; ich konnte nicht bleiben; bat sie, mich bei ihrem Bruder zu entschuldigen, und sprengte nach Madrid zurück. Es war Nemesis, die Göttin der rächenden Vergeltung, die mich trieb, mit ihrem glühenden Athem anhauchte.

Die Nacht war eingebrochen. An dem Eingang des Pallastes traf ich eine Senfte; die Fakeln der Begleiter waren ausgelöscht. Als ich in die Vorhalle trat, entdeckt' ich unter den Dienern den jungen Edelmann von dem Stiergefecht.

Wie ein aus der Erde plötzlich aufsteigendes Gespenst erschien ich dem Manne. Er raffte sich zusammen, und flog die Treppe hinan. Ich folgte ihm auf der Ferse, schwebte nah auf seinem Nacken. Er eilte nach den innern Gemächern, nach den Gemächern Seraphinens! Ich wollte die Thür ergreifen, er stellte sich kühn davor und schrie mit starker Stimme: „Don Raphael, nur der Tod kann mir dieses Schloß entreißen!" Ein Schrei des Schreckens brach aus dem Innern; es war die Stimme meines Weibes. Ich zog den Degen, um den Frechen an meiner Thüre zu ermorden. „Das könnt Ihr," lispelte er mit bebenden Lippen, und umschlang das Schloß mit beiden Händen. Mit Heftigkeit trat ich wider die Thüre, sie erbebte in den Angeln. Aus Furcht, sie würde bei dem zweiten Tritt aufspringen, lispelte er mir noch leiser ins Ohr: — „der König!" Kaltes Erbeben goß sich in mein Herz, die Wuth verlosch, mein Besinnen erwachte, der Schleier war zerrissen, da stand das Ungeheuer, das mich erwürgen sollte. Doch wollt' ich ihm näher in die Augen sehen. Ich trat nun kälter und nachdrücklicher gegen die Thür, sie fuhr auf — ich stand auf der Schwelle — sie sank leblos nieder — die Schande, die Verzweiflung zerbrachen meinen Namen auf ihren Lippen. Philipp stand stumm und bebend in der Mitte des Zimmers. Ich hatte genug gesehen. —

Ich bitte dich, faſſe dich, guter Vater! das, was du bisher geleſen, iſt ein gewöhnliches Spiel in Madrid, nur ſieht es nicht jeder ſo kalt und ernſt an, als dein Sohn; aber was du nun leſen wirſt, dieß liegt mehr auſſer dem Gewöhnlichen — doch was wäre auch am Hofe Ungewöhnliches? —

Der Alte beklagte ſich Morgens über das Podagra; das Geräuſch, der Bericht der Einverſtandenen hatten ihn ſchnell davon geheilt. Er kam mir entgegen — ich ſchien ihm ganz gelaſſen, ſo gelaſſen, wie ſeine innerliche politiſche Ueberzeugung und Weisheit längſt berechnet hatten. Er ſchien zu denken, die Maske ſey mir bei der plötzlichen Erſcheinung auf einmal abgefallen. Stumm folgte ich ihm in ſein Kabinet.

Ich hoffe, Don Raphael, Ihr habt den König nicht beleidigt?

— Warum ſollt' ich, Don Antonio?

Was ſollte er von dem jungen Mann nun glauben, den er nach ſeinen vorigen Aeußerungen in Raſerei zu finden glaubte. Mußt' ich ihm nicht ein ausgemachter Hofmann ſcheinen? Aber der Geiſt des klugen Ulyſſes ſtand auf meiner Seite, den ſah er nicht — merkte nicht, daß die rächende Vergeltung ihn mir zugeſellt hatte. Wußt' ich's doch ſelbſt nicht. War ich doch ſelbſt ein Werkzeug, das, von ihr geſtimmt, ihrer Leitung blind gehorchte. — Er fuhr fort:

Ich erſchrack über den Zufall, nun dank' ich's ihm, da ich Euch ſo ruhig ſehe, daß er Euch Dinge offenbart hat, die ich Euch längſt gerne mitgetheilt hätte.

— Auch ich danke es ihm.

Es iſt ein glücklicher Zufall, ſobald Ihr ihn recht zu

nutzen versteht. Laßt uns von dem Schrecken des Königs Gebrauch machen, in den ihn Eure Erscheinung versetzen mußte. Doch laßt mich nur machen. War er sehr erschrocken? sehr in Angst?

— Mich dünkt es!

Philipp, Philipp! wir haben dich! — Es freut mich, Don Raphael, daß ich Eure innere Feinheit, Eure richtig rechnende Klugheit durch Eure rauhe Schale aufgespürt habe; aber eben diese rauhe Schale soll uns nun zum großen Sieg verhelfen. Legt diese Maske noch nicht ab.

Er gefiel sich in seinen Hoffnungen, und fuhr fort:

Euer Vater versäumte einst aus Eigensinn die Gelegenheit, die ihm das Glück darbot, der erste Mann in Spanien zu werden: hier drängt sie sich seinem Sohne nun auf, und unter weit glänzendern, weit sicherern Verhältnissen. Nur auf diesen Grund gebaut, und wir wollen den schwachen König den Lerma's bald entreißen. Ich hab' erfahren, was ein schönes, verschmitztes Weib vermag, und nur Euer Vater wollte dieß nicht fassen.

Nicht fassen, erwiederte ich noch kälter. Mich dünkte, ich läse auf seiner Stirne, hörte aus seinen hingeworfenen Worten etwas, das auf die Enthüllung des finstern Geheimnisses führen sollte. — Ich fuhr fort, er war ein sonderbarer Mann, und übersah zu leicht seinen Vortheil.

Wahrlich, das that er damals, denn er konnte durch Eure Mutter werden, was Ihr nun durch meine Tochter werden sollt.

Und er wollte dieß nicht fassen? Sieh, ganz hat er sich mir doch nicht vertraut, zwar weiß ich —

Wir wechselten hier Blicke, die in die verborgene Tiefe dringen sollten. Den meinen gelang es; aber der glatte Spiegel meiner Jugendstirne blendete den Forscher. Mein ganzes Daseyn hatte sich ins Herz gezogen.

Nun so wird er Euch auch vertraut haben, daß ich es war, der ihm den Weg zur Größe und Macht vorzeichnete.

Dieses sagte er mit einer Miene, die auf Dank rechnet.

— Und wenn er es gethan hätte?

So hätt' ich doch den inneren Schalk errathen! Don Raphael, Ihr werdet es weit bringen; nur erst heute freu' ich mich unsrer Verbindung. Da Ihr das wußtet und doch die Verbindung mit meiner Tochter suchtet, so müssen Ehr- und Ruhmsucht gerade so tief in Eurem Herzen Wurzel gefaßt haben, als ich immer glaubte.

Ich war gegen die Wahl meiner Tochter, weil ich einen Sohn zu haben wünschte, der mit mir einverstanden, von mir geleitet, nur an der Größe meines Hauses arbeitete; der fähig wäre, meine kühnen Entwürfe zu befördern. Ich hab' den Mann in Euch gefunden, und nun mögen auch die Vorwürfe meines Gewissens schweigen, die es mir in schwachen Zeiten über den schnellen Tod Eurer Mutter machte. Mein Eifer, Eurem Vater und dem Könige zu dienen, war vielleicht zu tadeln; aber ward er nicht das Opfer seines Eigensinns? Meint' ich's nicht gut mit ihm? Feuerten mich nicht seine Anverwandten dazu an? Um des Guten willen, das ich nun dem Sohne erweisen kann, mag ich nun das Böse vergessen, das zufällig den Vater durch meinen Eifer traf. Dieß war mein erster Wunsch, als ich Euch kennen lernte. Er ist erfüllt!

— Aber es koſtete ihn ſeine Augen, Don Antonio!

Die er nicht brauchen wollte, ſein Glück zu ſehen, antwortete er ſchnell.

Es war gleichwohl eine menſchliche Stimme, die dieſe Worte ausſprach.

In eiskalter Wuth zog ich den Degen und rief: mein edler Vater, ich danke dem vergeltenden Schickſal, welches das verblendete Opfer, nach dem ich ſo lange geforſcht habe, meiner Rache entgegen trieb. Im hohen Gefühl des Danks will ich es ſchlachten und der Rache ganz genießen! Bebe nur, die kalte Hand des Todes ſoll dich faſſen, dich vor deinen Richter ſtellen, der nun helle ſieht. Verkünde ihm die Rache ſeines Sohns!

Er griff, während meiner Rede, nach ſeinem Degen, vertheidigte ſich mit vielem Muth; aber bald faßte ich ihn an der Bruſt, warf ihn zu meinen Füßen, trat auf ſeinen bebenden Leib und ſtieß ihm das Schwert der Rache durch die Bruſt. Ich verließ das Gemach der Rache. Sie kam mir bebend entgegen, wollte meine Knie umfaſſen — ich ſchrie ihr zu: entweiche meiner Rache — dieſen da hat ſie ſchon gefunden. Dann warf ich mich aufs Pferd und kehrte nach dem Meierhof zurück, entſchloſſen, die Folgen der That geruhig abzuwarten.

Beſſer, mein Vater hätte mir den Urheber ſeiner Schmach genannt. Aus Furcht, die Rache möchte für mich gefährlich werden, verſchwieg er ihn.

Wer kann den Spruch der Vergeltung abändern, wer in ihre heilige, ewige Rechte greifen, durch die allein die Menſchheit beſteht? Mich ſtieß vorwärts das Schickſal, trieb

mich zu dem Verbrecher auf dunkeln Pfaden, damit er fiele unter meiner rächenden Hand; aber auch ich mußte in das Gewebe mit verflochten werden, das anders ihn allein umsponnen hätte. So spottet der Zufall — wie soll ich's nennen? — der menschlichen Vorsicht. Recht mußte geschehen, muß geschehen, daß die Kühnheit der Verbrecher gebeugt werde. Darum verblendete ihn das Schicksal, daß er sich in seinem eignen Wahn verfinge. Hätt' ich ihn sonst nicht ausfinden müssen durch den widrigen Eindruck, den er auf mich machte, durch den Haß, den er mir einflößte? durch die dunkeln Warnungen deines Briefes?

Nicht meines Vaters Schweigen, nicht dein Eid konnten ihn retten. Empört ging ich weg von seinem Angesicht und mußte wiederkehren; Zufall mußte sich an Zufall knüpfen, bis der alles Entscheidende uns Stirne gegen Stirne stellte, ich mit Kälte gewaffnet ihm das Geheimniß entlockte, zur Selbstanklage ihn zwang und das leise schleichende Werk der Vergeltung zur blutigen Vollendung gedieh! Es mußte geschehen, mußte so geschehen, daß der Pfeil der Rache die Hand des Schützen zugleich verwunde. Auf das Grab meines Vaters will ich den blutigen Degen legen. Ich fühle, daß mich diese Geschichte zum Manne gemacht hat; aber der Grimm, die Starrheit, der Genuß der Rache, die Menschen, die ich diese Zeit her gesehen, erregen ein Gewühl von Gedanken und Empfindungen in mir, die sich zu einem schrecklichen Ganzen zu bilden drohen. Mußte ich darum meine stille Heimath verlassen, um mein Herz durch die Erfahrung vergiften zu lassen? Meine Einbildungskraft mit düstern Bildern zu

füllen? Groll einzusaugen bei den Leiden meiner Brüder, weil ich sie nicht stillen kann? Zu theuer sind die Kenntnisse erkauft, die ich hier erworben; jede kostet einen Theil meines Glücks, und ich gleiche dem Kaufmann, der Balsam gegen Gift eintauscht und nun mit verderbender Waare wuchert. Doch ich mußte so geführt werden, um den Verräther zu erschleichen. Bereite mir Musik, bereite mir Ruhe. Nur an deinem Busen kann ich den bittern Groll verhauchen. Noch bleib' ich hier, um abzuwarten, was sie beginnen mögen. Ich bin entschlossen zum Kampfe mit allen den glänzenden Ungeheuern. Wahrlich, Philipp sollte mir so nicht entgangen seyn; aber jene Nacht — diese Zusammenkunft — was sollt' ich an ihm rächen? Was ist sie mir? Hat nicht die Schande den Knoten gelöst, bevor er geknüpft worden? So aufgelöst, daß ihn weder die Macht der Erde, noch die Macht der Natur wieder zusammenziehen kann? Zurück in das Dunkel meiner Wälder. Ich bin frei, wie ich war. Ich irrte in einem wilden, verworrenen, ängstlichen Traume, der mit einer lichten Erscheinung schloß. Aus seinem Blute sprangen keine Rächer, die Töchter des Schicksals sahen es fließen und priesen ihren mächtigen Gebieter.

Hier lies meinen Brief an das Weib und ihre Antwort. Beweine sie, auch ich kann sie beweinen.

An Donna Seraphine!

— Verachtung und Haß trieben mich aus Eurem Palaste und nicht die Furcht wegen der Folgen einer gerechten Rache. Ihr entgingt ihr, weil ich der Scham meine Rache überlassen will, dem Gefühl Eures Herzens, das Meisterwerk der Natur

selbst in Euch geschändet zu haben. Was hätt' ich zu rächen? Ihr seyd für mich nicht mehr in der Welt. Ganz war't Ihr es nie, denn in den trugvollen Ergießungen Eurer Liebe fühlt' ich dunkel, es verbände mich kein reines, meiner würdiges Band mit Euch. Mein Diener wird Euch sagen, wo ich mich aufhalte; ich bin bereit, mich vor ein Gericht des Königs zu stellen und die Ursachen der Welt zu enthüllen, die diese blutige That erzeugten. Stellt dieses Blatt gegen mich. Laut sage ich, ich habe Euren Vater ermordet; doch wähnet nicht, es sey um des Verbrechens willen, in das Ihr verflochten seyd; er beging ehemals eins, welches diese Rache nicht versühnen kann — laßt Euch nach meinem Namen nennen, wenn die Schamröthe es Euch erlaubt. Gegen Natur und Recht verstattet das Gesetz dem Weibe, ihre Schande mit dem Namen ihres Mannes zu decken — nutzt es und seyd glücklich, wenn Ihr könnt. Mein Glück, wie meine Ehre, sind außer Eurer Gewalt; alles, was Ihr auf mich wirken konntet, war, mich einen Augenblick zu bethören. Ich bleibe hier, bis man mich fordert. Raphael de Aquillas.

Donna Seraphine an Don Raphael.

Durch Thränen, Reue und Gebet hoffe ich vielleicht den künftigen strengen Richter zu versühnen. Von Euch hoff' ich es nicht, darf und will es nicht hoffen. Bebend steh' ich vor Euch, ich die Unwürdige, die mit Recht Verworfne. Fürchtet die Rache unsers Hauses nicht. Keiner wird Euch vorfordern, keiner Euch anklagen. Mein Vater ist dem Tode nah, mit ihm stirbt sein Haus und alle seine gefährlichen Entwürfe

des Ehrgeizes. Er selbst lispelte mir ins Ohr, Eure Rache sey gerecht, und befahl mir, sie zu verbergen. Den Arzt hab' ich durch einen Namen erschreckt, der nur Euch nicht furchtbar ist. Dem Urheber meines Unglücks, wenn ich es zwischen ihm und meinem Vater theilen darf, liegt daran, daß die Ursache und die That mit meinem Vater sterben. Man hat bei Hofe ausstreuen lassen, man habe Euch in wichtigen Geschäften nach Italien gesandt. Ihr könnt also ruhig nach Eurem Schloß hinziehen.

— Willkommen wäre mir der Tod von Eurer Hand gewesen; aber ich bin nicht würdig, so zu sterben. Die Schande, der Gram, das Gift des Gefühls meiner Unwürdigkeit sollen mich langsam nach dem Grabe hinleiten, ohne daß mir der Trost der Klage über mein Schicksal bleibe.

Ja, Don Raphael, ich verdiene Eure Verachtung; aber ob ich Euren Haß verdiene, ob die Unglückliche nicht Eures Mitleids werth ist, überlasse ich dem Eindruck meines Schreibens. Ich flehe nicht um Euer Mitleid, tiefer bin ich gefallen als eine meiner Gespielinnen; aber nicht so tief, daß ich Eure Vergebung wünschen könnte. Ich fühle aus meinem Herzen, aus dem Euren, daß wir ewig getrennt seyn müssen, daß Ihr mir nicht vergeben dürft, ich keine Vergebung von Euch empfangen darf und lebte auch mein Vater und hätt' ihn Eure Rache auch nicht so schrecklich getroffen. Sollte die Reuende ewig vor ihrem unsträflichen Richter zittern? In jedem seiner Blicke ihr Verdammungsurtheil lesen? Es in jedem seiner Worte hören? Ihr seht, daß ich weiß, wie ich seyn müßte, um neben Euch zu leben; Ihr sollt sehen, daß ich es immer

tief empfunden habe. Auch rechtfertigen will ich mich nicht; will nur zu Euch reden, wie ich einst zu dem Richter meines Lebens reden werde.

Mein Vater erfüllte mein unerfahrnes Herz mit dem glänzenden Wahn der Welt, von dem Augenblick meines Aufkeimens. Er vergebe mir diese Anklage um des peinlichen Schmerzes, den ich dabei leide. Meinen Hang nach edlern Genüssen und Beschäftigungen verlachte er, sah nichts in seiner Tochter, als die aufblühende Schönheit, durch die er sich einst mit dem ersten und mächtigsten Hause zu verbinden hoffte. All sein Streben ging dahin, mich zu diesem Zweck zu bilden. Es sind nun sechs Monate verflossen, daß er sich mit dem Herzog de Lerma entzweite; von diesem Augenblick wandte der von Ehrgeiz Verblendete alles an, diesen mächtigen Günstling zu stürzen. Der König hatte mich oft am Hofe gesehen, zu meinem Vater von mir gesprochen und darauf baute er seinen Plan — laßt mich einen Schleier vor diese seine That ziehen. Mich, mich will ich anklagen! Mich, die Verblendete, die sich durch Drohungen schrecken, durch Vorspiegelungen bezaubern ließ. Don Alvaro, Euer Vetter, sollte die Unwürdige zum Altar führen, so war es entworfen. Und — o laßt dieß Euren Haß mildern, wenn ihn etwas mildern kann, er trat dem Entwurf meines Vaters bei und lobte die Gefälligkeit seiner künftigen Gemahlin. Ich sah Euch und wagte Euch zu lieben, wagte es mit diesem Herzen. Als Euch mein Vater so unerwartet zu uns führte, versank ich in Scham. Ich fühlte meinen schrecklichen Fall, fühlte, eines solchen Mannes nicht mehr werth zu seyn. Da ich Euch nun näher kennen

lernte, die Stärke Eures Geistes, die Sanftmuth Eures Herzens mir sichtbar wurden, ich Eure edlen Gesinnungen in Euren Augen las, durch meine ausgesandten Diener Eure edlen, stillen Thaten vernahm, die allem Gefühl abgestorbenen Höflinge vor dem freien, offnen Sohn der Natur erbleichen sah und bald Eure ganze Größe und Erhabenheit, der ich mich vergebens nachzuschwingen strebte, in meine Seele sank; da verfiel ich in die Euch so räthselhafte, mir so qualvolle Schwermuth. Ich fühlte mich Eurer unwürdig; aber die eigennützige Liebe siegte und ich konnte den Wunsch nicht bezwingen, den Mann meiner Bewunderung mein zu nennen, es koste, was es wolle.

Wie oft lag ich vor den Bildern der Heiligen in meiner einsamen Kammer, jammerte und seufzte, daß sie mir Euch zugeführt hätten, da ich Eurer nicht mehr würdig wäre! Vor ihnen klagt' ich meinen Vater, den König, Euren Vetter an und rief zum Himmel, mich durch seine Blitze zu reinigen, zu vernichten und, ach, mich wieder tadellos zu schaffen. Mit meinen Thränen benetzte ich das Bild der Allreinen — ihr milder, erhabener Blick, der Aller Schmerzen heilet, verwundete mich — denn das, was ich verloren, sah ich in ihrem heiligen, göttlichen Angesicht.

Mein Vater drang in die Vermählung mit Eurem Vetter; ich sagte ihm mit mehr Muth, als ich ihm bisher gezeigt: Ihr müßtet der Mann seyn und nie ein andrer. Ich fand ihn gefälliger als ich vermuthete. Den einzigen Einwurf, den er mir machte, war: Eure Art zu denken und zu handeln. Er fürchtete, Ihr möchtet dem Plan nicht beistimmen, den er so glücklich ausgeführt, vielleicht durch Eure sonderbare

Heftigkeit das ganze politische Gewebe seines Verstandes zerreißen. Doch der Hang des Hofmanns, den Menschen immer schlecht zu denken, flößte ihm bald den Wahn ein, Euer Betragen sey nichts, als eine neue, klug erfundne Maske. Euer Vetter, der durch die Verbindung zwischen Euch und mir denselben Zweck zu erhalten hoffte, ließ sich die Veränderung gern gefallen. Die Herrschaft über den König suchten sie und dazu war ihnen jedes Mittel gleich und gut. Von solchen Männern ward ich geführt. Meine Mutter durfte nie reden; sie weinte im Stillen über mich und fürchtete die Zukunft. Tausendmal schwebte das schreckliche Geheimniß auf meinen Lippen, wenn ich sah, wie theilnehmend Ihr auf den Schmerz blicktet, der an meinem Herzen nagte. Die Scham, die Furcht, Euch zu verlieren, die Vorstellungen meines Vaters, der Euch, nach seinem Ausdruck, erst nöthigen wollte, ihm Eure verborgene Denkart zu enthüllen, hielten mich zurück. Dieser sträflichen Zurückhaltung folgte bald ein größeres Verbrechen, ein Verbrechen, das ich Euch nicht nennen, das ich kaum berühren kann. Die Reue will's und die Scham hält mich zurück. Als Ihr mir den Entschluß, Euch auf eine Zeit lang zu entfernen, vertrautet, sah ich, was ich längst gefürchtet hatte, daß ich Euch verlieren müßte, daß Euch Euer innrer Geist vor der Gefallnen warnte. Gleich solltet Ihr mir werden — durch Ueberraschung an die Gefallne gefesselt werden. Verachtet mich, nur haßt mich nicht. Don Raphael, es war ein Augenblick, worin ich um Eures Besitzes mit diesen schwachen, zarten Händen, mit diesem Herzen, das jede Klage des Leidenden zerreißt, gemordet, allen Heiligen, dem Himmel selbst

entsagt hätte. Und that ich's nicht? That ich nicht mehr? Zerriß ich nicht da den Schleier, der Euch bisher die Unwürdige verbarg? Zerstört' ich nicht gänzlich den schwachen Rest meines eingebildeten Glücks? Die Strafe, die Reue, die Verwirrung, die auf diesen kühn entscheidenden Augenblick folgten, waren schrecklich. Nie empfand ich mehr mein Unglück, meinen Fall, als da Ihr Euch aus meinen Armen rißt. Da sah ich mich in der tiefsten Erniedrigung. Damals als ich in Euren Augen, auf Eurer Stirne den Unwillen, das edle Zürnen gegen Euch selbst sah, da hätte mich der Tod ergreifen sollen. Nie hat ein erhabenerer Mann vor einem verworfnern Weibe gestanden. — Was für ein Wesen seyd Ihr, das weder Lust, Ehrgeiz, Herrschsucht, noch Größe blenden! der alle ihre Schlingen zerreißt und sie zu Siegeszeichen über unsre Verderbniß macht. Kehrt in Eure Gebüsche, in Eure reine Luft zurück, flieht die Pest hier, die, wenn sie Euch auch nicht anstecken kann, wenigstens den reinen Spiegel Eurer Seele durch ihren giftigen Hauch befleckt. O daß ich meine Seele von ihren Flecken reinigen könnte, daß ich wiedergeboren werden könnte in der Hütte des Armen, fern von den Zerstörern aller guten Empfindungen, und nur einen Augenblick Eurer würdig werden könnte! Umsonst — das Loos ist geworfen — unwiderruflich ist der Spruch der Verachtung, der Schande über mich ausgesprochen. Unersetzbar ist mein Verlust, der Tod, der alles tilgt, tilgt diese Schuld nicht. Hier und dort darf ich Euch nicht nahen — die unsterbliche Seele wandert noch jenseits des Grabes in der düstern Hülle der Schande und darf den Reinen nicht begrüßen.

Seht — ich schreite über glühendes Feuer, da ich dieses schreibe — die Scham hält meine Feder zurück — und doch muß ich es sagen — muß den einzigen Trost, die einzige Erleichterung in der Entdeckung suchen — ich muß es sagen und vernähme mich das ganze Menschengeschlecht — meine Duena überraschte uns, weil sie uns auf meine Veranstaltung überraschen mußte. Leset weiter! leset schnell weiter! Verachtet mich, nur haßt mich nicht!

Als ich Euch wieder sah, hing das Geschehene in düstrer Schwermuth um Eure Stirne. Im Staube lag das hohe Ideal, das Ihr von mir geträumt hattet; und ich zitterte jeden Augenblick, es würde Licht in Eurer Seele über mich werden, Euer forschender Blick würde in meinem Herzen das widrige Geheimniß erforschen. Wie ein Räthsel, das man auf Gefahr seines Lebens lösen soll, sah ich es vor Euren trüben Augen schweben. Ich sah Euch unglücklich — Eure Stärke zerschlagen, Euren Muth geschwächt, Eure Empfindungen im peinlichen Schwanken, und noch wußtet Ihr nichts — noch trautet Ihr der verführten Verführerin. Es war nun nicht mehr die Liebe, die mir Euch zuführte; es war Unterwerfung unter ein gehäßiges Schicksal. Ich wollte reden, ich durfte nicht reden; andre Kunstgriffe sollten erst Euer Herz bestricken und Eure Stärke brechen. Ihr solltet uns erst gleich werden oder bekennen, daß Ihr es immer gewesen. Spottet der Thoren! Ich spottete ihrer, weinte über den Gedanken der Möglichkeit, in dem Augenblick, da ich die Erfüllung wünschte. Ja, in meinem Wahnsinn wünscht' ich Euch mit einem Verbrechen beladen zu sehen, um das meine

gegen das Eure aufzuwägen. Nie trat ein beneideteres, nie ein unglücklicheres Paar zum Altar. Schuld in dem Herzen der jungen, blühenden Braut — düstre Ahnungen, quälende Zweifel in dem Herzen des schönsten, edelsten Bräutigams. Die Verbrecherin zitterte an Eurer Hand und Euer männlicher, feierlicher Ernst verkündete der Bebenden den künftigen unerbittlichen Richter. Nur dann, wenn Ihr mir von dem Aufenthalt Eurer Jugend spracht, mich von dem Glück Eurer Kindheit unterhieltet, heiterte sich meine Seele auf. Ich sah Trost darin, diese gefährliche Stadt zu verlassen! Ich sah Trost darin, mich dann zu Euren Füßen zu werfen, Euch das Bekenntniß zu thun und mich Eurem Ausspruch zu überlassen. Gewiß würdet Ihr der Unglücklichen einen Winkel in Eurem Schlosse angewiesen haben, wo sie in Reue und Buße hätte hinschmachten können. Vielleicht, daß Zeit und Mitleid einst über Euch vermocht hätten, die Gefallne durch einen Blick aufzurichten. Sie ließen es dahin nicht kommen; sie fingen an, an Euch zu zweifeln und fürchteten, die Früchte ihrer Bemühungen zu verlieren. Durch List führten sie den König zu mir — vergebens würd' ich sagen, schuldlos war die Zusammenkunft — hier findet keine Rechtfertigung statt und keine will ich mir verstatten. Die Verzweiflung sauge an meinem Herzen. Die Scham, die Schande, mein Verlust, das peinvolle Erinnern an Euch seyen von nun an meine Gefährten. Schnell werden sie den Augenblick befördern, wo ich noch einmal Eurer würdig werden kann — wenn die Blässe des Todes mich decken, mein Herz erstarren wird und ich nichts mehr sehen und fühlen werde, als Euer Bild und

die gewünschte Auflösung. Ich danke Euch, daß Ihr mir das Verbrechen meines Vaters verschweigt — er hat es mir selbst entdeckt und ich, die für alle Unglückliche Thränen hatte, habe keine für ihn. — Ich würde es Trost nennen, wenn Trost für mich zu finden wäre, daß dieser Euer Wink mich von dem Vorwurf befreit, Schuld an seinem Tod zu seyn. Mein Verbrechen hatte keinen Theil an Eurer Rache! O mein Vater, daß ich dich nur beklagen, nicht beweinen kann! daß ich deinem Mörder dieß gestehen muß! daß bei deinem Tod die alles rächende Gerechtigkeit, selbst die Natur, in deiner Tochter Herz verstummen muß!

Don Raphael! Vor einigen Tagen lispelte man mir leise ins Ohr — wie soll ich Euch dieses sagen? — noch eine Hoffnung — ein starkes Band knüpfe mich an dieses traurige Leben. Ganz könnt' Ihr nicht von mir scheiden; doch hoff' ich und suche nichts für mich durch diese Entdeckung. Mit schmerzvoller Wonne werde ich das Einzige, was ich von Euch habe, empfangen und über mein Unglück auf seine Wangen weinen.

Laßt mich immer Euren Namen mir zum qualvollen Vorwurf tragen! Wird er Euch nicht an mir rächen, so oft ich mich nach Euch nennen höre? Ich war geboren, ihn zu ehren; dieß fühl' ich, so tief ich nun gefallen bin. Der, dessen Güte mein Herz zum Bessern gebildet hatte, vergeb' es dem Leidenden, zu dem ich nun gehe, ihm beizustehen, ihn zu beweinen, wenn ich mich und mein Elend bei dem seinen ganz vergessen kann. Seraphine de —

Drittes Buch.

1.

— Don Antonio ſtarb nach zehn Tagen an ſeiner Wunde. Raphael blieb noch einige Zeit mit Pedro de Gomez auf dem Meierhof, und da keiner ihn vorforderte, ſo eilte er auf ſein väterliches Schloß. Er flog in Suleima's Arme, in den Schooß der Natur, wie der junge Hirſch, der unvorſichtig den unzugänglichen Aufenthalt ſeiner Freiheit verließ, ſich nach lichten Gegenden des Waldes begab, wo den Unerfahrnen kaum die Hunde der Jäger erblickten, als ſie auf ihn anſchlugen, um ihn bis zur Entkräftung zu verfolgen. Aber der kräftige Sohn der Wälder ſetzte über Netze, Gräben und Gebüſche, und kehrte, obgleich abgejagt und athemlos, doch frei und gerettet in das ſichre Land ſeiner Jugend zurück. Nun fühlt' er erſt, daß Sicherheit und Ruhe in der Beſchränktheit beſtehen. Eben ſo fühlte ſich Raphael; er lag lange ſtumm in Suleima's Armen, bis deſſen milde Worte und ſanfte Töne der Freundſchaft Thränen aus ſeinem Herzen lockten. Er empfing den Geretteten, wie der Prieſter der Natur, und zeigte auf die Schätze unſerer erhabenen Mutter mit der Heiterkeit und Ruhe, die nur ſie verleiht. Von dem Geſchehenen ſprach er wie von einem Traume, einem

warnenden Gesichte, führte ihn hinaus in die Gefilde zu den Hütten seiner Vasallen, die seine Ankunft als einen festlichen, glücklichen Tag feierten. Er unterhielt ihn von dem Glück und der Lage eines jeden, von den neuen Anstalten, die er hier und da gemacht, und stimmte sein Herz zu sanfter Theilnehmung.

Raphael sehnte sich nach dem Grabe seines Vaters, und kaum war alles zur Ruhe, als er mit Suleima nach dem Saal ging, das Siegel erbrach und in das Gewölbe trat. Er stürzte auf das Grab: „mein Vater, hier bin ich wieder, an dem seligen Ort, den ich nie hätte verlassen sollen; aber das Verhängniß wollte es, und ich kehre nun wieder mit zerrißnem Herzen. Ich habe den Mann gesehen, der deine Tage in die Finsterniß des Grabes hüllte, der die Edle, hier Schlummernde, verfolgte, und sie zwang, das Licht zu fliehen. Auch deinen Sohn wollte er verstricken; aber getreu deinen Lehren und den Empfindungen, die du seiner jungen Seele eingeflößt hast, entfloh er noch den gefährlichen Schlingen. Sie wollten mich fangen mit dem Netze des Wahns, ich habe es zerrissen, und bin werth an der Stelle zu stehen, die du geheiligt hast. Die Natur hat deinen ihr geweihten Sohn wieder aufgenommen und ihm verstattet, ihre heiligen Rechte durch Wiedervergeltung an deinem Verfolger zu rächen. Bis zu seinem Herzen führte mich das Schicksal durch dunkle Wege, fügte Zufall an Zufall, bis er selbst sich entlarvte. Diese Rache heilt viele der Schmerzen, die ich gelitten. Hier leg' ich das blutige Werkzeug meiner kindlichen, gerechten Rache nieder; so wollt' es die ewige Gerechtigkeit! Zu

ihrem Dienſt bin ich gerüſtet, ſo oft mich die gedrückte Menſchheit ruft. Nur um ihretwillen werd' ich den Ort deiner Ruhe verlaſſen. Heile, mein Vater, die Wunden meines Herzens! Bringe meine verworrnen Gedanken zur Eintracht! Laß mich wiederum werden, wie ich damals war, als das Licht deiner ſchönen Seele die Dunkelheit der meinigen erleuchtete."

Suleima richtete ihn gerührt auf — verſiegelte das Grab, und führte ihn zurück.

Noch waren die empörten Geiſter Raphaels nicht ruhig, er ſprang dieſe und die folgenden Nächte oft von ſeinem Lager auf — der Schlaf floh ihn — er ſah und hörte düſter und verſchloſſen auf alles, was um ihn geſchah. Suleima bemerkte ſeinen Zuſtand mit innerm Schmerz; er fürchtete, die plötzliche Erfahrung, die unerwartete empörende Entwicklung der Begebenheiten, in die er in Madrid verflochten war, möchten den Samen zu Mißmuth, der ſo ſchnell aufſchießt, unſern edlen Kräften ſo gefährlich wird, zu tief in ſein Herz geſenkt haben. Aber noch war dieſes Gift nicht tief in Raphaels Herz gedrungen; das Gute ſeiner Natur ſiegte über die Wirkung der Mißgeſtalten, die ſich ihm ſo ſcheußlich offenbart hatten. Nur ein Gefühl erhob ſich klar in ſeiner Bruſt: den Ort zu meiden, wo ſich das Verderben zuſammendrängt, damit es ihn, da er es nicht hindern könnte, nicht in den gefährlichen Strudel zöge. Das, was ihn jetzt ſo tief und ernſt beſchäftigte, war Nachſinnen über das Vergangene. Er glaubte, das Schickſal habe darum von lange her Zufall an Zufall gereiht, ihn durch ſie, als den

von ihm und der Natur bestellten Diener der Rache, bis zu dem Augenblick fortgestoßen, worin er den sichern, verborgenen Verbrecher ergriff und opferte. Von Glied zu Gliede lief er die Kette der Begebenheiten durch, und glaubte in jedem die Spur der allwaltenden Gerechtigkeit zu entdecken; aber sein Herz erbebte, da sein spähendes Auge wahrnahm, wie das Schicksal durch den Verbrecher die von der Natur so schön und edel gebildete Jungfrau mit in die Verkettung gezogen, daß sie als Mittel zu seiner Enthüllung dienen mußte, um dann als Opfer so schrecklich zu fallen. Obgleich Betrachtungen dieser Art seine Schwermuth beförderten, so verstärkten sie doch zu gleicher Zeit das Gefühl von Entsagung und Hingeben in seiner Seele; und je näher er die Macht über sich schweben fühlte, welcher der Mensch nicht entfliehen kann, je sicherer, fester ging er vorwärts.

2.

Don Raphael war schon acht Tage auf seinem Schlosse, und noch hatte er Almerine, Suleima's Tochter, nicht gesehen. Suleima wollte sie ihm mit seinem Sohne, den er von dem Gebirge erwartete, zugleich vorstellen. Aber Almerine hatte den jungen Mann, von dem ihr Vater, als dem Wohlthäter ihres verfolgten Volks, als dem Sohn seines Erhalters gesprochen, auf seinen einsamen Gängen gesehen und lange für ihn gelitten, da sie ihren Vater um seinetwillen in Angst und Sorge sah. Sorgfältig vermied sie ihn nun und schwebte um ihn, wie ein liebender, besorgter Geist der unsichtbaren Welt. Auch genügte ihr dieß, und sie sah ihn mit frommem Entzücken, wie den wohlthätigen

Genius ihres Volks, in schöne menschliche Gestalt verhüllt, in den dunkeln Gebüschen wandern.

Raphael war mit Suleima ausgegangen, seine Vasallen zu besuchen. Bei einbrechender Dämmerung kehrten sie durch das dunkle Gehölze zurück, in traurigen Gesprächen über den nahen Sturm begriffen, womit die Wuth der Priester den Unglücklichen drohte. Auf einmal hörten sie in arabischer Sprache Klagen, von der mit Ruinen bedeckten Moschee, in die Laute singen. Sie glichen dem Trauergesang eines abgeschiedenen Geistes an dem Grabe der Tugendhaften; und so saß auch die Sängerin, gehüllt in den Schatten der Eichen, auf den bemoosten Steinen. Suleima stand betroffen, und Raphael lauschte auf die Worte der Klagenden:

„Almansor! den Trümmern deiner Moschee gleicht nun das Volk, das du führtest über das Meer, unter den schattichten Palmen zur Freiheit geboren.

Ach dein edles Volk, die Abkömmlinge deines blühenden Hauses, schmachten unter dem Druck der mächtigen, blutdürstigen Verfolger. Sie flüchten in die öden Gebirge, verbergen sich in den Höhlen, um dem Gott ihrer Väter ihre Leiden zu klagen.

Ohne Hülfe läßt er sein Volk! Zur Verfolgung werden wir geboren, im Staube liegen deine Kinder, verhöhnt und zertreten von den Uebermüthigen.

Die Flügel der Schwalben müßten wir haben, um ihrer Wuth zu entfliehen! O gib uns die Flügel der Schwalben, daß sie uns tragen über das Meer und wir uns sammeln unter den Palmen in Arabiens duftenden Gefilden!

Dort wollen wir preisen den Gott unsrer Väter und seinen Propheten! Besingen die Thaten des großen Almansors! Hier dürfen wir nicht preisen den Gott unserer Väter, nicht laut nennen seinen Propheten, dürfen nicht laut weinen über unsere Schmach, nicht klagen über die Leiden, womit sie uns plagen.

Doch laut darf klagen Almerine, die Tochter deines edlen Enkels, sie darf klagen über die Leiden ihrer Brüder und Schwestern, und alle dürfen klagen über das Elend ihres Volks, die diese blühenden Thäler bewohnen. Ein uns schützender Genius lebt in dem von dir erbauten Palast. Mein Herz opfert ihm stille Seufzer, reine Gebete, melodischen Gesang und sanftes Saitenspiel.

Almansor, wenn ich ihn nicht sehe, so schwebt er vor mir, gleich einem Genius; aber wenn ich ihn wallen sehe, zu meinen Brüdern freundlich sprechen höre, so freue ich mich, daß er ein Mensch ist, und danke dem, der ihn schuf, uns Unglücklichen zum Trost!"

Hier löste sich der Gesang der Klagenden in einen Seufzer auf, der mit dem Nachklang der Laute und ihrer Töne in Raphaels Herz floß. Mit leisen Schritten, als ginge er einer himmlischen Erscheinung nach, die er durch Geräusch zu verscheuchen fürchtete, nahte er den Ruinen, die das Grab umschlossen. Seine gespannte Seele wähnte einen Augenblick, es seyen wirklich die Klagen eines Abgeschiedenen über den Verfall des Hauses und des Volks Almansors. Er erblickte auf dem Moos die erhabene Gestalt. — Ihr Anzug — ihre Stellung — ihre Blicke — ein sanftes Lispeln der

Luft in den Blättern der Eichen, die sich dunkler färbende Dämmerung, durch welche die letzten Strahlen der Sonne wie durch einen vorgezogenen Flor schimmerten, beförderten die Täuschung. —

Als Almerine ihn erblickte, sank die Laute in ihren Schooß, und da sie ihren Vater hinter ihm gewahr ward, erhob sie sich schnell, schwebte gleich einem Geiste über das dunkle Moos, und verschwand hinter den dicken Stämmen der Eichen.

Raphael folgte ihren Bewegungen, und als sie verschwand, wandt' er sich gegen Suleima; seine Blicke schienen ihn über die Wirklichkeit der Erscheinung zu fragen.

Suleima schwieg.

Raphael. Umschweben die Geister der Vorwelt die Grabstätte des Beschützers ihres Volks?

Suleima. Daran zweifle ich nicht. Doch diese Erscheinung, die so melancholisch die Leiden ihres Volks beklagt, ist in jugendlichen Körper gehüllt; es ist Almerine, meine Tochter.

Raphael. Deine Tochter! und du verbargst mir sie so lange?

Suleima. Ich wollte sie dir mit meinem Sohne zugleich vorstellen, und dich für beide um deinen Schutz bitten. In ihm hoff' ich dir einen Freund zu geben, der deinem Dienste ein kräftigeres, längeres Leben zu weihen hat, der durch Muth und Treue das erfüllen wird, woran mich mein nahendes Alter hindert. Der Dank, den ich diesem hier Ruhenden schuldig bin, wird nicht mit mir sterben.

Raphael. Du bist mein Vater, und ich hoffe, deine Kinder werden darum gern mich Bruder nennen. Komm, laß uns der fliehenden, schönen Erscheinung folgen. Nun erst erinnere ich mich, daß Almerine erschrack, als sie uns erblickte. Suleima, wenn je ein Geschöpf gebildet war, das körperlich vorzustellen, was unsere Seele in ihrer reinsten Erhebung unter Wesen jener Welt denkt, so scheint sie es zu seyn. Komm, sie wird durch das melancholische Lispeln ihrer Klagen, durch ihre sanfte Musik die bittern Erinnerungen verscheuchen, die mich noch immer verfolgen.

Sie traten in das Schloß; Suleima suchte seine Tochter auf, und führte sie in den Saal, wo Raphael sie erwartete. Leise bebend, mit jungfräulicher Schüchternheit nahte sie; sanfte Röthe umflog mehr ihre Wangen, als daß sie dieselben färbte.

Almerine, sagte Suleima, der edle Sohn meines edlen Beschützers will dein Schutz, dein Bruder seyn.

Raphael. Laß mich sie erst fragen, mein Vater, ob sie meine Schwester seyn will; ob ich's werth bin, mich ihren Bruder zu nennen. Darnach streben will ich gern, will mir gern angelegen seyn lassen, ihre Gunst zu erwerben.

Suleima. Warum so schüchtern, mein Kind?

Almerine. Ich bin nicht schüchtern, mein Vater, nur weiß ich nicht, was ich jetzt sagen soll, da er meinem Herzen die Worte genommen hat, die ich ihm sagen wollte.

So knüpfte sich bald der Knoten freundlicher Vertraulichkeit. Asan, der Bruder, kam in einigen Tagen hinzu und Raphael fand mehr in ihm, als Suleima ihm versprochen

hatte. Ihre Seelen wurden eins. Gleicher Muth, gleiche Gesinnungen belebten sie. Einer lebte in dem andern, und sie fühlten die innige, reine Freundschaft, wie die hohe Tugend, ohne sie zu nennen, ohne davon zu sprechen. Almerinens sanfter Geist ergoß sich in lieblicher Zärtlichkeit und jungfräulichen Gefühlen. Ihre Gedanken, von reinen Empfindungen gezeugt, entfielen ihren schönen Lippen, wie die von der Abendsonne vergoldete Blüthe, die der leise West vom Aste haucht.

3.

In den stillen Abendversammlungen erzählte Suleima die Thaten und Geschichten seiner Väter, die schauderlichen Sagen der Bewohner um Kastellmansor von den zwei Riesen am Eingang und wechselte seine Erzählungen oft mit den phantastischen Mährchen Arabiens, die er in das Gewand der Weisheit und Welterfahrung hüllte. Almerine sang arabische Romanzen in die Laute, von den Zügen der Mauren, dem Heldenruhm ihrer Vorältern, der Wonne und dem Schmerz eines verliebten Paares. So reinigte sich Raphaels Seele nach und nach in ihrem freundlichen Umgang, in dem Schooße der Natur, von allen widrigen Empfindungen und bittern Erinnerungen. Die Gefühle seiner ersten Jugend kehrten unvermischt zurück, wurden fester und bestimmter. Er beschäftigte sich mit Lesung seiner und seines Vaters Lieblingsbücher, besuchte mit den Freunden seine treuen Vasallen, half ihnen durch Rath und Beistand und noch einmal blühte das volle Glück der Menschheit in den Thälern um Almansors Kastell. Der übrige Sommer und ein Theil des Winters

verflossen in Ruhe und reinem Lebensgenuß. Das einzige, was sie störte, war die Furcht der nahen Verfolgung; aber noch schmeichelten sie sich mit der Hoffnung, die wiederholten Vorstellungen des Adels an den König, denen Raphael immer beitrat, und der Nutzen Spaniens würden über die Wuth der Priester endlich siegen.

Mit Kummer bemerkte Suleima die stille Gluth der Liebe in dem Herzen seiner Tochter. Sichtbar blickte sie durch die freundliche Vertraulichkeit, die zärtliche Benennung Bruder und Schwester; was aber seinen Kummer vermehrte, war, daß er in Raphael gleiche Empfindungen wahrzunehmen glaubte.

Eines Abends, da die Glücklichen vertraulich beisammen saßen, sprach Raphael mit Entzücken von dem Augenblick, da er Almerine zum erstenmal gesehen und verweilte lange bei der Rückerinnerung seiner damaligen Empfindung, da er sie für eine Erscheinung der andern Welt gehalten. Er blickte nach ihr, sie nach ihm und plötzlich sagte sie mit einem leichten Seufzer: „o, daß ich es wäre, daß ich Euch so umschweben könnte! Gewiß ich würde ein glücklicher, seliger Geist seyn — vielleicht dürft' ich dann Eurer Seele zulispeln — was ich nun verschweigen muß."

Diese schwärmerischen Empfindungen und Wünsche beflügelten ihre Seele so, daß sich ihr schöner Körper leicht und schnell erhob, sie sanft gegen ihn hinschwebte, sich zu ihm neigte, als habe die Seele den Körper verlassen, der ihre Wünsche hinderte. Sie fuhr mit sanfter Begeisterung fort:

„Dann dürft' ich immer um Euch seyn, freudige Zeugin

der Wohlthaten seyn, die Ihr meinem Volke thut! könnte alle Empfindungen Eures Herzens, alle Gedanken Eurer Seele vernehmen, alle Eure stillen Wünsche belauschen. Wie wollt' ich dahin fliegen, sie zu erfüllen, bevor sie vollendet wären. O, der Zustand der Geister muß ein seliger, ruhiger Zustand seyn!"

Raphael faßte sie in seine Arme. „Ich freute mich damals und freue mich immer mehr, daß sich die Täuschung so schön auflöste, daß die Erscheinung nicht vor mir in Luft zerfloß und ich ein Wesen fand, das empfindet, glücklich seyn und glücklich machen kann. Muß meine Schwester zum Geiste werden, um mich zu umschweben, meine Wünsche, Gedanken und Empfindungen zu belauschen? Kennt sie dieselben nicht alle? Vielleicht würde dieser unkörperliche Zustand ihr genügen, sie glücklich machen; aber auch mich? Süße Schwärmerin, sind wir nicht innig verbunden? Und können wir uns nicht so verbinden, daß uns in dieser Welt nichts mehr trenne; daß wir einst in den seligen Gefilden der künftigen vereinigt hinschweben?"

Almerine löste sich leise aus seinen Armen. Seine letzten Worte sanken mit aller Bedeutung in ihr Herz und zogen sie in die Gefühle zurück, über die sie sich durch den Flug ihrer Seele erheben wollte. An dem sanften Feuer seiner Augen, an der plötzlichen Röthe seiner Wangen zerschmolzen die geistigen Schwingen ihrer Phantasie, sie wankte nach ihrem Sitz und neigte ihr Angesicht gegen ihren Busen.

Suleima sah ernster als je. Die kleine glückliche Gesellschaft konnte diesen Abend zu keinem freien Einklang gelangen.

4.

Raphael ging einige Tage ſtiller und nachſinnender herum, als gewöhnlich. Suleima's Betragen und forſchender Blick waren ihm nicht entgangen. Sein Entſchluß war gefaßt; er wollte es nicht länger verſchieben, ihn dem mitzutheilen, von dem die Erfüllung abhing. Er trat mit der offnen Miene zu ihm, mit der er alle ſeine Empfindungen mitzutheilen pflegte.

Raphael. Siehe, wir alle hier ſind in dem ſchönſten Bund vereinigt; um ihn noch enger zu ſchließen, fehlt nur eins und dieſes ſteht in deiner Gewalt.

Suleima. In meiner Gewalt? mein Sohn!

Raphael. Ja, mein Vater! ich bitte dich, blicke nicht ſo ernſt auf mich; höre freundlich auf das, was ich dir ſagen will. Deine Tochter kann mich glücklich machen.

Suleima. Wie das?

Raphael. Gib mir die zum Weibe, die mein Herz liebt.

Suleima. Wie, zum Weibe! vergißt du, daß du in einer Verbindung ſtehſt, welche die Kirche der Chriſten für unauflöslich hält?

Raphael. Um dir darauf zu antworten, müßt' ich die Natur beleidigen. Kannſt du, darfſt du mit jenen Unſinnigen meine Anſprüche auf das Glück der Menſchheit in Zweifel ziehen, weil man mich durch Betrug in eine Verbindung gezogen, die die Schande gelöst hat?

Suleima. Und wenn ich auch, dieß nicht dürfte, ſo kann, muß ich doch dich warnen, dich nicht von neuem zum

Sklaven des Schicksals zu machen, dem du kaum entronnen bist. Was würde eine solche Verbindung für dich, für mich und uns alle für Folgen haben? Würdest du nicht unsere Hasser und Verfolger gegen uns reizen? Müßten sie nicht an uns und dir die Gesetze rächen, die du so kühn verletzen willst? Uns würden sie durch die Flamme als Verführer strafen — und glücklich wärst du, wenn du ihr entgingest.

Raphael. Dieses habe ich erwogen; aber sage, sollten nicht in ganz Spanien zwei Geschöpfe, unter dem Schatten des Geheimnisses, in dem Schooße der Natur, fern von allen Menschen, trotz den gefährlichen Unsinnigen, glücklich seyn können? Ich will es werden; und nicht du, nicht sie, nicht ich, keiner soll dadurch leiden. Von dir soll diese Verbindung, am Grabe meiner Eltern, geheiligt werden, damit auch ihre Geister den Segen dazu sprechen. Ich erwarte von dem Volk der Christen kein Glück mehr. Wie frei ich von ihnen bin, dieß weißt du; weißt, daß keine Verbindung mich gegen sie verpflichtet.

Zuleima. Dem Innern nach, vielleicht; aber nicht nach dem Aeußern.

Raphael. Darum sollst du, der Priester der Natur, nicht Mohamets, nicht Christus Priester, uns die Kinder der Natur, nach der Weise deiner Altväter insgeheim verbinden. Oder hält vielleicht darum das Vorurtheil den ernsten Mann zurück, weil diese Verbindung Geheimniß bleiben muß? Weil vielleicht die Welt sie anders nennen würde? Willst du dem Wahn unser Glück aufopfern? Wenn mein Vater nun lebte, den Wunsch meines Herzens vernähme, würde er nicht freudig meine Hände in die ihren legen?

Suleima. Aber würde er nicht vorher erwägen, daß er dadurch dein Schicksal mit einem Volk verbände, das nicht weiß, ob es morgen aus diesem Lande verjagt wird; das nicht weiß, ob nicht morgen sein Blut auf den Boden, den es heute noch bearbeitet, fließen wird? Wie, wenn es nun den Wüthenden gelingt und wir fliehen müssen? Du dich von denen trennen mußt, in deren Schicksal du dich gegen alle Klugheit drängst!

Raphael. Noch ist nicht entschieden, was du fürchtest und laß geschehen, was da will. Sieh, ich trete mit dir und ihr unter des Propheten dunkeln Schild. — Stößest du mich weg?

Suleima. Mein Sohn!

Raphael. Ja, ich dränge mich in euer Schicksal und mache es zu dem meinen. Würde ich es nicht thun, wenn du auch hart genug wärst, mich nicht so, wie ich's nun wünsche, damit zu verknüpfen? Bin ich nicht dir, bist du nicht mir mit allem, was dir angehört, von dem sanft Ruhenden übergeben? Nie werd' ich euch verlassen. Es ist ein erhabenes Gefühl, was ich jetzt in meinem Busen trage, und ferne sey von mir, es zu einem eigennützigen zu machen. Ich lege mein Glück in deine Hände und frage dich noch einmal, willst du mein Vater seyn, so seyn, wie ich dir sagte?

Suleima. Nur wenn ich muß.

Raphael. Nur wenn du mußt, Unfreundlicher!

Suleima. Tritt die Gebräuche deines Volks mit Füßen; was bleibt dir übrig, wenn sie einst die Beleidigung rächen, als der Gedanke, ihre Rache berechtigt zu haben?

Raphael. Berechtigt? Nun so muß ihr Unsinn Klugheit, ihre an mir ausgeübte Bosheit Gerechtigkeit, die Verfolgung gegen euch Wohlthat, ihre Heuchelei, ihr Blutdurst Religion seyn! So sind die Gefühle der Natur, der menschlichen Rechte Verwegenheit und Aufruhr; so darf keiner mehr wagen, sich über den Morast zu erheben, in dem sie sich wälzen und der Spanier ist allein geboren, sich von Männern blindlings leiten zu lassen, die seine besten Eigenschaften zu Verbrechen und seine schlechten zu Tugenden zu machen wissen. Opfre diesem Wahnsinn, laß den zum Glück geschaffenen nach der Wonne des Lebens lechzen, laß sie hinschmachten in der Blüthe der Jugend und trenne was die Natur verbunden hat.

Zuleima. Raphael, du entscheidest durch diesen Schritt über dein Leben; ich sehe vor meinem bangen Geiste das Gewebe des Schicksals schweben, das uns und dich mit uns umgeben wird. Und wie magst du dem Schicksal Folgen zuschreiben, die du aus freier Wahl veranlassest? Dieses dunkle Wort hat nur für den Verunglückten einen tiefen, tröstenden Sinn, der sein Verhängniß nicht selbst bestimmt, der ohne Schuld und Vorwissen von dem Strudel gewaltsamer Begebenheiten dahin gerissen wird. Doch du bist entschlossen und dieß scheint dir für dich genug; aber soll der Vater nicht vorher die Tochter fragen, ob sie sich dem Gerüchte aussetzen will, das nothwendig über sie ergehen muß, wenn sie in diese geheime Verbindung mit dir willigt. Hat das Volk das Recht auf guten Leumund darum verloren, weil es in Unterdrückung seufzt?

Raphael. Dieſes fällt ſchwerer in mein Herz; doch bedenke, mein Vater, daß mein und ihr Glück davon abhängt; bedenke, daß Raphael dich auffordert, ihn ganz zu dem deinigen zu machen. — Laß uns nun hinunter zu deinen Brüdern ſteigen.

5.

Die Liebe beſiegte bald alle Bedenklichkeiten des bangen Vaters. In der Moſchee, an dem Grabe der Sanftſchlummernden wurde in der Stille der Nacht die Feierlichkeit von Suleima nach der Weiſe ſeiner Väter vollzogen. Raphael flehte zu den ſie umſchwebenden Geiſtern ſeiner Eltern um Segen, und ſtellte ihnen die ſchüchterne Jungfrau dar. Die Gefühle der Vergangenheit und Zukunft miſchten ſich in die gegenwärtige Wonne der Liebe. Vater, Bruder, Braut und Bräutigam neigten ſich in eine Gruppe, und ihre Herzen ſchwuren in ſtiller, freudiger Wehmuth, Unzertrennlichkeit im Glück und Unglück.

Raphael fühlte nun zum erſtenmal den Genuß der Verbindung ſchöner gleichgeſtimmter Seelen; ſanfte Begeiſterung umſchattete das glückliche Paar. In ruhiger Wonne zerfloſſen die Tage, ſelbſt das ſorgerfüllte Herz Suleima's dehnte ſich wiederum aus in Glauben an Glück bei dem Anblick der Seligen. Raphaels Muth, Kraft und Gefühl für das Wohl der Menſchen, für die Einfalt der Natur veredelte ſich ganz an der ſanften Flamme der Liebe und Freundſchaft. Nach Verlauf einiger Monate erhielt er folgendes Schreiben von Seraphinen:

Seraphine an Don Raphael.

— Ich ſehe, Don Raphael, wie Euch die Züge dieſer Schrift empören, und doch muß ich Euch ſchreiben. Eilen will ich, und Euch nicht lange an die Erinnerung der Unglücklichen feſſeln. Ich bin an das Leben gebunden, mit den ſüßeſten, gewaltſamſten Banden des Herzens daran gebunden. Die Unglückliche, die Verworfene hat Euch einen Sohn geboren, hat gewagt, ihn Raphal de Aquillas zu nennen. Ach, ſie muß Euch dieſe Nachricht, die auch das Thier dem Walde mit freudigem Geſchrei verkündigt, mit einem von Furcht, Sorge und Angſt erfüllten Herzen anzeigen. Verwerft den Unſchuldigen nicht. Laßt ihn nicht das Verbrechen der Mutter entgelten — ich ſchwöre Euch — nein, ich darf nicht ſchwören — Eid und Schwüre der einmal meineidig Erfundnen haben keine Kraft der Ueberzeugung. Dieß, dieß iſt das Schrecklichſte meiner Lage. O daß er ſchon aufgewachſen wäre, und ich Euch durch Euer eignes Bild, das ich mit thränenvollen Augen in ihm entdecke, von der Wahrheit überzeugen könnte. Ich will ihn erziehen, daß er Eurer würdig ſey, und wenn er mich einſt vernehmen kann, will ich ihm vertrauen, warum er bei ſeinem Eintritt ins Leben keinen Vater fand. Ich hoffe es, um ihn zu verdienen, daß er mir vergebe! daß er mit mir weine! So hab' ich doch ihn von Euch, ſo ruht doch er an meinem Herzen, und trinkt den oft mit Thränen vermiſchten Saft des Lebens aus meiner Bruſt. — An meiner Seite ſchläft er, ich wache bei ihm, beobachte ihn, ob er ruhig iſt, ob kein innrer Schmerz den Unmündigen quält. Ach,

wenn ich denke, so würde ich seinen edlen Vater bewacht haben, so besorgt gewesen seyn — zürnt mir nicht darüber, diese Empfindungen strafen nur mich, und können Eurem Glück nicht schaden. Auch schweige ich davon. Ich bin sehr entstellt — ohne ihn, ohne die Hoffnung auf ihn hättet Ihr längst die Botschaft von meinem Tode erhalten; der Gram that sein Möglichstes, und nur das Gefühl für den, der so nah an dem bangen Herzen lag, widerstand ihm. Vergebt mir um seinetwillen, daß ich lebe! Vergönnt mir, mit ihm zu leben, und nie will ich etwas von Euch fordern, nie einen lauten Wunsch wagen. Wenn Ihr mich nun sähet — längst ist die Schönheit, die Ursache meines Unglücks, hingewelkt.— Nach meinem Aeußeren gehör' ich nicht mehr zu den Lebenden, und doch da ich den wüthenden Schmerzen unterlag, dem Tod mich nah fühlte, zitterte die unglücklichste der Weiber für ihr Leben. Sollt' ich den einzigen Trost, der mir von Euch kommt, nicht sehen? Klagen durft' ich nicht; verdien' ich nicht, daß jedes Glück, das mir von Euch kömmt, mit bitterm, peinvollen Schmerz mir nahe! Es war mein Loos, da ich Euch sah, da ich hoffte, da ich Euch in meine bebenden Arme schloß!

Verzeiht mir, daß ich um Euer Glück mich kümmre. Ich weiß, daß Ihr nun glücklich seyd, und segne die, die Euch glücklich macht. Sie hat einen Vorzug, der selbst den Neid und die Eifersucht derjenigen niederschlagen müßte, die mehr als ich dazu berechtigt wäre. Einmal, nur einmal trieb mich das Verlangen zu sehen, ob Ihr ruhig seyd, in Eure dunklen Gebüsche. Ich sah Euch, sah sie. Bei ihrem

Anblick weint' ich über mich — ſo war ich einſt — zwar nicht ſo vollkommen — die Verführung hatte die Unſchuld meiner Sele früh um den heitern Glanz gebracht. Sie umſchwebt ſie ganz — ich ſah ſie dahin wallen, und mein Herz konnte ihr für das Glück danken, das Euch von ihr kömmt. Mit Schrecken hör' ich nun auf das ſich immer verſtärkende Gerücht von dem grauſamen Schluß gegen das Volk, zu dem ſie gehört. Was wird aus ihr, was wird aus Euch werden? O daß es mir gegeben wäre, der Schutz einer einzigen Geretteten zu werden! Bin ich es werth zu ſeyn? Verfließet in Luft meine Klagen, meine Wünſche! Mein Schreiben gleicht dem Schrei des Unglücklichen in der einſamen Wüſte; kein Ohr hört ihn, keine Stimme beantwortet ſeine Klagen. Keine beantwortet die meinen, die Zunge meines Säuglings iſt gebunden, er kann nur weinen, wenn er leidet.

Ich weiß, daß Euch Don Alvaro, Euer Vetter einigemal geſchrieben hat. Er ließ mich davon benachrichtigen. Hindern konnt' ich es nicht. Ich hoffe, Ihr glaubt, daß ich keinen Theil an ſeinen Vorſchlägen habe. Würd' ich den Verluſt eines Mannes ſo beweinen können, wenn ich dächte, er könne auf ſolche Vorſchläge hören? Groß und erhaben muß ich Euch denken, Euch wiſſen. Durch Euren Sohn will ich Euch nahen; dadurch, daß er Euch gleich werde, mit Euch verbunden ſeyn. Mit mir ſöhnt Euch nur mein Tod aus — in dieſem Leben hoff' ich's, will ich's nicht."

Raphaels Herz ward innigſt bewegt durch dieſen Brief. Almerine beweinte und bewunderte ſie in ihrem Fall. Sie

drang in ihren Gemahl, ihr zu antworten; er konnte ſich nicht entſchließen, weil er des Knaben nicht erwähnen wollte, weil er dadurch, daß er ſeiner nicht erwähnte, ihren Schmerz nicht bittrer machen wollte.

Don Alvaro's Briefe, deren er einige gleich nach ſeiner Ankunft erhalten hatte, enthielten glänzende Vorſchläge und Einladungen des Königs, um ihn zur Ausſöhnung mit Seraphinen zu bewegen. Er zerriß ſie in Unwillen, ohne ſie ganz zu leſen.

6.

— Schon verſchwand der Winter vor dem Hauch des erſtgebornen Sohns der Natur; neues Leben begann in den glücklichen Thälern um Kaſtellmanſor. Auch unter dem Herzen Almerine's bildete ſich der Keim ſüßer Erwartungen aus, und die Glücklichen ſahen ſeiner Entwicklung mit ängſtlicher Freude entgegen. Aber über Spanien hatte ſich der ſchwarze Dämon, von den Prieſtern beſchworen, niedergelaſſen, der mit ſeinem giftigen Hauch ihr Glück und das Glück eines ganzen Volks vernichten ſollte. Dem Erzbiſchof von Valenzia, de Ribera, unterſtützt von dem Erzbiſchof von Toledo, de Rojas, dem Bruder des mächtigen Herzogs de Lerma, war es gelungen, eine Bulle von Rom zu erhalten, die den geſammten Biſchöfen verſtattete, über das Schickſal der Unglücklichen zu entſcheiden. Lange ſtimmten ihre prieſterlichen Herzen dahin, die Unglücklichen alle, Greiſe, Männer, Weiber und Kinder der Schärfe des Schwerts zu überliefern; nur dieſes ſchien ihnen das beſte Mittel, den Glauben in Spanien von der Apoſtaſie dieſer Verworfnen zu reinigen,

und ihn von aller Gefahr für wahre Chriſten zu ſichern. Ungern ſtimmten ſie endlich zur gänzlichen Verbannung von dem ſpaniſchen Boden. Der Herzog de Lerma, um ſich die Kleriſei geneigt zu machen, unterſtützte dieſen Schluß. Mit den Mauren in Valenzia ſollte der Anfang gemacht werden, weil ihre Anzahl hier am größten war und ſie leicht furchtbar werden konnten. Transportſchiffe verſammelten ſich nun in Alikante und andern Häfen des mittelländiſchen Meers. Die Truppen zogen ſich in den nahen Provinzen zuſammen; der Unterkönig von Valenzia hatte ſeine Inſtruktion erhalten, und ſchon erſcholl das Gerücht, wie der Ruf zum Tod in den Herzen der Unglücklichen, wie der Schrei des Wahnſinns in den Ohren der Baronen, deren Felder öde, deren Werkſtätten verlaſſen werden ſollten. Mit jedem neuanbrechenden Tage ſahen die Unglücklichen der Erfüllung ihres Schickſals entgegen, und benetzten mit ihren Thränen die Felder, die ſie bearbeiteten, beſäeten, ohne Hoffnung der Ernte.

Ueber Kaſtellmanſor hing düſtre Schwermuth; nur Raphael zeigte Gelaſſenheit und Muth, und unterhielt die Traurigen mit Hoffnungen, die er ſelbſt verloren hatte.

Nachdem die Furcht der Tyrannen vor der gefährlichen Kühnheit und Verzweiflung der Hunderttauſende, die man mit Gewalt von ihrem väterlichen Boden wegtreiben wollte, in der Stille alle Anſtalten des plötzlichen Schreckens getroffen hatte, ſo erſchien das königliche Edikt, das einen großen Theil Spaniens zur Wüſte machen ſollte. Der Unterkönig von Valenzia ſchickte es an die Baronen, und ihm folgten die Werkzeuge der Gewalt.

Unter Strafe des Todes gebot das Edikt, daß in Verlauf von drei Tagen Männer, Weiber und Kinder fertig seyn sollten, in den ihnen bestimmten Seehäfen zu erscheinen, um da eingeschifft und nach Afrika übergesetzt zu werden.

Unter Strafe des Todes sollte jeder an dem Ort verbleiben, wo er sich nun befände, bis ihm der Hafen bekannt gemacht würde, wohin er sich begeben müßte.

Alles, was sie besäßen, sollte den Edelleuten anheim fallen, deren Vasallen sie wären, und nichts sollte ihnen erlaubt seyn mitzunehmen, als was sie mit sich tragen könnten. Strafe des Todes, wer etwas verberge oder verderbe.

Unter keinem Vorwand, selbst unter dem Vorwand der aufrichtigen Annahme der christlichen Religion, sollte keiner zurückgehalten werden, alle sollten sie Spanien verlassen, den Greis, den Neugebornen nicht ausgenommen u. s. w.

Don Raphael erhielt dieses Edikt in dem Augenblick, da er sich bemühte, die Gemüther seiner Getreuen zu beruhigen. Er erblaßte bei Lesung desselben, faßte sich aber schnell und sagte kalt:

„Unser Schicksal ist entschieden und der Wahnsinn siegt!"

Er machte sie mit dem Inhalt des Edikts bekannt, und fuhr fort.

„Warum erblaßt ihr, meine Lieben? Warum erstarrt ihr, ihr Männer? Besser Entscheidung, als das beständige Bangen in Ungewißheit. Sind wir nicht alle innig verbunden? Bin ich nicht mit euch verbannt? Verwechseln wir nicht ein Land, wo die Thorheit am Ruder sitzt, mit dem Lande eurer

Brüder, welche die der Verfolgung und Grausamkeit Entgangenen freundlich aufnehmen werden? Ist es dieser Boden, der uns zu dem macht, was wir sind? Werden wir nicht in dem entferntesten Striche der Erde eben so glücklich seyn, da unser Glück unabhängig von den Rasenden in unsrer eignen Brust sich bildet? Fasset Muth, meine Lieben, dort blüht die Natur wie hier; die Sonne leuchtet und erwärmt auch dort die Erde. Dort könnt ihr ohne Furcht dem Gott eurer Väter dienen. Verließen nicht auch eure Vorfahren ihren vaterländischen Boden, schwammen über das Meer, um sich in diesem Lande festzusetzen. Ihr habt hier den Kreis durchlaufen, den euch das Schicksal vorgezeichnet hat, nun führt es euch dahin zurück, woher jene gekommen sind. So befördert es seine Absichten durch Wechsel und Veränderungen. Es will Spanien bestrafen, darum verblendet es seine Beherrscher, und sie fühlen nicht, daß sie durch eure Verbannung gegen sich selbst wüthen. Sie werden über diesen Tag seufzen, wann ihr ihn längst vergessen habt. Nur Almerinens Zustand kann uns besorgt machen; aber werden wir nicht bei ihr seyn und sie bewachen? Ich gehe mit euch; viele Edelleute der Provinz haben sich entschlossen, ihre treuen Vasallen nach Afrika zu begleiten, um für ihre Sicherheit zu sorgen. Wenn ich euch an einen Ort der Ruhe gebracht habe, wenn uns Almerine mit der Frucht unsrer Liebe beglückt hat und ganz hergestellt ist, so kehr' ich noch einmal hieher zurück, verkaufe die ihrer treuen, fleißigen Bewohner beraubten Güter, und führe nichts aus diesem, der Thorheit und dem Wahnsinn geweihten Lande, als die Leichen der Edlen, um ihnen da ein

Grab zu bauen, wo wir wieder vereinigt leben. Schon jetzt würd' ich dieses thun, aber der Argwohn der Tyrannen, ihre Habsucht wachen, und wir müssen das zu erhalten suchen, was uns unabhängig von den Menschen macht. Zerschlüg' ich jetzt die Fesseln, die mich durch dieses Grab, durch unsre künftige Erhaltung an dieses Land binden, so würden sie den Entschluß leicht entdecken, den wir ihnen so sorgfältig verbergen müssen. Ich habe einen Freund unter den Christen, Pedro Gomez, dem will ich indessen die Verwaltung der Güter übergeben. Stündlich erwarte ich ihn, denn ich war vorbereitet auf diesen Schlag. Für mich fürchte ich nichts; wenn ich mich unter eurem Volke niederlasse, werden sie nicht mild gegen einen Mann seyn, der immer ihr Freund war? Werdet ihr mich nicht bei ihnen vertreten?"

Almerine fiel schluchzend um seinen Hals; Asan ergriff seine Hand und Suleima sprach mit bebender Stimme:

„Erinnert Euch, wie ich Euch widerstand, da ihr unser Schicksal zu dem Euren machen wolltet. Düster schwebte dieser Augenblick vor mir. Warum drängt Ihr Euch in unser Schicksal? Was soll ich Euerm Vater sagen, vor dem ich bald erscheinen werde? Wie wird er seinen Freund empfangen, der zugeben konnte, daß Ihr durch die Verbindung mit uns den Samen zu Eurem künftigen Unglück säetet?"

Almerine sank auf ihren Sitz zurück, zu dem Raphael sie leitete.

Raphael. Was beginnst du, mein Vater? Sagte ich dir nicht damals, ich trete mit dir unter des Propheten dunklen Schild? Was geschieht, geschehen wird, mußte

geſchehen, und deckt uns der bildliche Schild des Propheten nicht, ſo deckt uns dieſer da vor unſrer Bruſt. Fürchte nicht meinem Vater zu nahen; ich ſage dir, er hat uns vernommen und an dem Beifall meines Herzens vermerke ich, daß ich in dem Sinn handle, den er in mich gelegt, in mir erweckt hat. Nicht du, nicht ſie, kein Sterblicher, er allein hat durch die Erziehung die Quelle meines Glücks, das Gewebe meines Geſchicks entworfen, und darum mag ich mit Muth ihm entgegentreten. Was wäre ich nun ohne Euch? Würd' ich Euch nicht folgen, wenn Ihr auch hart genug geweſen wäret, mir dieſe Verbindung zu verſagen? Erinnere dich des Bundes zwiſchen dir und meinem Vater, des Bundes, den unſere Herzen ſtill an ſeinem Grabe eingegangen, als wir uns, gezogen von Liebe und Freundſchaft, in einem Knoten vereinigten! Laßt uns der tyranniſchen Macht der raſenden Prieſter entfliehen, die Natur öffnet ihren Kindern die Arme, wohin auch das Schickſal ſie führt. Verweilet bei Almerine. Ich gehe, um meinen treuen Vaſallen ihr Schickſal anzukündigen, ſie zu tröſten, wenn ich's vermag.

Er warf ſich auf's Pferd und ritt nach den Feldern. Alle verſammelten ſich, als ſie ihn von ferne ſahen; ſie hatten ſchon einen Theil des ſchrecklichen Gerüchts vernommen und ihn erwartet. Als er nun näher kam und ſie ſein blaſſes Angeſicht, die in ſeinen Augen ſchwimmenden Thränen ſahen, ſahen, wie er ſtrebte zu reden und vor Schmerz nicht konnte, drängten ſie ſich in Wehmuth um ihn, umfaßten, küßten ſeine Hände und Knie und ſchienen bei ſeinem Mitleid zu vergeſſen, ſie ſeyen der Gegenſtand davon.

Er mußte ihnen nach Befehl das Edikt bekannt machen. Erstarrt und stumm sahen sie auf den Boden und nach ihm.

Er versuchte vergebens sie zu trösten; sprach vergebens von dem, was er für sie thun wollte, wie er ihnen alles ersetzen wollte, was sie zurücklassen müßten.

Thränen, Seufzer und Schluchzen war ihre Antwort. Nur da er ihnen sagte, daß er sie begleiten wollte, um für ihre Sicherheit zu wachen, wurden ihre Klagen laut. Sie fielen nieder, küßten den Boden, den sie verlassen mußten, und erhoben voll stillen Danks ihre Augen gegen ihn.

7.

Nun erscholl Wehklagen in ganz Valenzia; Wehklagen bei den Gräbern der Väter, deren Geister sie anriefen mit ihnen aus dem Lande zu ziehen, das ihre Kinder verstieß. Wehklagen in den Werkstätten, auf den hoffnungsvollen Feldern, bei denen mit nahreifenden Früchten beladnen Bäumen, deren Saat, deren Gewinn den Schweiß ihres Angesichts nicht belohnen sollten. Wehklagen bei den nährenden Heerden, den Thieren, den treuen Gefährten und Mitgenossen ihrer Arbeit, die aufgewachsen waren unter ihren Sorgen und die sie nun verlassen mußten, ohne Ersatz und ohne Pflege. Ausgestreckt lagen sie auf der Erde, die sie genährt, die sie und ihre Väter getragen, und klagten in ihre Tiefe. Sie küßten die Schwellen der Häuser, die ihre Väter erbaut, in denen sie geboren, in denen sie die Freuden des Vaters und Gatten genossen. Sie umfaßten die Grabsteine und flehten den Tod, ihrem Leben ein Ziel zu setzen und sie gleich ihren Vätern auf dem vaterländischen Boden sterben zu lassen. In den

einſamen Kammern weinten die Jungfrauen; bei dem Herde, auf dem kein Feuer mehr brannte, ſaß die verhüllte Matrone. Die ſorgenden Mütter, umringt von den unerwachſenen Kindern, ſtanden traurig in den Gemächern und rathſchlagten in ihrem Herzen, was zu entbehren und mitzunehmen ſey, und wählten, was die äußerſte Nothdurft der Kinder und Gatten erforderte. Jedem theilten ſie das mit, was er auf der Wanderung tragen mußte und vergaßen nicht den Greis, nicht den Unmündigen. Von dem, was ſie verlaſſen mußten, was ihre Hände geſponnen und gewirkt, der Fleiß ihrer Männer erworben, von dem Ehebette, der Wiege, worin ſie den Säugling zur Ruhe geſungen, wandten ſie die thränenvollen Augen.

Furcht vor den bevorſtehenden Gewaltthätigkeiten auf dem fernen Meere, wo keine Richter ſie beſchützen würden, erfüllte ihre Herzen mit banger Angſt. Dreißigtauſend entflohen nach den Gebirgen mit Weibern und Kindern, entſchloſſen, ihr Vaterland lieber mit ihrem Blute zu netzen, als es zu verlaſſen. Sie hofften, ihre Glaubensgenoſſen von der Küſte würden ihr gewagtes Unternehmen unterſtützen.

Die Truppen folgten dem Edikt, um die Unglücklichen nach denen ihnen angewieſenen Häfen zu begleiten. Nun wimmelten die Straßen von zitternden Greiſen, düſter blickenden Männern, klagenden Müttern, wimmernden Säuglingen, ſchreienden Kindern und bebenden Jungfrauen, jeder nach ſeinen Kräften mit den nothwendigſten Geräthſchaften beladen. Die Soldaten umringten ſie, trieben die Verweilenden und Müden vorwärts, drängten ſie zuſammen in

Heerden, ſchlugen den und drohten mit Tod, der ſich von der Menge entfernte. Nun erſchollen die Klagelieder der Wandernden, der traurige Abſchied von der Erde, auf der ſie geboren waren, und wechſelte mit den Ahnungen des ſchrecklichen Schickſals, das ihrer erwartete.

Nachdem Raphael ſeine Heimath, ſeine beinahe von Volk leeren Güter dem Pedro Gomez übergeben hatte, der ohne es zu ſagen ſeiner Stelle entſagte, zog auch er aus ſeinem Schloſſe. Almerine ſaß auf einem Maulthier, das bald er, bald der Vater oder Bruder leitete. Schweigend, nur mit dem Elend ihres wandernden Volks beſchäftigt, zog ſie einher, ſah bald mit naſſen Augen auf die Verbannten, bald auf ſich ſelbſt. Blickte ſie aber auf den entſchloſſenen, für alle beſorgten Geliebten, ſo trockneten ſich ihre Thränen an dem Sonnenſchein ſeiner Liebe und Menſchlichkeit; aber ihr Herz ſchauderte oft unter dieſer Erhebung vor der Zukunft. Die Worte ihres Vaters: er habe ſich in ihr Schickſal gedrungen, erſchallten voll ahnender Bedeutung in ihrem Herzen.

Raphaels wachſames Auge beobachtete alles. Er hatte Laſtthiere und Vorrath von Speiſen geſammelt und wo er einen müden Greis, eine Mutter mit ihrem Säugling entdeckte, ließ er ein Laſtthier hinführen, ihnen Erquickung reichen und verſüßte den Armen das Bittre ihres Schickſals durch That, Sorge und ſanfte, tröſtende Worte. So ward der wilde Schmerz der Seinigen zu ſanfter Wehmuth geſtimmt; ſie dachten jetzt nur an das, was ſie in ihm verlören, und vergaßen, was ſie verlaſſen mußten. Sie glaubten ſich nicht unglücklich, ſo lange ſie ſich unter ſeinen ſchützenden Flügeln

befänden; und zitterten nur vor dem Augenblick, da er sie verlassen würde. Seinen Entschluß durfte er ihnen nicht entdecken. Suleima und Asan mischten sich wechselsweis unter den Haufen, erhoben und stärkten ihre Mitbrüder durch ihre nahe Freiheit im Denken und Thun. Raphaels Beispiel hatte selbst auf die seinen Vasallen zugetheilten Soldaten einen milden Einfluß und so langten sie ohne Schmach in dem Hafen Alikante an.

8.

Don Raphael bestieg mit seinen Geliebten ein Schiff, das der Kapitän Melchior Perez kommandirte. Er fühlte sein Herz zusammengedrückt, als er den Mann begrüßte, von dem nun das Schicksal der Verbannten abhing. Der Kapitän war ein langer, hagrer Mann; unruhige, feurige Augen blitzten unter seinen dicken, grauen Augenbraunen hervor, seine Habichtnase sank gegen seine Lippen und jeder seiner Blicke, jede seiner Bewegungen deuteten auf Trotz, Gewalt und Habsucht. Sein verbranntes langes Gesicht war eher eiförmig als oval, die Knochen standen scharf heraus und sein zugespitztes Kinn deckte ein dünner Bart. Er nahm Don Raphael kalt auf und da dieser suchte, seine Gunst für die Unglücklichen zu gewinnen, sagte er ihm trocken: er würde besser gethan haben, zu Hause zu bleiben; doch könnte er ihm nicht wehren, die Elenden zu vegleiten. Nur möchte er sich hüten, sich in sein Geschäft zu mischen, denn er sey König auf seinem Schiff. So verließ er ihn und musterte die Eingeschifften mit spähenden Blicken. Raphaels sanfte Seele schien an der Felsenstirn dieses Mannes zu zerfließen. Ein Priester war auf dem

Schiffe, der außer dem Gottesdienſt noch die Pflicht auf ſich hatte, zu wachen, daß die Unglücklichen nicht Gott auf ihre Weiſe dienten.

Sobald ſie die Küſte verlaſſen hatten, ordnete der Kapitän, der ſein Leben damit zugebracht hatte, Sklaven aus Afrika nach Mexiko und Peru zu ſchiffen, die Einrichtung des Schiffes an. Er befahl dem Schiffsvolk, die Mauren unter das Verdeck zu treiben, den Landoffizieren, Poſten auszuſtellen, mit dem Bedeuten, auf jeden zu feuern, der ſeine Stelle verlaſſen würde. Gegen die Verdecke ließ er einige Kanonen aufführen und kündigte ihnen nun mit rauher Stimme an, welches Schickſal ihrer erwartete, wenn ſie gegen die von ihm gegebenen Befehle fehlen würden. Die Stille des Todes herrſchte auf einmal, die Augen der Unglücklichen ſanken zu Boden. Die Verachtung, der Haß, die ihnen jeder zeigte, zermalmten ihre Kraft. Sie ſeufzten ſchweigend und ſahen nach Raphael und Suleima.

Raphael nahte dem Kapitän und ſagte ihm: „Sennor Melchior, ich ſtehe Euch für das Betragen meiner Vaſallen; ſie ſind ſtille, ordentliche Leute, gegen welche dieſe ſchreckende Vorſicht überflüſſig iſt.“

„Don Raphael, ich weiß, was ich geladen habe, kenne dieſe Elenden und weiß, was ich thun und laſſen muß. Von Euch will ich weiter nichts hören. Ich habe Euch eine Kammer angewieſen, da mögt Ihr Euer Weſen treiben, ohne Euch zu kümmern, was über Euch vorgeht.“

Raphael. Darauf könnt' ich vieles antworten; aber noch iſt es zu früh und ich wünſchte, um dieſer Unglücklichen

willen, in gutem Vernehmen mit Euch zu ſtehen. Um Euch zu zeigen, wie vielen Antheil ich an denen nehme, durch deren Hände ich, wie der ganze Adel, reich geworden bin, ſo verſprech' ich Euch eine gerichtliche Verſchreibung eines meiner beſten Güter, wenn wir, einer zufrieden mit dem andern, in Oran landen.

Melchior Perez. Ihr würdet eine Thorheit begehen, wenn Ihr mir die Verſchreibung machtet, und ich, wenn ich Eurem Verſprechen glaubte. Ein jeder warte ſeines Amts, dieß iſt Melchior Perez Spruch.

Raphael wollte den gefährlichen Mann nicht reizen; er ging zu ſeinen Vaſallen, ſuchte ſie zu tröſten und bat ſie, zu ihrem Beſten die vorgeſchriebene Ordnung auf das genauſte zu beobachten. Den Kapitän vermied er und wenn ihn dieſer erblickte, ſo funkelten ſeine Augen; aber um ſo entſchloßner ſah ihm Raphael in die Stirne. Das Schiffsvolk und die Soldaten ergriffen jede Gelegenheit, die Verbannten zu mißhandeln. Raphael eilte herzu, ſuchte die Ungerechten zu beſchämen und machte ſich bald zum Gegenſtand des allgemeinen Haſſes. Der Kapitän ſpottete ſeiner Klagen. Nun ſegneten die Unglücklichen den Wind, der ſie von ihrem Vaterland entfernte und hofften nur endliche Erlöſung an der fremden Küſte. Auf einmal forderten die Matroſen und Soldaten, im Namen des Kapitäns, alles, was ſie an Geſchmeide und Werth beſaßen. Ein Schrei des Unwillens und der Empörung erſcholl in der Kammer Raphaels. Er eilte herauf, erfuhr die Urſache, drang zu dem Kapitän, der mit dem Prieſter in der Legende las, und frug ihn, ob er dieſen Befehl gegeben. Ein trotziges Ja war ſeine Antwort.

Raphaels Herz glühte, doch wollte er noch milde mit ihm rechten.

Kapitän, sprach er, diese Verbannten sind unglücklich genug. Auch Ihr habt sie die Härte ihres Schicksals schon empfinden lassen, sie ertrugen es ohne Murren. Wenn ich bei den vorigen Gewaltthätigkeiten schwieg, so geschah es nicht aus Furcht; ich schwieg bei tückischen Bosheiten, um lauter nun zu reden. Doch ich will nicht drohen! Bedenkt, sie haben alles verlassen müssen, was dem Menschen lieb ist: den Ort ihrer Geburt, ihre blühenden Felder, Haus und Hof. Außer dem Gefühl ihres Elends durften sie nichts mit sich nehmen, als das, was kaum zum äußersten Bedürfniß hinreicht. Das wenige Gold und Geschmeide wird kaum genug seyn, sie auf eine kurze Zeit in dem fremden Lande zu erhalten. Wollt Ihr sie nun auch dessen berauben, daß ihre Armuth die dortigen Völker abschrecke, sie aufzunehmen? Sollen sie an der öden, brennenden Küste verschmachten oder eine Beute der wilden Thiere der Einöde werden?

Der Kapitän schwieg.

Gebt mir eine Antwort, Kapitän, eine befriedigende, menschliche Antwort. Ich kenne die Pflicht, die Euch der König aufgelegt hat; ich weiß, daß Euch geboten ist, diese Verbannten unberaubt und unbeleidigt an jene Küste zu bringen. Ich wünsche, daß ich nicht gezwungen werden möchte, in Madrid gegen Euch als Kläger aufzutreten.

Melchior Perez. Don Raphael! in dem, was Ihr da alles gesagt habt, habt Ihr ganz recht; aber auch ich habe recht in dem, was ich nun sagen werde. Seht, ich bin ein

guter, alter Christ und habe mir vorgenommen, so oft ich eine Ladung solcher Heiden fahre, ihnen alles zu nehmen, was sie haben, und das darum, weil ich bei meiner ersten Reise, mit Sklaven nach Amerika, ein Gelübde gethan habe, von dem dritten Theil des ihnen genommenen einen silbernen Apostel der Kirche des Dorfs zu weihen, worin ich geboren bin, damit mir Gott alle meine Sünden vergebe und das Dorf sich immer erinnere, einen Mann wie Melchior Perez hervorgebracht zu haben. Der ehrwürdige Herr kann dieß bezeugen.

Das kann ich, sagte der Pater mit einer Verbeugung; lobe Euer frommes Gelübde und versichre Euch, daß Ihr Euch in diesem Apostel einen kräftigen Vorsprecher in jenem Leben erwerbt.

So sag' ich Euch nun, fuhr der Kapitän fort, daß diese Ungläubigen, mit meinem Wissen, nichts von Werth nach Afrika bringen sollen; denn sagt mir doch, ist es nicht besser, daß ihr Gold, das sie in Spanien erworben haben, wiederum nach Spanien zurückkehre? Der König ist viel zu gnädig gegen sie; hätte er Melchior Perez um Rath gefragt, so würde er ihm gerathen haben, sie alle nach den Minen zu schicken; wir hätten dann lange der Sklaven aus Afrika entbehren können. Mögen sie immer an der Küste verschmachten, was kümmert mich ausgeladnes Gut. Doch ich sehe, daß Ihr zornig werden wollt; laßt dieß nur immer seyn, es kann Euch und diesen Elenden nur schaden.

Raphael. Und Ihr seyd entschlossen, sie berauben zu lassen?

Melchior Perez. Das will ich, wenn Ihr es so nennen wollt.

Raphael zu dem Priester. Und Ihr gebt Eure Einwilligung dazu?

Priester. Ihr fragt verfänglich! Hab' ich hier zu befehlen? Messe zu lesen, für die Reinheit des Glaubens zu wachen, dieß ist mein Geschäft. Sagt mir doch, darf, kann der Priester den gläubigen Christen vom Gelübde abhalten?

Raphael. Vorerst, Kapitän, will ich mit Euren Leuten im Namen des Königs reden und sie fragen, ob Ihr ihnen die Instruktion vorgelesen habt. Er ging nach dem Verdeck, der Kapitän folgte ihm. Raphael sprach zu den Schiffsleuten: „Aus eurer Bereitwilligkeit, die ungerechten Befehle eures Kapitäns zu vollziehen, sehe ich, daß er es gefliſſentlich versäumt hat, euch das Edikt des Königs in Betreff dieser Unglücklichen vorzulesen. So muß nun ich es thun." Er las es vor. „Hieraus vernehmt ihr, der Wille des Königs sey, daß den Verbannten alles gelaſſen werden soll, was sie mit ſich nehmen können; daß er bei ſchwerer Strafe befiehlt, ſie ungekränkt nach dem Orte ihrer Beſtimmung zu bringen. Seht nun zu, ob ihr auf eigne Gefahr eurem Kapitän, der die Befehle des Königs, wie die Menſchheit frech beleidigt, gehorchen wollt. Wie ihr eure Schuldigkeit gethan habt, von Euch an, Kapitän, bis zum Letzten, werde ich in Oran melden und die Strafbaren in Madrid vor des Königs Gericht fordern; euch, meinen Vaſallen, gebiete ich, nichts herauszugeben, was euch des Königs Edikt zuſichert. Derjenige, dem man etwas mit Gewalt nimmt, wende ſich an mich, daß ich

den Räuber und den Raub aufmerke. Dieß ist alles, Kapitän, was ich zu sagen habe, und nun wagt es auf Eure Gefahr."

Melchior Perez. Don Raphael, in dem, was Ihr da gesagt habt, habt Ihr wiederum vollkommen recht; aber auch ich habe recht, wie Ihr gleich vernehmen sollt: In dem Edikt des Königs steht, ich sollte diese Heiden unversehrt nach Afrika bringen; dieß will ich auch in Betracht ihres Leibes und ihrer Seele, wenn solche von Gott Verworfene eine Seele wie wir Christen haben. Doch seht, in dem Edikt steht kein Wort, daß ich ihnen Speise und Wasser reichen soll. So schwöre ich Euch nun, ich, der ich gelernt habe, zu gehorchen und zu befehlen, daß keiner dieser Elenden, so lange sie mein Schiff belasten, Speise oder Trank erhalten soll. Mit ihrem Geld sollen sie es erkaufen, wenn sie nicht verschmachten wollen; dieß sagt Melchior Perez, der nie gelogen hat. Für meine Leute hab' ich Wasser, für sie muß ich sorgen, da ich nicht weiß, wie lange die Reise dauert. Meint Ihr, ein Christ sollte um ihretwillen Mangel leiden? — Schaffner, dieß ist mein Wille! Die Soldaten und Matrosen können, wenn sie wollen, mit ihren Portionen einen Handel eröffnen, ihnen für Gold oder Goldeswerth Wasser reichen und auch Speise, wenn das ausgegangen ist, womit sie versehen sind. Diesen Befehl, Don Raphael, nehme ich über mich, in Madrid gegen Euch zu vertheidigen.

Der Kapitän entfernte sich, ohne auf Raphael hören zu wollen. Dieser wandte sich zu dem Schiffsvolke, sprach sanft und bittend; Murren war ihre Antwort. Trostlos stieg er

hinunter zu seinen Gefährten. Suleima saß düster da. Almerine verbarg ihre Angst an Raphaels Brust. Asan glühte in Wuth. Raphael faßte seine Hand: „sey ruhig, Bruder, um unsrer, um der Unglücklichen willen. Nur diese Betrachtung hat die Wuth in meiner heißen Brust gefesselt. Wir sind in seiner Gewalt, nichts bleibt uns übrig, als zu schweigen und zu leiden. Das, was sie ihnen nehmen, ist zu ersetzen und ich hoffe, es wird dabei bleiben." — Er wollte Almerinens Thränen trocknen, aber die seinigen vermischten sich bald mit den ihrigen.

Die armen Verbannten bebten ihrem traurigen Schicksal entgegen. Keiner wagte zu klagen, keiner zu seufzen. Die Verfolger standen ihnen nah und lauschten auf jede ihrer Bewegungen. Bald drückte sie die schwüle Hitze gänzlich nieder; glühend ward sie in dem engen Raum, in welchem sie zusammengedrängt lagen. Schon dreimal war die Zeit verflossen, in welcher man ihnen Wasser reichte. Noch immer überwanden sie den marternden Durst. Nach Mitternacht erst winselten die Mütter, die keine Milch mehr in der Brust hatten, den schreienden Säugling zu stillen. Auf einmal erhob sich das Geschrei der Lechzenden. Raphael sprang aus seiner Kammer, trat unter sie und rief ihnen zu: „Unglückliche, rettet euch und eure wimmernden Kinder! Gebt den Grausamen euer Gold für die Labung hin! Kühlt die Gluth, die euch zu verzehren droht, und hütet euch vor der Verzweiflung, zu der sie euch gern treiben möchten, um zu noch schrecklichern Qualen sich berechtigt zu glauben. Nah ist eure Erlösung, duldet bis dahin; alles, was ich besitze, will

ich in dem Lande mit euch theilen, das wir bald betreten werden."

Sie faßten seine Hände, sein Gewand und küßten sie mit bremenden Lippen. „O labt unsre Seelen mit Eurer Güte. Gern wollen wir alles hingeben, was wir besitzen und wenn wir nichts mehr haben, unser Leben zu fristen, Euch segnen und sterben!"

Raphael stieg aufs Verdeck, um seine Thränen zu trocknen, bevor er zu seinen Freunden zurückkehrte. Er blickte gen Himmel. Seine Thränen erstarrten in seinen Augen, als er an den Gestirnen bemerkte, daß das Schiff einen andern Lauf genommen hatte und nicht mehr gegen die Küste, sondern aufwärts steuerte. Die schrecklichsten Vorstellungen überdrängten seine Seele. Er sah den Kapitän, der mit dem Steuermann redete, nahte ihm und sprach: „ich merke Eure grausame Absicht, das Schiff steuert aufwärts und nicht mehr nach Oran."

„Da habt Ihr recht, Don Raphael, das Schiff geht mit dem Wind und mit einem guten Wind. Gleichviel, wo ich diese Heiden auswerfe."

Raphael. Ich sehe, es ist vergebens, mit einem Unmenschen, wie Ihr seyd, zu reden, und fühle, daß sich meine Worte an Eurem harten Herzen zerschlagen, wie der Schrei des Schiffbrüchigen an den Felsen. Diese Unglücklichen sind ohne Waffen und in Eurer Gewalt. Auch meine Kraft ist um ihretwillen in Eurer Gewalt. Ich feßle meine Wuth und Rache in meiner Brust und will Eure Bosheit ertragen, so lange die Menschheit sie ertragen kann; aber ich schwöre Euch

bei dem Winseln dieser Säuglinge, den Klagen dieser elenden Mütter, bei dem finstern Schmerz dieser Männer, Ihr sollt nimmer die Früchte Eurer ungeheuren Thaten genießen.

— „Wägt Eure Worte besser, Don Raphael; für Euch habe ich Ketten, wie für jeden Rebellen. Für diese Elenden Kanonen, Flinten und Schwerter und das weite Meer zum Grabe, worin ich ihr ganzes Volk schon lange gerne sehen möchte. Eure Drohungen erschüttern mich übrigens eben so wenig, als meinen Hauptmast. Gute Nacht!“

Raphael stand in schaudernder, bebender Empfindung auf dem Verdeck und starrte gen Himmel. Sein Geist drang kühn zum dunkeln Sitz der unbekannten Macht, die alles umfaßt und deren Spur nirgends zu finden ist. Er knirschte in seinem Innern: „Starrheit, Fühllosigkeit wie diesem Elenden, oder vernichtende Donner, daß ich diese Unglücklichen rette und die Menschheit räche, deren du nicht zu achten scheinst! Gott, Vater der Menschen! Geist! dessen Gegenwart und Seyn ich fühle in meiner innern Kraft, in meinem rastlosen Streben nach Wirken und Denken! der du schwebest über jenen dunkeln Wolken, jenen düster schimmernden Gestirnen! der du lebst in der unermeßlichen Höhe, in der unergründlichen Tiefe! Alles soll deine Allmacht umfassen, das Kleine wie das Große, deine Vorsicht sich auf alles erstrecken, dieses glauben diese unglücklichen Geschöpfe, die du fühlbar für Glück und Leiden geschaffen hast, die nun zu dir schreien in Verzweiflung! die man in deinem Namen, um deinetwillen verfolgt und martert! Sieh sie hier zusammengedrängt, erliegend unter der marternden Geißel eines einzigen deiner

Geschöpfe! Und alles schweigt — Himmel und Erde, ihre Seufzer verwehen, wie der Wind, der über die rollenden Fluthen hinfährt. Sind sie dir nichts? Vernimmst du nicht das Wimmern der Kinder, das stille Gebet der bangen Mütter? Siehst du nicht die Absichten dieses Grausamen, der sie herumtreiben will auf den Fluthen, bis er sie alle vernichte? Hast du sie dazu gebären lassen? Erfüllt er dadurch seine und ihre Bestimmung und gehört dieß auch zu dem uns dunkeln Zwecke, zu dem du alles gewaltsam hindrängest? Schwebt die ganze Erde ferne von deiner Sorge in der Luft, in der sie hängen muß, wie dieses mit Leiden erfüllte Schiff auf den Wogen des Meeres? — Umsonst, ich fasse dich nicht, Verhüllter! Nothwendigkeit ist dein Name, dieß fasse ich allein! Durch dich, durch die Welten, die deine Kraft erhält, bist du selbst der Nothwendigkeit unterworfen. Du darfst und kannst nun keinen der Planeten in seinem Laufe hemmen, ohne deine Ordnung zu zerstören; darfst die dem Menschen verliehene Kraft nicht aufhalten, sie treibe ihn zum Bösen oder zum Guten. Jedes deiner Geschöpfe muß in seiner ursprünglichen, ihm eignen, aufgedrungenen Stimmung wirken und das endlose Wesen der Dinge durch Einverständniß wie durch Zwietracht befördern. Warum? dieß ist der unergründliche Abgrund, an dem ich stehe und schaudere. Verstummen muß ich! leiden und leiden sehen, bis mein Haupt an dem eisernen Joche zerschmettert werde!" — Er ging zu seinen Freunden mit zerrißnem Herzen, setzte sich zu den Füßen Almerinens und verbarg sein glühendes Haupt in ihren Schooß. Fürchterliche Vorstellungen über die Zukunft

ängstigten seine Seele und er durfte es nicht wagen, den Niedergebeugten seine Entdeckung mitzutheilen. Nur die leisen Seufzer, das Zittern der bangen Geliebten entrissen ihn dem innern Kampfe. Almerine sagte ihm mit bebender Stimme in's Ohr: „warum mußtet Ihr der Warnung meines Vaters widerstehen? Warum Euch in das Schicksal der von Gott Verlaßnen, von den Menschen Verfolgten drängen?“

Raphael küßte die Worte von ihren Lippen. „Wäre ich nicht hier, ohne euch? Würde das Schicksal dieser Unglücklichen nicht eben so mein Herz zerreißen? Aber freilich, da ich deine Wangen bedeckt sehe mit der Blässe des Todes, unter meiner Hand deine zarten Glieder beben fühle, verfinstert sich gänzlich mein Geist und verliert seine angeborne Kraft. — Gut, laßt uns hier zusammensitzen, die Hände falten, uns und sie beweinen. Ein Mensch gebietet hier, und unsere Gefühle, unsere Stärke sind seine Sklaven. Ihr sollt ein unauslöschliches Erinnern an die Christen mit euch nehmen. Ich bitte euch, fesselt die wilden Geister in meiner Brust durch Liebe, daß ich nicht durch einen kühnen Schritt euer und ihr Unglück vermehre, denn dieß ist es, was der Mann sucht, dem wir zum Raube hingeworfen sind. Ständ' ich allein auf dem Spiel, wir hätten schon ausgekämpft.“

Suleima saß stumm da, tiefer Schmerz band seine Zunge. Sein Herz war mit Raphaels Leiden beschäftigt.

Asan sagte Raphael leise ins Ohr: Ihr und ich an der Spitze meiner Brüder; sollte es uns nicht gegen diese Räuber gelingen?

Raphael. Ich hab' es erwogen, und finde, daß es eben

dieſes iſt, wozu uns der Elende zwingen will, um mich in Ketten zu legen und das Verdeck mit Leichen zu füllen. Laßt uns hier zuſammenſitzen wie Bilder des Schmerzes, und nur dann, wenn uns nichts mehr retten kann, laßt uns der Verzweiflung gehorchen.

Suleima faßte ſeine Hand, lobte ſeinen Entſchluß und dankte ihm dafür.

Raphael. Die Kinder und die Mütter ſchweigen, alles iſt ſtill, und ſie ſind erquickt. Kommt, laßt uns von unſern Hoffnungen ſprechen, von dem Glücke, das uns dort erwartet. Das, was uns an dem Grabe meines Vaters verband, iſt außer der Gewalt der Menſchen, außer der Gewalt des Schickſals. Den Knoten kann es zerhauen; aber nicht löſen. Wunderbar groß iſt der Menſch, in dem der innere Geiſt erwacht iſt, der ihn an die Zukunft durch hohe Gefühle der Gegenwart knüpft! Wahrlich, es kann ſich nie löſen, was uns hier in Eins zuſammenbindet. — Er umſchlang Almerine — lächelte heiter, und entriß dem ſchrecklichen Geſchicke, von dem er ſich ſchon umſchlungen fühlte, noch einige Augenblicke reiner Wonne.

9.

Raphael irrte ſich nicht in den Abſichten des Kapitäns; dieſer fürchtete ſeine Anklage, und legte es nun darauf an, ihn zu einer kühnen That zu nöthigen, um ihn entweder als Verbrecher zu behandeln, oder ſich ſeiner in einem Aufſtand zu entledigen. Sein zügelloſes Volk überließ ſich auf ſeinen Wink den wildeſten Leidenſchaften, den grauſamſten Behandlungen gegen die, welche ihren Lüſten zu widerſtehen

wagten. Sie entrissen den Männern die Gattinnen, den Vätern die Töchter, mißbrauchten sie vor ihren Augen und spotteten ihrer Verzweiflung. Gewinsel und Jammer der Mißhandelten, Toben und Gebrüll der Frechen erfüllten das Schiff. Raphael setzte sich mehr als einmal der Gefahr aus, von den Wüthenden ermordet zu werden; er mußte endlich die scheußlichen Scenen fliehen, sich in der Kammer mit seinen Freunden verbergen, wo sie das unablässige Klaggeschrei der Unglücklichen vernahmen.

In ihrer Sprache winselten sie:

„Warum habt ihr, grausame Christen, unsers Lebens auf dem vaterländischen Boden geschont? Warum uns nicht mit dem Schwert ermordet, lebend auf dem Scheiterhaufen verbrannt, wie ihr unsern Vätern gethan habt? Ihr wolltet uns aufbewahren der Schmach, der Schande, der Verzweiflung, und diesen Tigern hinwerfen zum Raube! Vor unsre Väter sollten wir treten mit unsern geschändeten Weibern und Töchtern, daß ihre Geister die Verunreinigten fliehen, und ihr lautes Weh über uns erschallte! Drängt euch, Geister unsrer Väter, zu dem Throne unsers Gottes, beugt euch nieder vor ihm, fleht ihn, daß er unsrer sich erbarme! Fleht ihn, daß er seine zerstörenden Blitze herabschleudere, dieses Schiff zerschmettere und senke in den Abgrund des Meeres mit unsern Leiden, unserer Verzweiflung, unserer Schmach — daß er uns gänzlich vernichte, damit nicht die Verunreinigten erscheinen in dem Kreise ihrer glücklichen Väter!"

An Wahnsinn gränzte Raphaels Zustand bei diesem

Klaggeschrei. Dem Tode nah lag Almerine an seiner erstarrten Brust. Suleima schien ganz empfindungslos.

Scharf blies der Wind von der Küste. Das Schiff lavirte. Der Schleier der Nacht umzog traurig den Himmel. Der Mond schwebte in einem dunkeln Gewölke, durch das sein blasser Schimmer auf Augenblicke hervordrang. Todesstille lag auf dem Meere, die nur das Aechzen der ganz Vernichteten unterbrach. Das Schiff war noch einige Meilen von der öden Küste entfernt, und nun wollte der Kapitän das letzte versuchen, den einzigen ihm furchtbaren Mann zu stürzen oder so zu reizen, daß er der Schlinge nicht entgehen sollte, die er ihm gelegt hatte. Er bemerkte die innige Verbindung zwischen Raphael und seinen Freunden vom ersten Augenblick, die Schönheit Almerinens hatte sein wildes Herz entflammt, und er hoffte, durch eine Unternehmung seine Brunst und seinen Haß zu befriedigen. Abends verdoppelte er die Wachen und gab jedem seine Befehle auf die Nacht. Nach der ersten Nachtwache schickte er zu Raphael und ließ Almerine mit dem Bedeuten von ihm fordern: sie habe lange genug zu seinem Vergnügen gedient. Raphael sprang auf und schrie dem Boten zu: „sagt dem Kapitän, daß, wenn er sein Leben wagen will, er kommen soll, sie von mir selbst zu fordern!“ Almerine sank in die Arme ihres Vaters.

Raphael. Nun fasset Muth, jetzt bedürfen wir seiner, um wenigstens so zu sterben, wie wir gelebt haben. Ich hoffe, meine Almerine, du kannst und willst mit mir sterben!

Sie drückte seine Hand an ihre Lippen: „durch meinen Tod Euch retten, wenn mir dieß vergönnt würde!“

Raphael. Mein Vater, mein Bruder, ermannet euch! schüttelt ab den stumpfen Schmerz. Laßt uns nicht fallen wie das Opferthier unter dem Messer des Götzendieners. Laßt uns die Ehre dieser retten, und dann wie Männer sterben. Der Augenblick ist da, wo unser Bund in Erfüllung geht. Hier sind Dolche und Schwerter, die das Gewebe des Schicksals zerschneiden, in dem es uns fangen will. Schütze deine Tochter, mein Vater, wir schützen euch!

Der Kapitän drang mit seinem Gefolge in die Kammer. Raphael zog sein Schwert, Asan seinen verborgenen Dolch. Almerine umschlang ihren Vater.

Raphael schrie in arabischer Sprache seinen Vasallen zu. Geheul der Verzweiflung beantwortete seinen Schrei. Sie sprangen auf, kämpften mit den Spaniern um die Waffen, womit diese sie tödteten. Der Schuß zweier Kanonen auf dem Verdecke, einiger Flinten unter dem Verdecke erschütterten das Schiff. Raphael hörte das Gewinsel der Verwundeten durch das Geheul. Er stürzte auf den Kapitän, ihn zu ermorden; dieser wich zurück, Raphael verfolgte ihn; eine vor der Kammer verborgene Schaar umschlang und entwaffnete ihn. Asan eilte herbei zu seiner Rettung, und hatte gleiches Schicksal mit ihm. Sie trugen beide auf das Verdeck. Raphaels wildes Geschrei während des Kampfes mit denen, die ihn überfielen, drang in das erstarrte Herz Almerinens. Sie riß sich aus den Armen ihres Vaters und drängte sich durch die Menge nach dem Verdeck. „Laßt ihr den Willen," rief Perez, „nun geht das Spiel zu Ende!"

Sie hielten Raphael und Asan an dem Vordertheil des

Schiffs fest umschlungen. Der Kapitän hielt Almerine gewaltsam zurück. Noch immer heulten die Verzweifelten unter dem Verdeck, und kämpften ohne Waffen mit ihren Mördern, um ihren Wohlthäter zu retten. Nur einige wenige folgten Suleima.

Der Kapitän rief: „Don Raphael, gebietet dem Gesindel, das Ihr zum Aufruhr gereizt habt, zu schweigen, wenn Ihr nicht wollt, daß ich sie alle ermorden lasse. Euch erwartet morgen mein Gericht, und Gnade widerfährt Euch, wenn ich hier am Maste Euren rebellischen Kopf zerschmettere. — (Zu dem Schiffsvolk.) Werft über Bord, was sich rührt! Dieses Weib hier will ich haben, und sie soll diesen Augenblick mir folgen. Lange genug hat sie zu Eurem Zeitvertreib gedient, sie diene nun dem meinen. (Zu Almerine.) Laßt Euch ohne Gewalt bewegen, und wißt, daß es mich nur ein Wort kostet, Euren aufrührerischen Haufen mit all dem heulenden Gesindel da unten über Bord zu werfen. Der Dienst des Königs will's."

Raphael. Ungeheuer, sie ist mein Weib!

Melchior Perez. Eine Ungläubige Euer Weib? Was liegt mir daran; wie sie Euer Weib war, soll sie nun das meine werden.

Priester. Don Raphael, was Ihr da ausgesprochen habt, ist höllische Ketzerei, die das heilige Gericht ahnden wird. Weiß ich nicht, daß Ihr vermählet seyd? Habt Ihr darum Eure Gemahlin verlassen, um Euch mit dieser Heidin zu bestecken? Kapitän, im Namen der Inquisition fordere ich Don Raphael von Euch.

Der Kapitän wollte Almerine ergreifen.

„Laßt mich nur einige Worte mit meinem Vater sprechen," sagte sie sanft zu ihm, „und ich folge Euch."

Sie zog Suleima an den Rand des Schiffs; faßte ihn mit bebenden Händen, sah mit einem angstvollen, schaudernden Blick nach dem Kapitän, dann heiter und entschlossen nach den dunkeln Fluthen.

„Mein Vater," lispelte sie ihm zu, in arabischer Sprache: „die Geister unserer Väter umschweben mich — verstehst du mich?"

Suleima. Ich verstehe dich, mein Kind, diese dunklen Fluthen sollen dich vor Schande retten. Du willst dein Volk erretten, willst den Knoten lösen, der den Edlen an unser Schicksal fesselt und das gefährliche Geheimniß soll mit deinem Daseyn von der Erde verschwinden.

Almerine. Dieses will ich, mein Vater, aber — hier sah sie mit Schauder auf ihren Leib, den sich die Natur durch das anvertraute Pfand der Liebe geheiligt hatte.

Suleima. Ja, es ist schrecklich — aber noch schrecklicher, was geschehen soll.

Almerine. So laß mich schnell entfliehen! Wird ihn nicht mein Geist umschweben, wie ich immer so süß träumte?

Suleima. Er wird.

Almerine. Sag' ihm dieß! sag' ihm, daß er vergebe, daß Almerine nicht anders der Schmach entfliehen konnte! sag' ihm, daß ihn anders Almerine ewig verlieren mußte! daß ich mich, ihn und euch nicht anders retten konnte.

Suleima. Ziehe hin und sage seinem Vater, daß dich

Suleima sendet, weil er dich vor Schmach nicht anders retten, den Bund zum Unglück seines Sohnes nicht anders lösen konnte.

Almerine zog ihr Gewand näher und fester an ihren Leib. Sah mit einem Blick des Entzückens nach Raphael — er kämpfte mit dem Tode. Noch einmal sah sie gen Himmel mit heiterer Erhabenheit — lispelte ihrem Vater zu: „ich fühle, daß ich ihn umschweben werde!“ wischte die Thränen aus ihren Augen, trat an der Hand ihres Vaters näher an den Rand des Schiffs, zog noch fester ihr Gewand an, schwang sich empor und stürzte sich in die dunklen Fluthen.

Suleima wandte sich zu dem Kapitän: „sieh, Mensch, so entflieht entschlossene Tugend der Schmach. Erwarte deinen Richter dort, zu dem sie nun geflohen ist.“

Alle erstarrten. Ein Schrei des Entsetzens, der Bewunderung entfuhr der Menge. Die Bestürzung hatte alle ergriffen und es gelang Raphael sich denen zu entreißen, die ihn umschlungen hielten. Er sah Almerinen schweben auf den dunkeln Fluthen in ihrem weißen, ausgebreiteten Obergewand. Er stürzte ihr nach. Asan sah seine Gefahr — er folgte ihm — Almerine war vor Raphael gesunken, als er nah war sie zu fassen — schon sank er, als Asan ihn ergriff. Suleima entdeckte das Boot, das man zum Fischen ausgelassen hatte; er rief seinen Brüdern in ihrer Sprache zu, ihm zu folgen, und ließ sich in den Hintertheil des Schiffs hinab. Sie sprangen ins Meer. Die Spanier glaubten, sie wollten bloß Raphael und Asan retten. Suleima zerhieb das Seil, womit das Bot ans Schiff befestigt war. Die Mauren schwammen

um Raphael und Asan, stiegen aus den Fluthen in das Boot und zogen die beiden hinein. Sie ergriffen die Ruder. Der Wind blies stark von der Küste und trieb sie nach der offnen See. Vergebens ließ der Kapitän nach ihnen feuern, sie entgingen seiner Wuth. Suleima hielt mit einigen den unglücklichen Raphael, der sich loszuwinden strebte, um der Gesunkenen zu folgen. Sein Haupt sank nun auf den Rand des Boots, seine starren Augen blickten in die Fluthen nach der Verschwundnen ohne Thränen. Asan hielt das Ruder; sie fuhren dahin in dem blassen Schein des Monds und noch lange hörten sie in der Ferne das dumpfe Geheul ihrer unglücklichen Brüder. Bald verschwand der Mond, Finsterniß hüllte sie ein und die tiefe Stille ward nur von dem einfachen Schlage der Ruder unterbrochen.

Viertes Buch.

1.

Der Morgen erleuchtete die Fläche des Meers. Die Unglücklichen begrüßten die Sonne mit Klagegeschrei. Entsetzen ergriff sie, da sie Raphael erblickten. In dem Schooß Suleima's lag er ganz entstellt, seine Augen starr gewandt gegen das Meer. Leblos schien sein ausgestreckter Körper. Suleima strich sanft über sein Angesicht; nur Zuckungen zeigten, daß er noch lebte. Er lag in düstern, dunkeln Vorstellungen, die seine zerrüttete Seele aus der Schreckensscene hervorzog. Nur wenn er Almerinen schweben sah auf den Fluthen, schoß die Kraft des Wüthenden in seine ermatteten Glieder und er arbeitete heftig, sich aus den Armen seiner Freunde zu winden. Er hörte nicht auf die sanfte Stimme Suleima's, nicht auf seines Bruders muthigen Zuruf. Ermüdet sank er in Suleima's Schooß zurück, neigte sich nach dem Rande des Boots; und an seinem Lächeln merkte man, er glaube, sie schwebe vor ihm in den Fluthen; aber wenn diese Bilder verloschen, so sank er wieder in die erste Empfindungslosigkeit zurück. Suleima's Thränen rannen oft in die Locken des Fühllosen und sein angstvoller Blick bedeutete seinem Sohne, er fürchte, der Verstand des Edlen sey gänzlich durch den schrecklichen Schlag vernichtet.

Die Ruderer waren erschöpft von der heftigen Anstrengung. Sie ließen das Boot mit dem Winde langsam treiben, bis sie sich erholt hatten, dann ruderten sie mit neuer Kraft. Erst später fanden sie ein Segel unter einer Bank des Boots; nun trieb sie schneller der Wind. Drei Nächte und zwei Tage waren verflossen in stummem, düsterm Schmerze, ohne Speise, ohne Trank. Ermattet von Hunger, Hitze und Durst, erschüttert von der Kühle der Nächte, sanken sie darnieder. Gegen den Morgen der dritten Nacht entdeckten sie die spanische Küste, sahen in der Ferne die Spitzen der Berge, von den Strahlen der aufgehenden Sonne noch schwach erleuchtet. Nun rathschlagten sie erst, wohin sie sich wenden müßten, um nicht in die Hände eben so gefährlicher Feinde zu fallen. Suleima sprach:

„Steure, mein Sohn, nach jener Klippe, hinter welcher das Boot sich verbergen kann. Einige von euch schwimmen an das Land und suchen reife, erquickende Früchte. Dann laßt uns ferne vom Ufer zu unsern Brüdern in das Gebirge hinrudern. Entdecken uns die Spanier, so tödten sie uns alle und was würde aus unserm unglücklichen Beschützer werden, der sich uns aufgeopfert hat. Wir dürfen ihn in diesem Zustand nicht aussetzen, weil keiner von uns Unglücklichen bei ihm bleiben darf, die Pflichten der Freundschaft und Menschheit zu erfüllen. Laßt uns ihn heilen in den Gebirgen, dann kehre er heim nach seinem Schlosse und uns werde wie unsern Brüdern.“

Sie folgten seiner Weisung, kamen beladen mit Früchten zurück und erquickten sich. Auch gelang es ihnen, den

brennenden Gaumen des Ermatteten zu erfrischen. So erreichten sie das Gebirge, welches sich gegen die See erstreckt. Sie hielten sich in Gebüschen verborgen bis zum Abend, dann banden sie das Segel an zwei Stangen, um ihren kranken Freund sanfter zu tragen. Erst gegen Morgen stießen sie auf einige Haufen der Geflüchteten. Suleima gab sich zu erkennen, erzählte ihnen ihr trauriges Geschick, und das Unglück des Beschützers ihres Volks. Die Freude über Suleima's Ankunft verwandelte sich in Trauer, sie führten sie still nach den Höhen, wo sich die Führer Morgens zu versammeln pflegten. Suleima wiederholte die traurige Geschichte, und da er Don Raphael nannte, auf ihn deutete, ihnen sagte, was er für sie gethan, in welchem Zustand er nun um ihretwillen sey, erhoben sie ein Klaggeschrei, fielen bei dem Erstarrten nieder, küßten seine Hände, und riefen ihn, mit Flehen und Gebet, zur Wiederkehr ins Leben. Suleima bat um Stille und Ruhe. Sie leiteten ihn in die Höhle eines der Führer, die sie mit frischen Gesträuchen verziert hatten, und bereiteten ihm von Moos und ihren Gewändern ein Lager. Suleima ließ ihn einige Stunden ruhen, dann rief er die Jungfrauen zusammen, lehrte sie das Klagelied Almerinens an Almansor, und bat sie, es in sanften Tönen zur Laute zu singen. Die sanften Klagen ertönten an dem Eingang der Höhle. Suleima und Asan saßen an Raphaels Seite und lauschten auf seine Bewegungen. Seine Seele schien bei dem leisen Gelispel der klagenden Jungfrauen aus ihrem Erstarren erwachen zu wollen, und sank wieder in Schlummer. Da winkte Suleima den Jungfrauen, in die

Tiefe der Höhle zu treten und noch leiser zu singen. Die Töne drangen nun in sein Herz, durch sein Herz erwachte seine Seele aus dem Schlummer — er erhob sein Haupt — horchte — Thränen freudiger Wehmuth zitterten in Suleima's und Asans Augen. Raphael sah sie — sah hin nach der Tiefe der Höhle, aus welcher die bekannten Klagetöne so sanft in sein Herz flossen.

„Wo bin ich? Bin ich? Ist sie?"

Die Klagestimmen schwiegen.

„O Grab meines Vaters! Nimm mich auf. Suleima es ist ihr Geist, sie ruft mich, ihr zu folgen!"

Suleima schloß ihn in seine Arme: „Du sollst alles vernehmen, Geliebter, wenn du ihren Vater, ihren Bruder nicht verwerfen willst. Alle die mir vertrauten Aufträge will ich dir verkünden, wenn du uns Unglückliche freundlich aufnimmst."

„ — Sage, wo bin ich? ist dieß ein Grab? Ein anderes Grab? Es ist nicht das Grab meines Vaters. Sind wir alle hier? Alle Abgeschiedene geborgen? Hat er uns alle ermordet, und haben sich unsere Geister, der Geist des Gehofften unter dem Schutz der Verschwundenen hier gesammelt? Wo ist sie mit ihm?"

„Wir sind geborgen, leben, leben, weil sie es will. Du bist gerettet, bist bei den Unglücklichen meines Volks im Gebirge, die dir ihr Leben weihen, die deines Raths, deiner Hülfe bedürfen."

„— Und sie ist nicht gerettet?"

„Sieh, es sind Unglückliche, die den edlen Sohn des edlen Roderiko um Hülfe anflehen."

„— Ich sah sie auf den Fluthen schweben — nun seh' ich sie nicht mehr. Warum entrißt ihr mich dem Schlafe, in dem ich sie sah?"

„Du wirst sie sehen — sie umschwebt dich, verläßt dich nie. Gebietet ihrem Vater, ihrem Bruder, sich zu deinen Füßen zu werfen; in ihrem Namen dich zu flehen, sie nicht zu verwerfen, und auf ihr Elend zu blicken."

Die Führer riefen an dem Eingang der Höhle: „Lebe, edler Menschenfreund, für uns Unglückliche, für uns grausam Verfolgte!"

Dann baten sie ihn, etwas Wein und Speise zu sich zu nehmen; er that es, verfiel darauf in abermalige Verirrungen, und seine Seele schwebte bald in düsterm, bald in glänzendem Nebel der Träume. Er schlummerte ein unter dem sanften Geflüster der klagenden Jungfrauen, von seinen Freunden bewacht.

Beim Aufgang der Sonne erwachte er, und erblickte seine Freunde an seiner Seite; seine Kräfte hatten sich gesammelt. Sie führten ihn vor die Höhle, die aufgehende Sonne goß ihren goldnen Glanz über das Gebirge, die kühle Morgenluft umwehte sein Haupt, und des Lebens verstopfte Quellen öffneten sich.

Er sah mit ernster Entschlossenheit nach Suleima.

„Mein Vater, täusche mich ferner nicht, und entreiße mich dieser dunkeln Verwirrung. Verschlang sie das Meer? Hört' ich ihren Geist? Du weißt, sie sagte mir einst, sie würde mich umschweben."

Suleima. Ich täusche dich nicht, und ich, ihr Vater,

der alle Freude des Lebens mit ihr verloren, sage dir, daß sie das Meer verschlungen hat! Daß nur dieses sie vor Schmach und Schande retten konnte, daß sie ihnen zu entgehen den Tod dem Leben vorzog! Hier lege ich nochmals mein Leben und das Leben ihres Bruders in deine Hände, und wir erwarten beide, was du über uns bestimmst.

Hierauf theilte er ihm die ganze schreckliche Begebenheit mit, ihren freien Entschluß, ihre Worte, ihren Auftrag an ihn, und schloß: „Sollte die, die ganz Reinheit war, befleckt von dem Ungeheuer leben? Nur dann wäre sie vernichtet worden durch die Schmach, durch die Verzweiflung! Wir, der Vater und Brüder, die wir sie beweinen, so lange wir Thränen haben, danken ihr für die Rettung."

Raphael sah gen Himmel: „Geist der Welt, du hast sie wiederum aufgenommen. Erscheinen wird sie mir in ihrer reinen Erhabenheit, wie die Gedanken aus den Gefilden deines Aufenthalts. Der Tod kann mir nicht nehmen, was in mir lebt, in mir ist und fühlt. Nie sollen sie meine Lippen mehr nennen, nie sollen meine Augen um sie weinen. Nur der klage über den der Erde entflohenen Gefährten des Lebens, der ihm nicht zu nahen hofft. Als der Tod die Augen meines Vaters vor seinem sanften Hinscheiden küßte, durch seinen Kuß sie noch einmal öffnete, und der Urheber der Sonne sein Licht zum letztenmal gegen ihn wandte, sah er — ahnend mein künftiges Elend — meine Thränen in dem Glanze schimmern, welchen das Licht der Unsterblichen auf seiner Stirne verbreitet hatte. Da zeigte er mir meinen Trost und meine Rettung! — Ha! nie fühlt' ich mehr, ich

sey zur Fortdauer über das Grab geschaffen, als in diesem Augenblick. Unterstützet das Gefühl, das mir von ihr kommt, das mich durchdringt wie der süße Laut ihrer Stimme. Wir haben alles verloren, und unser Zweck geht von nun an über die Gränzen unsers Hierseyns. Laßt mich ruhen auf jenen Felsen, daß ich in die fern wallenden Fluthen sehen kann, und dahin bringe mir die Führer jener Unglücklichen."

Zuleima. Was willst du beginnen?

Raphael. Mit ihnen reden von ihrer Lage, ihren Hoffnungen, und vernehmen, was ich für sie thun kann.

Zuleima. Ich bitte dich in dem Namen deines Vaters, in dem Namen der Geretteten, verlaß uns nun, da du genesen bist, und kehre in dein Schloß. Einmal hast du dich in unser Schicksal gedrungen, und nun erst sind deine Bande gewaltsam und schrecklich gelöst. Entferne dich von denen, die das Verhängniß auf diese öden Gebirge gestreut hat, um da zu verschmachten oder unter dem Schwert ihrer Verfolger zu fallen. Laß den treuen Freund und Diener deines Vaters nicht um deinetwillen in Verzweiflung sterben, gewähre mir sanften Tod, und die Hoffnung, dem Geist deines Vaters dort nahen zu dürfen, wie meiner Tochter. Sieh, knieend bitte ich dich, verlaß diese Opfer des Todes, deren auf diesem Gebirge zerstreuten Gebeine bei den künftigen Geschlechtern von ihrem grausamen Schicksal zeugen werden.

Asan kniete neben seinem Vater nieder, und Thränen erstickten seine Bitte.

Raphael. Unbilliger! erst locktest du mich mit trügerischen Tönen in das Leben zurück, dann suchtest du mich

daran zu fesseln durch den Zuruf der Menschheit, und zogest mich aus dem seligen Schlummer der Starrheit durch den Gedanken, mein thätiges Leben könne diesen Unglücklichen noch nützen. Dein Ruf erscholl in meine dunkle Seele, und stillte die blutenden Wunden des Herzens. Nun da ich gerüstet bin zu ihrem Schutze mit Muth und Stärke, willst du mir das entreißen, wodurch ich allein leben kann. Ich kann euch nicht entsagen, durch das Band, das dort das Schicksal so schrecklich zerschnitt, knüpft es mich hier fester an euch. Vorwärts treibt es mich durch meinen angebornen Sinn; durchlaufen muß ich die mir von ihm festgezeichnete Bahn, bis geschehen ist, was durch mich geschehen soll. Gewähre du mir nun, daß ich meinem Bruder das gerettete Leben danken kann. Ihr und diese Unglücklichen seyd das mir von ihr zurückgelassene Erbe, und ich kann mich von euch nicht trennen.

Zuleima. Das Grab deines Vaters ist ohne Schutz, es ruft dich zurück, dein Vater ruft dich durch mich zurück.

Raphael. Der Geist bewacht es nun, der uns einst von da so sanft entgegen klagte. Störe mich nicht weiter; ich bin genesen und bin entschlossen. Von jenen in der Sonne glänzenden Fluthen wehen mir hohe Gesinnungen, erhabene Gedanken her. Geheiligt ist mir die Fluth, geheiligt das Gefühl, das aus ihrer Tiefe mir emporsteigt. Um diesem Gefühl zu gehorchen, bekämpfe ich den glühenden Durst meiner Seele, der mich antreibt hineinzutauchen, um sie schneller an dem Grabe meines Vaters aufzusuchen. Weine nicht, und bringe mir die Führer her!

Suleima ging; da faßte er Aſan bei der Hand: „wir wollen Männer ſeyn und unſere Lenden mit dem Schwerte der Rache gürten. Willſt du ſie, dein Volk rächen, für die Schmach, die Qualen, deren Zeuge wir waren, ſeitdem wir denken und empfinden?

Aſan. Um deinetwillen will ich; um mein Schwert für dich zu führen, um für ein Grab zu fechten, denn dieß iſt alles, was uns zu hoffen übrig bleibt.

Raphael. So laß es uns wie Männer ſuchen, und das Grab unſerer Verfolger mit dem unſern aufwühlen.

Er ſchwieg; finſtre Gedanken entſprangen aus ſeinen Betrachtungen über die letzten ſchrecklichen Scenen. Haß gegen die verfolgenden Chriſten ſtieg zum erſtenmal in ſeiner Bruſt auf. Aber bald fühlte er wieder aus ſeinem Herzen, was der Menſch ſich und andern ſeyn könnte und ſollte, wie er ihn dachte in den glücklichen Träumen ſeiner Jugend, und ſeine Phantaſie leitete ihn in die goldne Zeit der Welt zurück, die ihm blühte in den ſtillen Thälern um Kaſtellmanſor, die er ganz genoß an der Seite Almerinens.

Suleima kehrte mit den Führern zurück. Raphael erkundigte ſich nach ihrer Lage. Sie ſagten ihm, daß ſich ihrer bis dreißig Tauſend mit Weibern und Kindern in das Gebirge geflüchtet hätten. Daß ſie nun fürchteten, der nahe Mangel an Lebensmitteln würde ſie aufreiben; aber ſie ſeyen entſchloſſen, lieber mit ihren Weibern und Kindern hier zu verſchmachten, als ſich den Bürgern anzuvertrauen, die in der Ebene unter den Befehlen des Don Mescias auf ſie lauerten. Sie wollten, obgleich nur wenige von ihnen ſchlecht

bewaffnet wären, einen Angriff auf die Spanier thun, und das Letzte wagen.

Raphael. Ja, das wollen wir, mit Muth, Entschlossenheit und Vorsicht. Als eure Vorfahren die Christen verdrängten, sammelten sich diese in den Gebirgen, lebten in Höhlen, wie ihr nun thut; die edlen erloschnen Gefühle erwachten wieder in dieser freien, reinen Luft, und es gelang ihnen, sich die kühnen Eroberer zu unterwerfen. Warum sollte dieß euch nicht gelingen? wenn ihr wie Männer zusammenhaltet und muthig für euch, eure Weiber und Kinder streitet. Eine einzige glückliche Unternehmung erwirbt euch Lebensmittel auf einige Zeit, und Zeit gewinnen ist Sieg für euch. Auf das Gerücht eurer Thaten und Entschlossenheit werden eure in Spanien zerstreuten Brüder aus ihrer Starrheit erwachen, sich hier versammeln, und der Zertretne wird noch einmal den Tyrannen furchtbar werden. Laßt uns hier leben unter dem Schutz der rauhen und kühnen Natur, und von ihr gestärkt und beseelt ihre Rechte gegen eure grausamen Verfolger vertheidigen. Ich für mich bin entschlossen, euer Schicksal zu dem meinigen zu machen, mit euch zu leben, für euch zu streiten, für euch zu sterben. Fühlt und denkt ihr so, so theilt meine und eure Gesinnungen euren Brüdern mit, und wir wollen die Anstalten eurer Feinde beobachten, dann kühn von diesen steilen Höhen auf sie herabstürzen, streiten, sterben und siegen!

An dem Strahl seiner Augen entbrannten ihre Seelen. Ein Freudengeschrei ertönte zum erstenmal in den Felsen. Die Menge sammelte sich auf der Spitze des Gebirges, die

Führer theilten ihr Raphaels Entschluß mit, und jeder rüstete sich zum Kampfe, unter der Leitung eines Mannes, den sie als einen ihnen vom Himmel gesandten Genius verehrten.

So stieß ihn das Schicksal vorwärts durch die edlen Gefühle seines Herzens, und trieben ihn zu den gefährlichen Kämpfen, in welchen der so selten siegt, welcher sie zur Rettung derer unternimmt, die Herrschsucht, religiöse Wuth und politische Absichten zum Opfer ausersehen haben.

2.

Raphael hatte das Gebirge umgangen, die Stellung der Feinde und ihre Stärke genau erforscht. Er unternahm gegen ihre äußersten Posten einige Züge, um den Muth der Mauren zu proben, sie mit der Gefahr bekannt zu machen, und kam immer glücklich und siegreich zurück. Voll Vorsicht und Entschlossenheit stritt er an ihrer Spitze, schärfte ihnen bei jedem Auszug ein, sich geschlossen zusammenzuhalten, und beim Vortheil keine andere Beute zu machen, als Waffen und Kriegsgeräthe. Durch entfernte Pässe schickte er Haufen ins platte Land und befahl ihnen, in den Dörfern nichts zu nehmen, als Vieh, Mundvorrath, Ackerzeug und Saat. Asan führte einige dieser Streifereien mit vielem Glück, und jeder der wiederkehrenden Haufen legte die kostbare Beute zu Raphaels Füßen. Unter die Streitbaren vertheilte er die Waffen, unter die Schwachen das Ackergeräthe, und wies ihnen Thäler an, sie zu bearbeiten und zu besäen. Die Weiber richteten die Höhlen zu bequemen, reinlichen Wohnungen ein, und Kinder und Greise, alles arbeitete, alle Geister waren

voll Zutrauen und Muth. Die bisher zerstreute Menge sammelte sich zu Ordnung und enger Verbindung, und das öde Gebirge, auf dem vorher Winseln und Klagen erschallten, ertönte nun von Freudengeschrei, dem Gesang der Krieger, dem freien Gebet zu dem Gott ihrer Väter. So bildete sich dieser Haufen Verfolgter unter den Flügeln der Natur, durch innere Kraft, zu einem wohlgeordneten Ganzen, und trotzte muthig den Tyrannen, die sie von allen Seiten umgaben. Raphaels Aussichten erweiterten sich mit jedem Tage, und er hoffte, in diesem rauhen Gebirge einen Stamm von Menschen zu bilden, wie er sich seine Landsleute dachte, da sie mit den Römern um Freiheit und Daseyn kämpften.

Den Spaniern entgingen diese Veränderungen nicht. Don Mescia merkte, daß sie ein neuer Geist beseelte, daß ihre Unternehmungen mit einer Entschlossenheit und Ordnung geführt würden, die auf die Zukunft und langen Widerstand zielten. Er begriff nicht, woher den Verzweifelnden dieses neue Leben komme, bis man ihm berichtete, es sey ein Spanier, der sich zu ihrem Führer aufgeworfen hätte. Er befahl alles anzuwenden, sich seiner zu bemächtigen. In dieser Absicht verstärkte er das kleine Korps gegen den Paß, aus welchem Raphael schon einigemal gefallen, und stellte kleine auserlesene Haufen an Orte, wo sie gedeckt von Felsen, Gesträuchen und Hohlwegen liegen konnten. Durch diese neue Anordnung drohten die Spanier, die Mauren von einem kleinen Flusse, der sie tränkte, abzuschneiden. Der Quellen waren sehr wenige im Gebirge, und leicht durch die Menge erschöpft. Raphael wollte diese Quellen zusammen leiten und

einfaſſen laſſen; um aber der Gefahr des Augenblicks zuvorzukommen, gedachte er nun mit den genug Erprobten einen Hauptſchlag zu wagen, und hoffte, ſich bei dieſer Gelegenheit eines Städtchens zu bemächtigen, das in dem Rücken der Spanier lag, und mit großem Vorrath angefüllt war. Er verſammelte in dieſer Abſicht dreitauſend Auserleſene, theilte ſie in drei Haufen und befahl ihnen, nach einem geſchehenen Zeichen aus den Päſſen hervorzubrechen. Er wollte mit Aſan das kleine Korps vorwärts angreifen, die übrigen ſollten ſich von den Seiten in dem Rücken deſſelben bewegen, um dann verbunden grade auf das Städtchen loszugehen.

Raphael ſtürzte mit ſeinem Haufen herunter. Die Spanier hielten ſeinen erſten Angriff aus, beim zweiten wichen ſie zurück. In dieſem Augenblick hörten die Mauren das Freudengeſchrei ihrer Brüder, ſie beantworteten es und folgten muthig dem langſam weichenden Feinde. Plötzlich ſahen ſie ſich im Rücken und von den Seiten ergriffen. Die weichenden Spanier wandten ſich und traten ihnen voll Feuer und Muth entgegen. Ihre Freunde wurden zu gleicher Zeit von kleinen, gutgeſtellten Haufen aufgehalten, und die Umringten ſahen keine andere Rettung mehr als in der Verzweiflung. Die verſchiedenen Angriffe hatten ſie getrennt. Raphael ſchrie ihnen zu, ſich feſt zu ſchließen, alles von ihrem Muth zu erwarten, und ſich durch den in ihrem Rücken ſtehenden Feind zu ſchlagen. In dem nämlichen Augenblick ſah er Aſan, nebſt einem kleinen Haufen Mauren umringt, die ſich verzweifelnd gegen die Spanier wehrten. Aſan ſank an ihrer Spitze und focht noch liegend gegen den Feind.

Nun ſah Raphael nichts als dieß, er ſchrie den Mauren zu: „rettet mit mir den Sohn Suleima's!“ Ein Haufen wandte ſich mit ihm, er fiel wüthend in die Spanier, entriß ihnen den noch lebenden Bruder, lud ihn auf die Schulter, umgeben von den wenigen, dem Schwert entronnenen Mauren. Ein Trupp Spanier warf ſich indeſſen zwiſchen ihn und die weichenden Mauren. Sie feuerten, eine Kugel verwundete Raphael an dem Arm, womit er Aſan umfaßte, die andere zerſchmetterte die Stirne des Bruders. Er hörte ſein leiſes, letztes Aechzen, ſah ſich um, und aus Aſans hängendem Haupte floß das Gehirn. Noch hielt er ihn umſchlungen mit ſeinem verwundeten Arm und drang vorwärts. Viele ſeiner Gefährten waren gefallen. Die Spanier drangen nun näher auf ſie ein. Raphael legte die Leiche ſeines Bruders ſanft zu Boden, ſtellte die wenigen Uebriggebliebenen um ſich herum und erwartete den Angriff. Seiner vergeſſend ſchrie er laut den Mauren zu: „rettet euch nun, meine Brüder, und ſagt Suleima, er ſolle ſich ſchnell mit dem Volke tiefer in das Gebirge ziehen!“ Aber die Mauren traten näher zu ihm. Ergrimmt fielen ſie die Spanier an, ſchrecklich war der Kampf der Umringten für den Freund, den Beſchützer. Raphael fühlte ſeine Wunde nicht — tödtete und ſtritt, bis er erſchöpft neben der Leiche Aſans hinſank. Der ſpaniſche Offizier hielt den zurück, der ihn ermorden wollte, übergab ihn der Wache einiger und verfolgte die Fliehenden. Es war dem Haufen gelungen ſich durchzuſchlagen; ſie ſtanden auf den Felſen, ſahen die Niederlage ihrer Brüder, ſahen Raphael ſinken, in der Gewalt ihrer Feinde. Ein Klaggeheul erhob

ſich im Gebirge und erſcholl von Felſen zu Felſen. Die kleine Schaar lag um Raphael herum, keiner war ohne Rache gefallen. Der Offizier kehrte zurück, und ließ den Ermatteten aufrichten. Das Geſchrei der Unglücklichen zerriß ſein Herz, er ſah düſter nach dem Gebirge; dann neigte er ſich gegen Aſan, drückte ſeine Hand auf ſeine Lippen und folgte den Spaniern. Schrecklicher tönte das Winſeln, das Jammern der Unglücklichen von dem Gebirge.

Die Spanier führten ihn zu ihrem General, Don Mescia. Verwundernd blickte dieſer auf ihn. Kalt ſtand Raphael vor ihm, den Schmerz tief ihm Herzen.

„Ihr gehört nicht zu dieſem Volke?“

— Nein.

„Wer ſeyd Ihr?“

— Ich darf meinen Namen auch jetzt noch nennen Raphael de Aquillas.

„Unglücklicher, wie kommt Ihr unter dieſe Elenden? Seyd Ihr nicht der Gemahl der Donna Seraphine, der Tochter Don Antonio's ***?“

Raphael blickte ihn düſter an.

„Ich bedaure Euch, bedaure mich, daß ich einen Mann von Eurem Stande, Eurer Miene und Eurer Geſtalt als Rebellen gegen Euren König, Euer Vaterland finden, und als einen ſolchen behandeln muß.“

— Ich bedaure nichts, als daß ich meinen Freund und dieſe wirklich Elenden nicht retten konnte.

„Ich fürchte, Don Raphael, Ihr werdet in Madrid mehr als dieß zu bedauern finden. Was konnte Euch bewegen,

Euch an die Spitze dieser Unglücklichen zu stellen, und ihr Schicksal in dem Augenblick der schrecklichsten Entscheidung zu dem Euren zu machen?"

— Schrecklich ist ihr Schicksal, das ist wahr, und eben darum machte ich es zu dem meinem. Doch die Ursachen dieser Euch so unbegreiflichen That vielleicht vor Gericht. Ich bin Euer Gefangener, so weit der Mensch der Gefangene eines Menschen seyn kann; aber in diesem Augenblick bin ich mehr der Gefangene dieser mich schmerzenden Wunde; laßt mir diesen lästigen Arm abnehmen, und ich bin um vieles freier.

„Könnt' ich Euch so sicher retten, als ich hoffe, daß meine Wundärzte Euch diesen Arm erhalten werden — Ihr weint —"

— Nicht um mich — ich höre noch das Heulen der Unglücklichen von jenen Felsen, die bald ihr Blut benetzen wird. O sie sind hingegeben! Ihrer und meiner spottet das Schicksal, und Ihr seyd nun der blinde Vollzieher seines grausamen Spruchs. Ich bitte Euch, entscheidet schnell über mich!

„Ich muß Euch, sobald es Eure Wunde zuläßt, nach Madrid senden."

— So sey's nach Madrid.

Ein Offizier trat herein und meldete: einer der Mauren habe sich den Spaniern friedlich genähert und gebeten, man möge ihn dahin senden, wo sich der gefangene Spanier befände.

Don Mescia winkte und man führte ihn ein. Es war Suleima. Raphael sank an seine Brust. „O mein Vater, warum thust du mir dieß? Warum verließest du die

Unglücklichen ohne Rath, um zu einem Hingeschiedenen zu eilen, dem du nicht mehr nützen kannst?"

„Erinnere dich des Bundes," lispelte ihm Suleima zu, — „keiner soll ihn überleben."

„Keiner, und du weißt, wo wir uns wieder sammeln. — Dein Sohn ist uns vorangegangen — "

„Auf kurze Zeit."

„— Nun, General, fordere ich Euer Mitleid auf, um dieses guten Alten willen, trennt mich nicht von ihm."

Euch, so lange Ihr in meiner Gefangenschaft seyd, gut zu behandeln, ist alles was ich kann. Trennen muß ich Euch von ihm. Das Gericht, das dieses dunkle Geheimniß erforschen muß, würde mir diese Einwilligung zum Vorwurf machen.

Raphael drückte Suleima an seine Brust und legte seinen Finger bedeutend auf dessen Mund, dann wandte er sich zu dem General: „ich bin von ihm getrennt, wie ich gefangen bin. Die Macht der Menschen erstreckt sich nur auf das Sichtbare; wer vermag die zu trennen, die durch sich leben!"

3.

Als Raphaels Wunde geheilt war, wurde er nach dem Staatsgefängniß in Madrid gebracht. Von Suleima erfuhr er weiter nichts.

In dieser Einsamkeit erstieg seine Seele den höchsten Gipfel ihrer Kraft. Er trennte sich von Allem, was ihn umgab, schwang sich in die Gefilde der Geisterwelt und fühlte sich ein Wesen, das gleich ihnen nicht mehr in die Kette

leidender Geschöpfe gehört. Er glaubte, das Schicksal habe ihn durch diese schreckliche Verkettung von Unglück, Mißlingen aller seiner edlen Unternehmungen, zu diesem erhabenen Standpunkt leiten wollen, auf dem er sich nun so glücklich und ruhig fühlte. Ungeduldig schlug sein Herz nach der Stunde, die ihn dahin befördern sollte, wo er, vereint mit Almerine und seinen Freunden, in den lichten, ätherischen Gefilden schweben würde. Sein Geist drang zu dem Grabe seines Vaters, sein Ohr hörte die Klagetöne Almerinens. Die Erinnerungen der glücklichen Tage der Liebe erwachten, gehüllt in Bilder der stillen Ruhe, des reinen Genusses, lebendig in seinem Herzen. Seine Phantasie trug ihn unter seine Eichen; er hörte das Weben in ihren Wipfeln, das Rauschen ihrer Blätter an den bemoosten Ruinen, den Gesang seiner arbeitenden, glücklichen Vasallen, ihr fernes Lautenspiel, und erinnerte sich der weisen und sanften Gespräche mit Suleima, Almerine und Asan, bei dieser und jener Veranlassung. Erhabene Gedanken quollen aus diesen Erinnerungen, wurden zu warmen Empfindungen und strahlten in dem sanften Schimmer seines Herzens. Er hoffte den zerrissenen Faden der genossenen Seligkeiten dann wiederum ganz festzuknüpfen, wenn der Tod ihn auflösen würde. Sein Zustand glich einem Morgentraum der Jugend, in dem wir so leicht über die Erde hinschweben, als entfessele uns eine mächtige Hand von der Schwere unsers Körpers, um uns ein entzückendes Vorgefühl der Unsterblichkeit zu geben. Das Wohlwollen seines Herzens, die Heiterkeit seines Geistes, die Eindrücke seiner Erziehung, sein fester Glaube

an Nothwendigkeit siegten über sein schreckliches Geschick; nur wenn der Schrei der verzweifelnden Mauren von dem Gebirge wieder in seiner Seele erklang, sank seine Kraft und seine Thränen flossen über die gewisse, gänzliche Vernichtung derer, die er zu retten wähnte, für die er so gern sein Leben hingegeben hätte. Er sah sie fallen unter dem Schwert ihrer Feinde, gejagt von Felsen zu Felsen, von Höhle zu Höhle — Weiber, Kinder und Greise zerschmettert oder verschmachtet auf den nackten Klippen. Sein Gefühl empörte sich, riß ihn zu finstern Betrachtungen über die Menschen, die solcher Thaten fähig sind. Grasse, finstere Gedanken sprangen aus diesen Betrachtungen, gleich den Gespenstern aus der zerrütteten Phantasie des Fiebernden, trieben ihn in wildem Grimm und starrer Kühnheit bis zu dem Thron des erhabenen, uns verhüllten Wesens, das allein die Kette der Begebenheiten faßt. Dann leiteten ihn die Geister Almerinens und seines Vaters an einem sanften Lichtstrahl der Liebe aus der verworrenen, schrecklichen Finsterniß zurück, und lispelten ihm zu: „bald wirst auch du in Klarheit mit uns schweben!“

4.

Peinvoller war der Zustand der unglücklichen Seraphine. Sie hatte durch ihren treuen Diener Balthasar, der sich auf ihren Befehl in der Nähe Kastellmansors aufhielt, Raphaels Abreise erfahren. Melchior Perez war nach Madrid zurückgekehrt und hatte berichtet: Don Raphael habe die Mauren zum Aufruhr gereizt, sich dann in einem Boote geflüchtet; er sey genöthigt gewesen, die Verwegensten über Bord zu werfen und die übrigen an der nächsten Küste auszusetzen. Sie zitterte

für den Mann, der ihrem Herzen alles war, ob er ihr gleich auf dieser Erde nichts mehr seyn konnte. Nun vernahm sie die Schreckenspost von seinem kühnen Unternehmen, seiner Gefangenschaft; lange saß sie betäubt von dem schrecklichen Schlag; endlich erwachte der Gedanke in ihrer bangen Seele: vielleicht bedarf er meiner Hülfe. Sie nahm Gold zu sich, eilte mit ihrem Knaben, einer Wärterin und dem treuen Balthasar nach dem Gefängniß, gab sich dem Aufseher zu erkennen, füllte seine Hände mit Gold und bat ihn, unter Versicherung, ihn über alle Hoffnung zu belohnen, geheim zu halten, was sie hier zum Besten Don Raphaels unternähme. Zitternd nannte sie ihn ihren Gemahl. Dann fragte sie nach seinem Zustand, und Thränen der innigsten Wehmuth flossen über ihre bleichen Wangen, als er sprach von seiner Geduld, seiner Sanfmuth. Plötzlich fuhr der Gedanke in ihr Herz: wenn ich es nun wagte, vor ihm zu erscheinen, ihm meine Dienste anzubieten! Mich ihm darzustellen als eine Fremde, ohne Rücksicht auf mich! Würde er mich verwerfen? Und wenn er mich verwürfe, sollte ihm mein Mitleid, meine stummen, treuen Dienste beschwerlicher seyn, als die Dienste der harten Diener dieses finstern Hauses? — Sie bat den Aufseher, sie nach seinem Gefängniß zu führen. Als sie vor die Thüre trat, fühlte sie ein Erbeben und sie wagte nun nicht, den Aufseher zu bitten, sie zu öffnen. Sie ließ sich auf ihre Knie nieder und sah durch die Oeffnung des Schlosses. Sie erblickte ihn auf seinem Sitze, ruhig, gelassen, seine Seele so in sich gezogen, als gehörte er dieser Welt nicht an. Seraphinens Herz schlug in ihrer Brust; sie

athmete, lebte nicht — nur einige Augenblicke beobachtete sie ihn, dann stand sie auf und sagte zu ihrem Knaben: „dein Vater ist kein Verbrecher, mein Kind, und deine Mutter darf ihm nicht nahen. Er bedarf keiner Thränen — laß uns nur über deine Mutter weinen!“

Sie entfernte sich schnell, bat nochmals den Aufseher zu verschweigen, daß sie hier gewesen sey. Hierauf ordnete sie alles an, was zu Raphaels Bequemlichkeit dienen konnte, ließ Balthasar mit dem Auftrag zurück, auf alles zu sehen und sich angelegen seyn zu lassen, Don Raphael bedienen zu dürfen, aber nie sollte er es wagen, ihm ihren Namen zu nennen oder ihn an sie zu erinnern.

Zum erstenmal suchte sie wiederum Menschen auf. Sie erkundigte sich nach seinen Richtern und besuchte einen jeden. Ihr Herz erbebte bei ihrer Antwort. Sie rathschlagte mit ihnen, ob sie sich an den König wenden sollte; sie riethen ihr sein Verhör abzuwarten und die Gnade des Königs nur dann anzuflehen, wenn das Gesetz ihn verdammte. Zwei Tage lebte sie in tödtlicher Angst. Das Gericht versammelte sich und Raphael wurde vorgefordert. Er trat vor die Versammlung, ohne Furcht, ruhig und bescheiden. Man legte ihm die Anklagen Don Mescia's und Melchior Perez vor. Die ersten nahm er an, die zweiten verwarf er und erklärte, nach seinem Gericht würde er als Kläger gegen diesen auftreten.

Auf die Frage: was er zur Vertheidigung seines eingestandnen Verbrechens vorzubringen habe?

„Nichts; er habe und bedürfe keiner Entschuldigung dafür.“

— Die Ursachen, die ihn bewogen, sich mit den Mauren zu verbinden.

„Diese könnte und wollte er nur dem König sagen."

— Er stände vor dem König, da sie in dessen Namen Gericht über ihn hielten.

„Das leugne er nicht; aber er habe eine Klage gegen den König selbst, die er ihnen zu ihrem eignen Besten nicht vertrauen dürfte."

Die Richter drohten, stellten ihm den Spruch des Gesetzes vor, das ihn nach seinem eignen Geständniß als Hochverräther verdamme.

Diesen Spruch erwarte er, war seine Antwort. Sie möchten ihn immer nach seinem Geständniß richten, die Ursache seiner That soll nur der König von ihm erfahren.

— Und wenn der König ihn nun nicht hören wollte?

Er schwieg, und ihre Vermahnungen, ihre Drohungen vermochten nichts über ihn. Sie verdammten ihn.

Als Seraphine vernahm, was vorgefallen, so schrieb sie an den König:

— Die Unglückliche, die Euch schreibt, glaubte bisher, sie habe nur über sich zu weinen und in bittrer Reue zu sterben. Nun soll sie verzweifeln über den Fall des edelsten Mannes Eures Reichs. Wenn er ein Verbrechen begangen hat, so ist es mein Werk und mit Scham setze ich hinzu, auch das Eure. Die schreckliche Euch bewußte Entdeckung, seine Rache, die ich beweinen und nicht verdammen konnte, haben ihn aus Madrid getrieben. Konnte nicht der Unwillen — doch nein, so stolz darf die gefallne Seraphine nicht seyn,

sich als eine ferne Ursach der That eines Mannes, wie Don Raphael, anzusehen; aber ich irre mich weniger, wenn ich sage, sein großes, menschenfreundliches Herz, die schrecklichen Mißhandlungen, deren Zeuge er war, haben ihn bewogen, sich zum Beschützer der Unglücklichen aufzuwerfen, die ganz Spanien verfolgt. Für seine Richter ist dieses vielleicht keine Entschuldigung; aber sie ist es zwiefach für Euch, mein König. Ich habe ihn gesehen, ohne daß er meine Gegenwart vermuthen konnte. Welche Ruhe! Welche Unschuld! Er ein Verbrecher! Ich, ich bin eine Verbrecherin, ich die erste Ursache seines Unglücks. Ihr müßt ihn sehen, Don Philipp, müßt selbst beobachten, was ich nicht beschreiben kann. Ihr müßt ihn um Euretwillen wie um meinetwillen sehen! Ihr müßt ihn sehen, daß Euch die Unglückliche in Verzweiflung und Wahnsinn nicht laut anklage! Er forderte dieß von seinen Richtern, will nur Euch die Beweggründe seiner That entdecken. Seht ihn, hört ihn, vergebt ihm, dann will ich gern alle Schuld des gemeinschaftlichen Verbrechens auf mich nehmen, gern allein dafür büßen und Euch frei davon sprechen. Ich fordere ihn nicht für mich, ich fordere ihn in dem Namen der Menschheit, um deren Willen er als Verbrecher erscheint.

Dieses Schreiben und der Bericht der Richter machten einen tiefen Eindruck auf Philipp. Er gab Befehl, Don Raphael in der Stille nach dem Palast des Herzogs de Lerma zu bringen, wo er ihn hören wollte. Raphael wurde vor ihn geführt und einige Vertrauten so gestellt, daß sie ihn beobachten konnten, ohne ihn zu hören. Er nahte dem König ohne Groll; Unschuld und Sanftmuth schienen ihn

einzuführen. Philipp fühlte sich bei seinem Anblick erleichtert. Raphael sprach Folgendes in mildem Tone und nur seine Blicke gaben seinen Worten Nachdruck.

„Nicht um mein Leben zu bitten, tret' ich vor Euch, mein König. Auch nicht die That zu entschuldigen, deren man mich anklagt. Was ich that, that ich aus freier Wahl und beklage nichts, als die Unglücklichen, die ich nicht retten konnte. Was mich vor Euch führt, mögt Ihr aus dem vernehmen, was ich nur Euch vertrauen konnte, und dann mich richten und verdammen.

Mein Vater hat dem Euren treu gedient; zum Lohn für seine Dienste suchte Euer Vater meine Mutter zu verführen. Don Antonio *** und ein Priester waren seine Werkzeuge. Da es ihnen nicht gelang, gaben sie meinen Vater dem Euren als ein Hinderniß der Erfüllung seines Wunsches an und der König ließ ihn dem furchtbaren Gerichte übergeben, das sich so gern zum Sklaven der Lüste des Königs gebrauchen läßt, um sichrer ihr Tyrann zu seyn. Sie ließen ihn blenden. Mein Vater, um der Gefahr zu entgehen, womit man ihn von Neuem bedrohte, floh auf sein Schloß, und meine Mutter, um das Leben ihres Gemahls, ihre Tugend zu retten, verbarg sich unter den Ruinen einer Moschee bei Kastellmansor. Hier starb sie und ward auf der Stelle begraben, auf welcher sie ihr junges Leben hingetrauert hat. Unter diesen Ruinen ward ich geboren. Mein blinder Vater erzog mich in Grundsätzen, die, wie ich nun erfahren, in Spanien Verbrechen sind. Vor seinem Tode eröffnete er mir sein Geheimniß, um des Wunsches willen, in eben dieser Gruft an der Seite

meiner Mutter begraben zu werden. Dieses that ich. Ich kam nach Madrid, den Urheber seines Unglücks, dessen Namen er mir verschwiegen, aufzusuchen, ihn zu rächen, wenn ich ihn entdeckte. Der Unerfahrne fiel bald darauf in die Schlingen der Donna Seraphine, Antonio's *** Tochter. Ich eile schnell über diesen Punkt, Don Philipp. Aber verschweigen darf ich nicht, daß dieser Antonio *** mir an jenem Abend geradezu gestand, er sey der Urheber des Unglücks meines Vaters, und er habe nun, um seines Gewissens und meines Glückes willen an mir vollendet, was er mit meinem Vater angefangen. Ich opferte ihn der kindlichen Rache und kehrte zu dem Grabe meines Vaters zurück. Auf meinem Schlosse fand ich die Tochter des Freundes meines Vaters. Er ist einer der Ersten dieses unglücklichen Volks, dessen Beschützer mein Vater immer war und das des Schutzes so sehr bedurfte. Von mir genöthigt und erfleht, verband er mich auf dem Grabe meiner Eltern, nach der Weise seiner Väter, mit der Tochter. Ihr erschrecket und erstaunt; aber sie war, was vielleicht jene ohne ihre Verführer gewesen wäre! Das Edikt der Verbannung dieses treuen, Spanien ernährenden Volks erschien. Ich begleitete meine gewählte Familie, meine unglücklichen Vasallen nach Afrika, um sie vor Mißhandlung zu schützen. Ihr würdet unter der Beschreibung der Greuel hinsinken, die Melchior Perez, der Kapitän des Schiffes, gegen die Verbannten ausgeübt hat! Es ist eine Reihe von Schandthaten und Verbrechen, die nur ein höherer Richter rächen kann; doch schwer wird Spanien dafür büßen. Um mich, dessen Anklage er fürchtete, zu einem raschen Schritt

zu zwingen, griff er mein Weib an, drohte, sie zu schänden, wie sein Volk die Weiber und Töchter der Unglücklichen geschändet hatte. Dieser Schmach zu entfliehen, stürzte sich mein Weib ins Meer. Ich folgte ihr; das Meer verschlang sie, als ich nach ihr greifen wollte. Mich retteten der Vater und der Bruder; sie bemächtigten sich mit einigen Mauren eines Boots, der Wind blies nach der spanischen Küste, mein Geist war verfinstert, ich lebte nicht. In diesem Zustand konnten sie mich nicht verlassen und aus Furcht, entdeckt zu werden, trugen sie mich in die Gebirge. Dort fanden wir die Flüchtlinge dieses unglücklichen Volks. Ich, der Zeuge der Greuel auf dem Schiffe gewesen, fühlte noch mehr als sie das Schicksal, das sie erwartete. Ich sah ihre Angst, ihren nahen Mangel, hörte das Winseln ihrer Kinder, den Jammer der Mütter, sah sie umringt von Feinden, die nach ihrem Blute dürsteten und faßte den Entschluß, ihnen beizustehen mit Rath und That. Bei einem Unternehmen ward der Bruder meines Weibes verwundet, ich wollte ihn retten und ward gefangen. Durch Euch hatte das Schicksal gesprochen, sie sollten von der Erde vertilgt werden. So seht Ihr nun, mein König, daß ich um Euretwillen niemand diese Geheimnisse vertrauen konnte. Seyd nun Ihr mein Richter!"

Der König sah ihn gerührt und bang an. — „Don Raphael — ein Mörder — durch ein sündliches Band mit einer Ungläubigen verbunden. — Ein Verbrecher gegen sein Vaterland — und doch — doch kann ich Euer Richter nicht seyn!"

— So mögen dann sie sprechen.

„Raphael, der Schleier, den ihr so schonend vor meinen Fehler gezogen habt, decke auch die Euren. Gott hat über Euch gerichtet, er richte ferner über Euch. Ich will auf die Quellen Eurer Thaten sehen, und sie vergessen. Das Geheimniß bleibe um unser, meines Vaters willen, unter uns. Ihr seyd frei; alles, was ich wünsche, ist, daß Ihr mit Donna Seraphine leben möchtet."

Raphael schwieg.

— „Doch davon, wenn wir uns wieder sehen."

Raphael. Ich bitte Euch, verhelft mir dazu, daß ich Euch danken kann. Der Vater meines Weibes schmachtet im Gefängniß — gebt ihn mir, wenn Ihr wollt, daß ich des Geschenks achten soll, das Ihr mir gemacht habt.

Der König ließ den Herzog de Lerma rufen und übergab ihm Don Raphael mit den Worten: „bedeutet den Richtern, Herzog, daß der Prozeß Don Raphaels und seines Mitgefangenen geendigt ist. Sucht den jungen Mann mit der Welt auszusöhnen, und seht zu, daß Ihr ihn meinem Dienst gewinnt. Leise zu Raphael: Ihr, söhnt Euch mit Gott und der Kirche aus, damit ich Euch ohne Sorge sehen kann."

Der Herzog de Lerma sah den jungen Mann, der sein verwirktes Leben so kalt aus den Händen des Königs nahm, mit Verwunderung an. Doch bald fand er den Mann aus, der vor ihm stand, und da er mehr als gewöhnliche Theilnahme in den Blicken des Königs wahrnahm, von der Vermählung Don Raphaels, ihren Folgen, nebst dem Nutzen daraus für ihn, unterrichtet war, aus dem Instinkt des

Hofmanns fühlte, daß die Begnadigung damit zusammenhing, so überhäufte er ihn mit Versicherungen seiner Dienste und feurigen Freundschaftsbezeigungen.

Suleima erhielt seine Freiheit, und Raphael fühlte nur erst in seinen Armen den Werth der seinigen. Nach einigen Tagen eilte Suleima nach Kastellmansor, und Raphael blieb auf Zudringen des Herzogs, der im Namen des Königs sprach, in Madrid.

5.

Suleima an Don Raphael.

Hier bin ich nun, mein Sohn, wo sich die Ruhe der Todten niedergelassen hat, in deinem öden, verlaßnen Schlosse. Mit welchem Herzen durchwanderte ich die Felder, die noch vor kurzem meine Brüder bebauten. Die überreifen Früchte faulen an dem Baum, die Aehren beugen sich zur Erde, und die Sichel rostet, die in der Hand des frohen Schnitters blinkte. Ich sank in die von den Unglücklichen gezogenen Furchen nieder und klagte, daß ich allein die Vernichtung meines Volks überlebt habe. Als ich zu den Hütten kam und keiner heraustrat, mich zu empfangen, und ich vor den Schwellen das Gras aufgewachsen sah, flossen meine Thränen. Der Schlag des Hammers erschallt nicht mehr in der Esse der Schmiede, der Webestuhl sauft nicht mehr zu den fleißaufmunternden Liedern, die Spinne zieht ihr Gewebe von Pfosten zu Pfosten, nistet über dem verlaßnen Ehebett, über dem häuslichen Tische. Ach, daß ich allein das Unglück meines

Volks überleben mußte! Nur hier beweint' ich meine Kinder. Sparte mich, den letzten Zweig des Heldenstamms, das Verhängniß nur darum auf, daß ich in dem von meinen Ahnen eroberten Lande nun dastehe, wie der Rumpf einer Säule, die sich einst auf dem Markte einer blühenden, volkreichen Stadt erhob, welche die alles vernichtende Zeit allein aufbewahrte, um künftigen Menschengeschlechtern zum Stoff ernster Betrachtungen über Vergänglichkeit zu dienen? In diesen Gedanken wanderte ich den Pfad hinauf, die dunklen Gebüsche empfingen mich, und düstrer, trauriger wurden meine Gedanken; aber als ich den Ruinen nahte, die die Gräber der Edlen decken, an die Stelle trat, wo du die weissagenden Klagen aus der Geisterwelt zu vernehmen glaubtest, da floß mir Heiterkeit aus den Gefilden der Hoffnung zu, und meine Seele entfloh der Verzweiflung, die sie schon ergreifen wollte. Von ihr, aus ihrer That, nicht von der erlernten kalten Weisheit, kam mir dieser Trost. Wird sich nicht in den blühenden Thälern, die der Prophet so erhaben schildert, dieses verfolgte Volk wiederum versammeln, und da den Lohn einernten, den die Vergeltung dem edlen Dulder zwiefach zuzählt? Dank sey es dem Unfaßlichen, der dem Geist des Menschen die Kraft verlieh, sich über die Gränzen dieser Welt, als in sein künftiges Eigenthum, zu schwingen! Ruhig trat ich nun in das öde Schloß. Pedro Gomez empfing mich mit Freude, welche die Hoffnung erhöhte, er würde nun auch dich bald sehen. Von unserm Schicksal wußte er nichts. Ich mußte mit der Erzählung sein und mein Herz zerreißen. Ein Theil der Nacht verging in dieser Trauer. Spät ging ich

allein, das Grab zu besuchen; ich fand das Siegel, alles unversehrt. Ich zerbrach es nicht, und vertraute durch meine Seufzer den Edlen, was aus denen geworden ist, die vor ihnen den feierlichen Bund geschworen haben. Komm hierher, mein Sohn! Nur hier ist Ruhe! Fliehe die Welt, bevor das Schicksal ein neues Gewebe entwirft, um dich zu fangen; aber wer mag ihm entfliehen?

Petro Gomez hat die wenigen christlichen Unterthanen deiner Güter gesammelt, und sie in die verlaßnen Thäler vertheilt. Ihre Hände reichen nicht hin, den von den Verbannten hinterlassenen Reichthum der Felder zu sammeln, vielweniger sie künftig zu bearbeiten.

Sage mir, was ist aus meinen unglücklichen Brüdern geworden? Ist es ihnen allen ergangen wie uns? Ich vernehme ein dunkles, schreckliches Gerücht, schone meiner nicht, sage mir alles, daß ich sie beweine.

6.

Von Raphael an Suleima.

Wie, mein Vater, und du forderst, daß ich dir von dem Unglück deiner Brüder schreiben soll? Hast du nicht des Leidens genug? Erliegt deine Seele nicht unter der Vorstellung der erlittnen Qual und Schmach? Willst du das Elend eines jeden zu dem deinen machen, bis du der ungeheuern Last erliegest? Mein Herz ist zerfleischt über das Geschehene, meine Vernunft verwirrt, und doch gehe ich mit angstvoller Begierde umher und forsche, wie es ihnen ergangen; aber was

ich erfahre — Suleima, die Spanier sind Christen und keine Menschen. Großmüthiger ist der Tiger der glühenden Wüste Afrika's, er zerfleischt auf einmal seinen Raub, langsam zehren diese an dem ihrigen.

Nur zwanzigtausend sind glücklich in Afrika gelandet von den vielen Hunderttausenden. Die übrigen hatten das Schicksal meiner Vasallen. Beraubt, die Männer verstümmelt, die Weiber geschändet und dann ermordet, schwimmen ihre Leichen in den Fluthen; welche die Qualen überstanden haben, verschmachten auf dem wüsten Ufer, seufzen nach den fruchtbaren Feldern ihres Vaterlandes, bis reißende Thiere, der schreckliche Hunger oder der wilde herumirrende Beduine, um der wenigen Lumpen willen, sie tödten. Keine Stadt, kein Dorf nimmt die Unglücklichen auf, die nichts mit sich bringen, als Armuth und ihre schrecklichen Gefährten. Sieh, dieß ist das Schicksal von Hunderttausenden arbeitsamer Menschen, die Spanien von sich stieß, für deren Verbannung und Ueberfahrt der König achthunderttausend Dukaten zahlte. So gehen Wahnsinn und Grausamkeit Hand in Hand, wüthen gegen sich selbst, indem sie um sich her zerstören. Bald wird das Blut der in die Gebirge Geflüchteten fließen. Man hat einen Preis auf das Haupt eines jeden gesetzt, und schon rüsten sie sich, sie mit Hunden, wie die Thiere des Waldes, zu jagen. Du weißt aus Amerikas Bekehrung, daß der spanische Christ die Menschenjagd liebt. Keiner deiner Brüder wird der durch Geiz angefeuerten, religiösen Wuth entfliehen. Suleima, und ich lebe! lebe unter diesen Menschen! Und hier, wo man von diesen neuen Grausamkeiten spricht,

wie von einem Stiergefecht! Wo man sich auf den Tag der Verbrennung der Ketzer freut, wie auf einen festlichen? Was soll aus mir werden? Wie soll ich den wilden Trübsinn bekämpfen, der aus meinem Herzen steigt, und meinen Geist umhüllt? Warum fiel ich nicht bei der Leiche Asans! Wozu haben sie mich aufgespart?

Mit Recht fragst du: und du kannst um diesen König seyn, der solche Befehle gibt? O Suleima, was weiß er davon; er unterzeichnet diese Befehle, weil ihm die Diener der Kirche und des Staats beweisen, es fromme der Kirche und dem Staate; weil er dem Verstand der letzten und dem Gewissen der ersten traut und trauen muß; weil der Staatsmann seinen Verstand und der Priester sein Gewissen gefangen halten. So ein König ist ein bedaurungswürdiges Wesen, über das man in der Nähe seufzen muß, ob man gleich fern von ihm bei denen durch seine Schwäche verursachten Leiden in Wuth erglüht, in Verzweiflung heult und seinem Haupte flucht. Ein schreckliches Loos, nur darum der Erste zu seyn, um von der Herrschsucht, der Bosheit, dem Geize, der Kabale, der Priesterwuth ersonnene Verbrechen zu heiligen! Wird der, welcher ihn auf diese Stelle gesetzt hat, ihn darauf erhält, diese Entschuldigung annehmen? Verliert das alles duldende Volk das Recht der Anklage? Hat es Recht dazu? Suleima, was ist der Mensch, der eines Herrschers bedarf, und gliche er auch diesem? Sey er auch noch ärger? Und dieser König will, ich soll sein Freund, sein Almosenspender werden; will, daß ich frei zu ihm reden soll. Fühle die gefährlichen Schlingen für mein Herz. Ich

habe es einigemal gethan, ihm den Verluſt des Reichs, die begangenen Greuel, zu deren Fortſetzung er eben einen Befehl unterzeichnet hatte, ohne Schonung vorgeſtellt. Er erbebte vor dem Heere der anklagenden Geiſter, die aus den Fluthen, von den Gebirgen, und Afrikas glühendem Sande emporſtiegen; aber der Chriſt ſiegte über den Menſchen. Er ſagte: es ſey ſchrecklich; doch ſey ſein Gewiſſen ruhig, Gottes Statthalter und die Biſchöfe hätten es für nöthig gehalten, um die Reinheit des Glaubens zu erhalten, die ihm über alles gehen müßte. Gott würde ihn nach ſeiner Abſicht richten! — Menſchenhaß will mich überfallen, meine Blicke ſchießen grimmig aufwärts, mein Geiſt ſtrebt, in das uns umhüllende Dunkel zu dringen, worin ſich die auf uns laurende Verzweiflung verbirgt. Sie ſoll mich nicht erhaſchen, ſo lang mein Herz noch Menſchenliebe fühlt. Ich mußte ſchweigen, Suleima, denn der Schwache iſt nur im Unſinn ſtark. Warum bin ich in Spanien geboren? Es iſt geſunken und ſinkt, wer kann, wer darf es aufhalten in ſeinem Sturze? Mit ſpähenden Blicken wandern die Verderber um die Todtengruft der Menſchheit umher und lauſchen, ob es einer wage, den wandelnden Schatten zuzurufen. Auf mich ſcheinen ſie nun beſonders aufmerkſam zu ſeyn; mit Eifer und Liſt ſuchen ſie die Quelle des Schmerzes zu entdecken, der mein Geſicht umhüllt. Was ſie zu tröſten ſcheint, iſt die Gewißheit, daß ich nichts ſuche, nichts ſeyn und bedeuten will; und ſie rächen ſich an mir, daß ſie mich einen traurigen Schwärmer nennen. Das bin ich nun freilich, und vorzüglich darum, daß ich unter ihnen verweile. Schon wollte ich zu dir fliehen; aber

es scheint, Philipp will das neue Gewand, das er in mir gefunden, erst ganz abtragen, um es dann in Ungnade wegzuwerfen. Der Mann mit dem guten Gewissen versichert mich, meine Gegenwart nutze ihm; er will mich als einen Mittler zwischen ihm und den Unglücklichen gebrauchen, die man von ihm drängt. Ihn dünkt, er habe längst einen solchen Mann gesucht, ihn nun in mir gefunden, und ich müßte sein Gnaden- und Almosenspender werden, weil er nur mir so reine Hände, ein so menschliches Herz zutraut. Suleima, wenn dieß die Fäden sind, womit das Schicksal ein neues Gewebe webt, mich zu fangen, so sind sie zu nah an mein Herz gelegt, als daß sie mich nicht nach sich ziehen sollten. Gelingt es mir, nur einen Unglücklichen den Klauen der Unterdrücker zu entreißen, so ist es Gewinnsts genug für mich. Freilich sagt mir mein Verstand, daß diese Rolle bei diesen Menschen, unter diesen Menschen nicht dauern kann; aber wer das Gute nach der Dauer, und edle Absichten nach ihren Folgen nur beurtheilt, der muß sich zur zerstörenden, nicht zur heilenden Rotte der Gesellschaft schlagen. Jährliche Opfer trugen die Griechen auf die Gräber der verstorbenen Geliebten, laß mich die Erinnerung einiger gelungenen guten Thaten zu dem Grabe meines Vaters als Opfer bringen. Schon ist seinem unglücklichen Sohne die süße Ernte einigemal gelungen, und nur dieses kann die blutenden Wunden meines Herzens stillen. O daß ich Thaten thun könnte, wie meine Seele wünscht! welch einen kühlenden Kranz wollt' ich um meine glühende Stirne winden, um ihn dort zwischen meinem Vater und der Geliebten zu theilen. Aber das

Gute muß ich nur heimlich thun, das Böse kann ich nicht thun, und was dazwischen liegt, ist von so unlauterer Mischung, daß sie nur Flecken in der Seele läßt. Wie theuer mich dieser schwache Mann das wenige Gute, das ich thun kann, bezahlen läßt! Nie spricht er von meiner Geschichte, ohne die Glosse: zum Besten meiner Seele habe Gott das Band mit der Ungläubigen getrennt, mir dadurch eine väterliche Züchtigung verliehen, die ich mit Dank erkennen müßte. Welch ein Wesen ist der Gott dieser Menschen! Ich stehe erstarrt und schweige. Was kann ich anders? Grüße mit einem heitern Blick das Grab der Edlen! Bald werd' ich den Widerhall der himmlischen Klägerin vernehmen.

Hier ist ein Schreiben an den guten Pedro; auch eines von seiner Schwester Donna Maria, die ich oft besuche. Von ihr vernahm ich erst, daß er um meinetwillen seine Stelle aufgegeben hat; ich lege hier eine Schrift bei, die ihm wenigstens einen Theil seines Verlusts ersetzt. Sage ihm, daß sein Freund nichts geben könnte, als menschenleere Felder.

7.

Von Raphael an Suleima.

Ich kann hier nicht die Kraft der Seele erwerben, die ich brauche, mein Leben an einen festen Zweck zu knüpfen. Wo ich auch einen Faden anknüpfe, so zerreißt ihn der Wahn. Die verderbende Rotte scheint mir keinen andern Weg, Gutes zu bewirken, erlauben zu wollen, als den ihrigen. Ich soll für mich einernten, das heißt, für sie. Fallen und vergehen

lassen, was da fällt und vergeht. Unter den Ruinen der Menschheit festzustehen suchen, denn nur dieses nennen sie weise seyn, weil der Spruch über das Menschengeschlecht von Anbeginn, nach ihrer Meinung, unabänderlich ist. Warum fühl' ich so ganz anders? Warum kann mein Herz an Dingen keinen Genuß finden, für dessen Besitz sie ihr Leben, ihre Ehre, selbst ihren Gott wagen, den sie doch schreckend und rächend genug gebildet haben. Gehör' ich zu einer andern Welt, oder ist es Spiel der Phantasie, was mir so labend aus der Seele quillt, mich bei jeder Ungerechtigkeit empört und bei jeder guten That entzückt? Muß der Mensch ihnen gleichen und bin ich dem Zwange seiner Natur durch Zufall entgangen, daß sie nun hinter mir herjagen, mich in ihren Wirkungskreis zu treiben oder an seinem Rande zu erwürgen, wenn ich ihn nicht betreten will. Weil ich ihrem Götzen, dem Wahn, der Gewalt über andere, nicht opfern, den Vortheil, der aus diesem Opfer fließt, nicht für Vortheil halten kann, ihre kleinliche Ehrsucht verachte, bei ihrem schwächlichen Bösen, ihren halben Lastern ergrimme, über ihre Thorheiten, die Qualen ihres Lebens, bitter lache, nennen sie mich Schwärmer. Ach spotte ihrer, wer über Elend lachen kann, wer sein Gefühl an dem Verstand, an der Selbstliebe verkältet hat. Ich kann nicht über die lachen, die andere weinen machen. Damit du nicht glaubest, ich ginge zu weit in meinem Urtheil, so will ich dir einige von den Menschen, zwischen denen ich nun stehe, hinzeichnen. Jeder von ihnen möchte mich auf seine Seite ziehen und was du lesen wirst, hab' ich von ihnen selbst.

Der Herzog de Lerma wankt, ist seinem Fall ganz nah. Lange schon hat er dieser vorgesehenen Gefahr entgegengearbeitet; er glaubte als Vater und feiner Hofmann in seinem Sohne, dem Herzog de Uzeda, die sicherste Stütze seiner immersinkenden Macht zu finden. Er empfahl ihn dem König und gab ihn ihm zum Gesellschafter. Leicht war es dem jungen Uzeda, durch seine Unbedeutsamkeit, sein geschmeidiges, artiges Wesen, durch die Gewohnheit, die Tyrannin der Großen, dem schwachen Philipp unentbehrlich zu werden. Lerma freute sich als Vater und Hofmann; als Vater, weil er hoffte, den König seinem Sohne nur als Erbschaft zu hinterlassen; als Hofmann, sich ihn ganz zugesichert zu haben. Um den König von der zugänglichsten Seite zu fesseln, zog er einen Mönch Aliaga aus dem Staube hervor und drang ihn ihm als Beichtvater auf. Der alte Hofmann unterrichtete den Mönch wie den Sohn und wähnte, es würde ihn, da er die Dankbarkeit nicht unter des Menschen Tugenden rechnete, doch wenigstens das Bewußtseyn an ihn fesseln, daß sein Glück von ihm allein abhinge. Der Sohn, verbunden mit dem Beichtvater, machte schnelle Fortschritte, schnellere, bedeutendere, als der Vater gerne sah, und nun merkte er erst, daß er verlor, was dieser gewann. Mit Schrecken sah er sich getäuscht, getäuscht von seinem Sohne und von einem Menschen, den er wegen seines Blödsinns aus dem Staube emporgehoben hatte. Bald zerfloßen in dem Kampfe um die Gnade des Königs, den Einfluß dadurch auf andere, um den Schimmer des Throns, der die Mängel und Gebrechen des Hofmanns vergoldet, alle väterliche, kindliche Gesinnungen und Verhältnisse. Das

Gespenst Herrschsucht tödtete in ihren Herzen die Gefühle der Natur; Vater und Sohn traten von nun an als erhitzte Streiter auf, die nur sichern Sieg in der politischen Vernichtung des gefährlichen Gegners sehen. Beide buhlten um den Beistand des Beichtvaters. Dieser war lange verlegen, auf welche Seite er sich schlagen sollte, doch der Geist seines Ordens lehrte ihn bald, daß mehr von dem zu erwarten stehe, den man sich selbst verpflichtete, als dem man durch Wohlthat verpflichtet sey. Lerma, der in gleicher Lage dasselbe gethan hätte, seufzte nun laut über die Schlechtigkeit der Menschen; da er aber fühlte, daß ihn dieses nicht weiter bringen würde, so setzte er seinem Sohne einen neuen gefährlichen Nebenbuhler in seinem Neffen, dem Grafen de Lemos, entgegen. So dachte nun der Klügling zwei junge, kühne Streiter einander entgegenzustellen, die beide seines Einflusses benöthigt wären, wechselsweis von ihm abhängen müßten und über die, wenn er nur das Gleichgewicht klug vertheilte, er sich bald schwingen würde. Doch der angenehme, geschmeidige Uzeda gefiel dem König besser, als der edle, feurige, unternehmende Lemos. Sobald man am Hofe diese Lage merkte, wagten alle Feinde des Herzogs laut zu werden. Nun erst traten Kläger auf, weil sie Hörer fanden, auf deren Schutz zu bauen war. Uzeda sorgte dafür, daß das allgemeine Mißvergnügen über seinen Vater, alle alte und neue Beschwerden gegen ihn durch den Beichtvater zu des Königs Ohren kamen. Aeußerte der König seinen Unwillen gegen Uzeda, so hüllte sich dieser in heuchlerisches Mitleid und überzog die Fehler seines Vaters, unter der Miene, sie zu entschuldigen, mit dem grellsten Firniß.

Demungeachtet würde der Herzog noch lange widerstanden haben, wenn er nicht einen Schritt gewagt hätte, dessen Folgen ihn nothwendig stürzen müssen. Er suchte in Rom und erhielt den ersten Rang der Kirche, ward Herzog Kardinal in der festen Ueberzeugung, auf das fromme Herz des Königs durch die ihm nun schuldige Ehrfurcht zu wirken; sich wenigstens, wenn er sich auch nicht halten könnte, vermöge dieses Ranges von der strengen Untersuchung seiner Regieruug, womit seine Feinde ihm drohen, zu befreien. Aber nun zerriß erst der Faden der Gunst, den Furcht vor Veränderung und Gewohnheit bisher noch hielten. Der schwache Philipp gleicht wenigstens darin andern Königen, daß ihm, wie ihnen, nur der Mann gefällt, der ihm allein Glück und Ansehen zu verdanken hat, der mächtig ist, weil sie es so wollen, es ist, so lange sie wollen. Ohne Eifersucht sehen sie auf die Achtung, die man ihren Günstlingen erzeigt, weil sie es als einen Tribut ansehen, den man dem Glanze bezahlt, der von ihnen auf den hervorgezogenen Günstling strahlt. Aber nun strebte Philipps Geschöpf, unabhängig von ihm zu werden, forderte Achtung in dem Namen eines andern, forderte vermöge seines, von einer fremden Hand ertheilten Ranges Achtung von ihm selbst und setzte sich durch den Purpur sogar an seine Seite. Du kannst leicht denken, wie sein Sohn und der Pater Beichtvater diesen Fehltritt zu benutzen wußten. Sein Fall ist nun beschlossen und man sinnt nur noch auf die Form. Mit bittern Thränen klagt er über die Grausamkeit seines Sohns und sieht in seinem herannahenden Sturz gänzliche Vernichtung seines Daseyns.

Vergebens bittet er die Undankbaren, vergebens schmeichelt er ihnen, umsonst sind seine Warnungen, sein Flehen, seine Thränen; sein Sohn spottet seiner Schwäche und genießet ohne Schonung seines Siegs. Suleima, was machen Könige aus den Menschen? Mit Wohlgefallen sieht Philipp auf diesen empörenden Kampf um seine Gunst zwischen Vater und Sohn und hofft in dem einen Freund zu finden, der auf die Ruinen des Glücks seines Vaters das seine baut. Sieh, so weit verblendet sie der Schimmer, den ihre Sklaven durch knechtische, blinde Unterwerfung um sie zaubern. Ich war Zeuge von Scenen zwischen dem Vater, dem Sohn und dem Mönch, die mich so empörten, daß ich nicht an mich halten konnte; aber keiner versteht mich, weil ich von Grundsätzen ausgehe, die ihnen so fremd sind, als mir die ihrigen einst waren. In dem Augenblick, da ich jedem besonders seinen Unsinn zeige, spricht er zu mir, als glich ich ihm und hängt einen glänzenden Preis aus, um mich in sein Interesse gegen den andern zu ziehen. Was auch erfolge, ich glaube Mittel gefunden zu haben und sie so leiten zu können, daß dieser schändlichen Farce, worüber auch die Verdorbensten lachen, ein Ende werde. Der Graf Lemos ist ein Mann, der durch Adel des Herzens, durch Kraft des Geistes, durch tiefe Kenntniß der Quellen unsers Elends allein fähig ist, Spanien von seinem gänzlichen Sturz zu retten. Für ihn arbeite ich — mag Lerma immer den Namen tragen, wenn nur der junge, feurige, unternehmende Mann wirken kann. Auch wird dem Alten der Schatten voriger Macht genug seyn und besser ist es, daß er, der schon alle Begierden befriedigt hat,

an der Stelle bleibe, wo er steht; nur nach neuen Erpressungen kommt der Nachfolger so weit, daß er so reif wie er zum Abschütteln werde. Gelingt mir nun dieß, so will ich nach Kastellmansor eilen und mich in der Ferne an dem Lichte ergötzen, das dieser zu Spaniens Wohl geschaffene Geist ausbreiten wird. Ich habe gegründete Hoffnung und schon hört Philipp mit Wohlgefallen auf die kühnen Aeußerungen des edlen Lemos, vor denen er sonst so sehr erschrack. Dieses, die Anklage gegen den Unmenschen Melchior Perez und das Schicksal eines grausam Unterdrückten beschäftigen mich nun hauptsächlich. Wann werde ich zu dem Grabe meines Vaters flüchten, um mich da von allen den Greueln zu reinigen, deren Zeuge ich seyn muß? Ich muß fliehen, bevor ich die Menschen hasse, bevor ich die Großen des Staats und der Kirche mit der Menge in eine Masse werfe, da doch die Schlechtigkeit dieser, so wie ihr Elend, nur das Werk der Erstern ist. —

8.

Von Raphael an Suleima.

Was hat das Schicksal weiter mit mir vor? Auf welche Probe will es mich stellen, daß es nun so den Weg zu meinem Herzen sucht? Bin ich nur das Wild, nach dem es jagt? Sieh, es hat einen neuen Weg gefunden, mich zu peinigen, mir ein Wesen in Größe und Erhabenheit dargestellt, dessen Fall ich dadurch nur mehr beweinen und bedauren muß, dessen Größe und Erhabenheit mir lästig werden, weil sie den Flecken nicht tilgen, nur sichtbarer machen können.

Gestern ritt ich zu Pedro's Schwester, um mein verflogenes Glück in der Einsamkeit zurückzurufen. Ich stieg bei dem Garten ab, um mich nach meinem Ruheplatz unter die Kastanien zu begeben. Tief in Gedanken bemerkte ich nicht, daß der Platz schon eingenommen sey, bis ich vor den Bäumen stand. Nur da erst ward ich einer schwarz gekleideten Dame gewahr, die ein unmündiges Kind auf dem Schooße hielt und es mit freundlichem Spiel ergötzte. An ihrer Seite stand eine Wärterin, die dem Kleinen den Namen Mutter vorsprach, es ihn nachzulallen reizte. Diese bemerkte mich zuerst und hielt plötzlich inne. Die Mutter sah nach ihr und von der Wärterin Blick geleitet, nach mir. Es war Seraphine — nur an ihrer hohen Miene, die der Gram in ihrem edlen Gesicht nicht vertilgen konnte, erkannte ich sie. Ein sanftes Beben ergriff sie. Röthe und Bläße wechselten auf ihrem Angesicht, auf dem sich plötzliches Erstaunen und bange Angst ausdrückten, das nur allein die Freude nicht auszudrücken wagte, die durch die peinvollen Empfindungen dringen wollte. Ihre Lippen wollten sich öffnen und konnten nur zittern. In der kurzen Sekunde schien alles Vergangene durch ihr Herz zu stürmen; aber ihre Seele faßte das Ruder in diesem unerwarteten Sturme. Ich sah plötzlich ihren Geist sich auf ihrer Stirne ausbreiten. Sie stand auf — nahte mir sanft. — Ihr Angesicht war heiter — stumm; aber mit einer Beredtsamkeit der Seele aus den Augen, die durch das Innerste meines Wesens drang, reichte sie mir den schönen, freundlichen Knaben gegen meine Lippen dar. Ich starrte den Knaben an, ohne mich zu ihm zu neigen — sah die Thränen in ihre

Augen treten, sah schweben den Knaben auf ihrem bebenden Arm — ich küßte ihn und mein Herz war in meinen Lippen. Heiter ward ihr Blick — der gepreßte Athem drang aus ihrer Brust, sie drückte den Knaben mit einem unaussprechlichen Entzücken an ihr Herz und ging — erstarrt, tief gerührt sah ich ihr nach. Langsam wandelte sie dahin, den Knaben fest an ihre Brust gedrückt — sie verschwand und ich hörte ihren Wagen aus dem Hofe rollen. Suleima, die Rosen sind verschwunden von ihren Wangen, die Reue, die Scham, der Gram haben die Blüthe der Jugend abgezehrt; aber nur der Sieg ihres Geistes, das erhabene Gefühl, das aus dieser Verwüstung hervorbrach, nun so feierlich auf ihrer Stirne liegt, der feste Entschluß, die gänzliche Hingebung in das unerbittliche, unversöhnliche Geschick, ihr hohes Betragen, ihr Schweigen erfüllen meine Seele. Lange stand ich erstarrt; gleich den dunkeln Gewitterwolken, durch die die untergehende Sonne vor ihrem Verschwinden noch einmal dringt, zogen die Bilder des Vergangenen vor mir über. Aber der holde Knabe — mein Geist sank in die Tiefe des Meers, ich kämpfte mit den mich umsausenden Gewässern — lebte nun nicht der Sohn der reinen, unglücklichen Mutter, den das Meer mit der Mutter verschlang? Suleima, oft, noch die letzte Nacht, sah ich sie auf den Fluthen schweben — sie retten, empfangen von den Nymphen des Meers. In einem glänzenden Wagen fuhr sie auf dem dunkeln Gewässer, begleitet von ihren Retterinnen, und hielt das Kind der süßen Hoffnung auf ihrem Schooße. Namenloses Entzücken rann durch meine Adern und ich faßte beim Erwachen den Entschluß, auf dem weiten Meer

herumzuschwärmen, sie aufzusuchen, bis ein Sturm mich zerschlüge und ich landete an dem Orte, wo sie meiner harrt, mit dem Geist des Ungebornen. Dann sah ich sie wieder, von den Wellen grablos getrieben, ausgeworfen auf das wüste, wilde Ufer und Wahnsinn überfiel mich, mein Geist trieb mich, sie aufzusuchen, ihre Asche zu sammeln und sie in jener Erde zu bestatten, auf welcher wir den Bund ewiger Vereinigung schwuren. Alles dieses kam nun in meine Seele zurück; ich versank in tiefe, düstere Schwermuth, hörte näher und näher die rauschenden Pfeile des Schicksals, denen ich so gerne die zerrißne Brust öffnete. Pedro's Schwester nahte und entschuldigte sich, mir nicht längst vertraut zu haben, daß Donna Seraphine sie zu Zeiten besuche. Es sey ihr unmöglich gewesen, einer so guten, traurigen Dame die Luft zu versagen, die sie hier mit ihrem lieblichen Kinde zu genießen suchte. Ich konnte nicht reden, ich fühlte Thränen in meinen Augen, deren Mißdeutung ich Donna Maria verzieh. Sie fuhr fort, mir zu erzählen, was die edle Dame alles gelitten, wie sie nach dem Gefängniß geeilt, daß sie mich dort gesehen hätte, daß von ihr die Anstalten zu meiner Bequemlichkeit herrührten, die ich damals nicht begriff. Dieses alles habe sie ihr in der einzigen frohen Stunde nach unsrer Trennung, in der Stunde meiner Befreiung erzählt und ihr beim Abschied gesagt, sie würde sie nie wieder besuchen, wenn sie mir ihr Geheimniß vertraute. Auch Balthasar, der mir so treu ergeben ist, kommt von ihr. Ich danke dem braven Mann für sein Schweigen, er soll bei mir bleiben. Ich drückte Marien die Hand und brach auf; aber dieser Knabe, Suleima, und

die Mutter, die ihn so darreichte — mit bebendem Arm darreichte und schwieg — und ging — ich kann für sie sterben, für sie ins Feuer springen; aber nie ihr nahen — will nie ihr nahen.

9.

Ich weiß nicht, was Philipp will. Er sprach mir heute von einem Briefe, den ihm Seraphine während meiner Gefangenschaft geschrieben; sagte mir geradezu, wie nöthig ihm unsre Aussöhnung zu seyn schien. Ihm, Suleima? Er drang in mich, that mir die glänzendsten Anträge, bat mich um seines Gewissens, seiner Ruhe willen und das mit einer Art —

Ich konnte ihm nichts antworten.

Wahrlich, sagte er endlich mit sichtbarem Verdrusse, der erste Grande meines Hofes würde eine Helene, eine Lais um einen solchen Preis zum Weibe nehmen.

Und würde eines des andern werth seyn, antwortete ich ihm. Doch es thut mir leid, Donna Seraphine nach solchen Namen zu nennen. Sie ist die erste ihres Geschlechts, so wie sie jetzt ist und damit sie es bleibe, müssen wir ewig getrennt seyn.

Ich begreife Euch nicht, Raphael, und oft bewundere ich Euch, ohne zu wissen, was ich bewundere.

Verzeiht, mein König, wenn ich Euch sage, daß ich dieß an Eurem Hofe oft habe hören müssen. Auch ich weiß nicht, was man an mir bewundert, und oft verwundere ich mich über die Bewunderer. Bewundert man hier darum einen Mann, weil er nicht ein Sclave der schrecklichsten Tyrannen, der Ehr- und Herrschsucht werden will, von denen er doch

weiß, daß ſie ihre Unterworfenen mit giftigen Ruthen peitſchen, und unheilbare Wunden in ihre Seelen reißen?

Ich wollte dir gerne das Fernere von dieſer Unterredung mit dem Könige ſchreiben, die wahrſcheinlich die letzte iſt, denn meine Rolle hier ſcheint zu enden. Eben, da ich Obiges ſchrieb, erhielt ich ein Blatt von Seraphinen folgenden Inhalts: „Don Raphael, entfernt Euch eine Zeitlang aus Spanien, das Männer wie Euch nicht tragen kann. Der König ſelbſt kann Euch nicht retten, wenn Euch gewiſſe Männer, deren Namen man nur mit Zittern nennt, verderben wollen. Fliehet, ſchenkt mir Euer Mitleiden, und dem Knaben, den ich Euch nicht zu empfehlen wagte, Eure väterliche Liebe. Daß er ſie verdienen ſoll, dafür ſorgt ſeine unglückliche Mutter.“—

Ich wußte nicht, was ich von dieſem Schreiben halten ſollte. Warum fliehen? Was hab' ich verbrochen? Sohn Roderiko's, liſpelte mir mein Geiſt zu, du biſt in Spanien, und fragſt, was du verbrochen haſt. — Nein, ich will nicht fliehen!

Mein Vetter, dem ich bisher ausgewichen, dem man immer meine Thüre verſagte, drang heute gewaltſam bei mir ein. Ich empfing ihn mit kalter Verachtung; er ließ ſich dieß nicht ſtören und ſagte: „auch Eure Verachtung will ich tragen, wenn Ihr mich nur zu Eurem Beſten hören wollt. Don Raphael, nehmt noch heute eine Bedienung von dem König an, die Euch ſchütze; oder verlaßt Madrid dieſe Nacht. Nein, ſetzte er gedankenvoll hinzu, auch er kann Euch nicht gegen Eure Feinde ſchützen, er muß Euch fallen laſſen. Verlaſſet Madrid, bis der Sturm vorüber iſt.“

„Und warum?“

— Diese Frage hab' ich von Euch erwartet. Um vier Ursachen willen, wovon jede hinreichend ist, Euch zu verderben, weil man nun einmal Euer los seyn will.

„Die Ursachen, Don Alvaro!“

— Ich schwieg von der Gefahr, welcher Euch die geheimnißvolle, sonderbare Verbindung mit dem Könige aussetzt. Ich rede nichts von Euren stillen Wohlthaten — gut mögen Eure Absichten immer seyn; aber die Leute, denen Ihr sie erweist, in dem Namen des Königs erweist, er füllen die Stadt mit Eurem Lobe, und dieses Lob vergeben Euch die Hofleute und Priester eben so wenig, als die guten Thaten selbst. Sie schließen so: der Mann, der im Namen des Königs Gutes thun kann, kann durch eben diesen Einfluß Böses thun — kann wenigstens das, was wir thun, auffallender machen; ein Thor arbeitet nur immer für andere, und Don Raphael ist kein Thor. Doch dieß berühre ich nur. Die erste Ursache also ist: Eure Anklage gegen Melchior Perez. Er ist auf dem Weg nach Indien.

„Nach Indien, vor seinem Urtheil?“

— Nach Indien, auf einem königlichen Schiffe. So viel ich weiß, hat er dem Gerichte, vor dem unsere Könige selbst erblassen, eine Anklage gegen Euch eingegeben, die von schrecklichen Folgen seyn kann. Ihr sollt Euch nach Eurem eigenen Geständniß mit einem mauriſchen Weib vermählt haben. Der Priester seines Schiffs beschwur die Aussage. Da Ihr es so kalt anhört, so möcht' es ihnen an Beweisen fehlen; doch Vetter, dieses Gericht fragt nicht nach Beweisen;

Vermuthung, Verdacht ſind ihm genug, wenn es verdammen will. Auch fehlt es ihm nicht an Mitteln, Geſtändniſſe zu erzwingen.

„Weiter!“

— Habt Ihr nicht einen jungen Menſchen, Alfonſo Ferando, in Eurem Hauſe, der den Jeſuiten in Indien entſprungen iſt? Ich höre, es iſt eine Sache von großer Wichtigkeit für den Orden, denn es kommt auf die Verlaſſenſchaft des reichen Xavier Ferandos an. Iſt er bei Euch?

„Allerdings. Seht, Alvaro, die guten Väter, um die Million des alten Ferando's ſich zuzueignen, zogen dieſen Alfonſo, ſeinen zweiten Sohn, in ihren Orden und ſchickten ihn nach Indien. Der ältere Bruder ſtarb hierauf plötzlich. Ihm folgte der Vater. Zum Verdruß des Ordens erfuhr Alfonſo in Indien den Tod ſeines Bruders und ſeines Vaters. Da er nun keine Gelübde abgelegt hatte, bat er um Entlaſſung aus dem Orden. Die Väter, die von dem Teſtament des Alten zum Beſten des Ordens noch früher unterrichtet waren als der junge Mann von dem Tod ſeines Vaters, wollten ihn zum Gelübde zwingen. Er entfloh auf einem engliſchen Schiffe und kam nach Madrid. Vor ungefähr vierzehn Tagen ging ich in einer ſehr dunkeln, ſtürmiſchen Nacht an dem Kloſter der Jeſuiten vorüber. Nah an demſelben hörte ich Degengeklirre und um Hülfe rufen. Zwei Männer, die, wie ich nachher erfahren, verkappte Väter dieſes Ordens waren, wollten den Entflohenen mit Gewalt nach dem Kloſter ziehen. Drei Bewaffnete unterſtützten ſie. Ich zog meinen Degen und rettete den jungen Mann, der ſich bisher muthig vertheidigt

hatte, aus ihren Händen. Er erzählte mir seine Geschichte, ich gab ihm bei mir sichere Herberge, brachte ihn in Dienst der Armee und hoffe nun, er soll in einigen Tagen vorerst gegen die guten Väter, um des Testaments willen, zu Felde ziehen. Auch ist der König davon unterrichtet."

— Vetter! Vetter! was gehen Euch Jesuiten und die Erbschaften an, die sie heben wollen! Glaubt mir, die Sache wird für Euch so schlimm ausfallen, als für den jungen Mann. An Eurer Stelle würd' ich ihn aufpacken, ihn dem Pater Provinzial überliefern, in dessen Hände er doch spät oder früh fallen muß. Besser noch für ihn, ein Jesuit zu seyn, als ein Bettler oder etwas schlimmeres. Und dann — ich achte Eures Unwillens nicht, weil ich Euch dienen will — dann, sage ich, würde ich mich, wenn ich diesen Sturm beschworen hätte, mit Donna Seraphine aussöhnen, um durch ihre geist- und weltlichen Verwandten einen schützenden Hinterhalt gegen die erste Anklage zu haben.

„Und die dritte Ursache, Don Alvaro?"

— Was wird Euch diese seyn, da Euch die ersten so wenig schreckhaft scheinen; doch ich thue meine Pflicht. Warum schlosset ihr Euch so fest an den kühnen Lemos an? Warum kämpft Ihr für den alten, gesunkenen Herzog Kardinal, der nicht zu retten ist? Glaubt Ihr, daß Don Uzeda, der seinen eigenen Vater um der Gunst des Königs willen zu stürzen sucht, Eurer schonen wird? Eurer, den er haßt! — Ich mache keine Anmerkungen, denn so viel ich sehe, so seyd Ihr entschlossen, gegen eine Priesterkabale, von einer Hofkabale unterstützt, als muthiger Kämpfer aufzutreten; aber wenn

Ihr keine Wunder thun könnt, so entflieht, denn mit unsichtbaren Feinden schlägt sich's schlecht.

„Und die vierte Ursache?"

Die weiß ich nicht; aus der Miene des Beichtvaters vermuthe ich bloß, daß sie den ersten Nachdruck geben soll. Auch er meint, es sey um unserer Familie willen gut, daß Ihr Euch schnell entferntet.

„So laßt ihm die Familie für den guten Rath danken."

— Besser wär' es, Ihr nehmt den Meinen an.

Er ging — und ich sollte fliehen? Fliehen wie ein Verbrecher? Nimmer! Sie sollen mich finden, heute und morgen, und ich will kämpfen mit ihnen, wie ein Mann und fallen wie ein Mann. Nah steht mir der Geist meines Vaters, ich werde die Pfeile des Schicksals nicht fühlen.

10.

Die Warnungen waren nur allzusehr gegründet. Die Kabale des Hofs, die Wuth der Priester hatten im Finstern den Dolch geschliffen, der Raphaels Herz zerspalten sollte. Das Schicksal ließ sich nieder auf dem Grabe seines Vaters, bereitete ihm den zermalmenden Schlag an der Stelle, die er zum Kreis seiner Bestimmung mit dem diamantnen Griffel der Nothwendigkeit bezeichnet hatte. Von dem Augenblick, da er diese Stelle betrat, umschlang ihn das da entworfene Gewebe; gewaltsam zog ihn die Kette der Zufälle, und hier, in dem Mittelpunkte seines Heiligthums, sollte, mußt' er scheitern.

Daß ein Geheimniß zwischen dem König und Raphael

ſey, konnte den ſpähenden Augen ſeiner Feinde nicht entgehen. Daß der König kein Geheimniß haben dürfte, war wie überall feſtgeſetzte Regel. Daß der Mann fallen müßte, der ihn ſo weit bringen könnte, ein Geheimniß zu verſchweigen, war Herkommen. Aus Raphaels feſtem Gange ſchloß man auf ſeine Sicherheit; aus der Kühnheit, womit er dieſen oder jenen beſchützte, auf große Entwürfe. Dieſe Meinung beſtärkten einige hingeworfene Gedanken des Königs, die zu neu und ſtark waren, als daß ſie aus ſeiner eignen Seele fließen konnten. Raphaels innige Freundſchaft mit dem Grafen Lemos verband endlich alle Parteien gegen ihn; aber noch wagte es keiner ihn einzeln anzugreifen, bis die Ausſage des Kapitäns auf eine Spur führte, die zu wichtigen Entdeckungen zu leiten ſchien. Der Beichtvater erhielt von dem Großinquiſitor den Auftrag, dem König ſein Geheimniß durch Furcht, Schrecken und Drohen zu entreißen. Dieſer nutzte den Augenblick einer Erſchlaffung des Königs, die auf eine Unverdaulichkeit erfolgte. Philipp beichtete, und der Pater konnte den Mann nicht abſolviren, der durch geheimnißvolle Vertraulichkeit mit einem der Apoſtaſie Verdächtigen ſeine Seele der Verdammung ausſetzte. Er verſicherte den erſchrocknen König, er ſuche hierbei nichts als ſeine Ruhe, die er ihm doch nur nach ſeinem aufrichtigen Bekenntniß der Beſchaffenheit des gefährlichen Verhältniſſes mit Don Raphael zuſagen könnte. Hierauf bewies er ihm, daß, wenn ein uns vertrautes Geheimniß Sünden enthielte, wir dieſelben durch unſer Schweigen mit dem Verbrecher theilten. Da dieß wirkte, ſo trieb er bald die Seele des ſchwachen Königs durch

fürchterliche Gemälde der Zukunft so in die Enge, daß er ihm das Geheimniß Raphaels unter dem Siegel der Beichte vertraute. Philipp genas und vergaß.

Einige Zeit darauf berichtete der Großinquisitor dem König: es befänden sich noch viele Moscheen in Spanien, die der Zerstörung entgangen wären; und in diesen Moscheen, wie er gewiß wüßte, versammelten sich heimliche Apostaten. Auch vermuthe man mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß die Verbannten viele Schätze darin vergraben hätten, die ihre Anhänger nach Verlauf einiger Zeit ausgraben würden, um sie ihnen zuzustellen. Er bat demnach den König, einen Befehl zu unterschreiben, diese Reste des Unglaubens zu zerstören, und aus ihren Trümmern, den darin gefundenen Schätzen Kirchen und Kapellen zum Dienst des wahren Gottes aufzubauen. Philipp, der den Befehl zur Verbannung der Unglücklichen unterschrieben hatte, fand nichts Bedenkliches hierin. Nur einige Tage hernach, als er Raphael gewahr wurde, der düsterer als gewöhnlich vor sich hinblickte, erinnerte er sich des ihm vertrauten Geheimnisses. Er winkte ihm, verschloß sich mit ihm in sein Kabinet, und fragte ihn ängstlich, ob er ihm nicht vertraut hätte, daß er die Leiche seines Vaters in eine der Moscheen begraben hätte.

Der besorgte Blick des Königs schlug in Raphaels Herz. Er antwortete ein banges Ja.

— So eilet und suchet die Leichen zu entfernen.

Raphael erstarrte. Philipp sagte ihm, durch welche Beweggründe der Großinquisitor einen Befehl zur Zerstörung aller übrigen Moscheen abgenöthigt hätte — Eilet, ich fürchte,

es gilt Euch, weil ich Euch liebe, weil sie die Feinde eines jeden werden, den ich an mich ziehe.

Raphael. Fürchtet Ihr das, Don Philipp? Nun so seyd auch Ihr es, der ihnen mein Euch allein vertrautes Geheimniß offenbart hat. Wißt, in ganz Spanien steht keine Moschee mehr, lange hat sie die Wuth der Christen zerstört. Nur die Ruinen der einzigen, die das Grab meines Vaters decken, die mich nun zerschmettern sollen, sind der gänzlichen Vernichtung entgangen.

König. Ihr irrt Euch; um der Ruhe meines Gewissens willen vertraute ich Euer gefährliches Geheimniß dem Pater Alliaga unter dem Siegel der Beichte. Es wäre sträfliche Vermessenheit von einem Priester zu denken, er könnte eine so heilige Handlung entweihen. Auch bin ich weit entfernt davon, es zu glauben. Durft' ich wohl mit dem Manne rechten, der mich in dem Namen Gottes zum Mitschuldigen fremder Sünden macht, die ich unbekümmert in meinem Busen schlafen ließ? Konnt' ich, der ich um irdischer Vortheile willen so oft gezwungen ward, meine liebsten Freunde zu verleugnen, mein künftiges Glück um Euretwillen wagen? Ich weiß, daß Ihr hierüber anders denkt; und dieses hat mich oft bekümmert. Eilet nun und sichert die Leichen, angstvoll erwarte ich Eure Rückkunft.

Raphael. Erwartet sie nicht. Verflucht sey die Stunde, in der ich Euch mein Geheimniß vertraute! Verflucht der Augenblick, in dem ich mein Leben aus Euren Händen nahm. Ruhig konnt' ich damals sterben. Würdig seyd Ihr, der König eines solchen Volks zu seyn. Ja, ich will fliehen, sie

an dem Grabe erwarten, und die Aſche der Todten rächen, wenn ſie ſie zu ſtören wagen. Philipp — der Ihr mein Weib verführt habt — der Ihr mich Euren wüthenden, blutdürſtigen Prieſtern aus Schwachheit verrathen habt — — Sohn des Tyrannen, des Verfolgers meines Vaters, meiner Mutter, Euch ſchützt nur mein Beruf, die Entweihung ihres Grabs zu rächen, nur die Verachtung vor dem Mord, zu dem mich mein empörtes Herz jetzt auffordert. Ihr ſeyd der Rache meiner Hand nicht werth, und müßt als zitternder Sklave Eurer Prieſter ſterben.

König. Raphael, ich vergab Euch ein Verbrechen gegen den Staat, ich vergeb' Euch dieſes gegen mich. Geht nun, und laßt mich's nicht bereuen. Ihr wüthet über eine Begebenheit, wo ich bebend den Finger Gottes wahrnehme. Er iſt es, der, um Eure verirrte Seele zu retten, die verborgenen Sünden auf eine mir unfaßliche Art an das Licht gebracht hat. Rettet Euch, nutzet die Warnung!

Raphael flog nach Hauſe. Wuth und Rache begeiſterten ihn. Er umgürtete ſeine Lenden mit einem breiten mauriſchen Schwerte, ſchwang ſich aufs Pferd, nur von Balthaſar begleitet. Alles vergangene Schreckliche verſchwand aus ſeiner Seele, er ſah nichts als die Entweihung des Heiligthums ſeines Herzens, ſchnaubte in Rache, Angſt und Verzweiflung. Raſtlos ritt er. Zu ſpät! Schnell hatte der Großinquiſitor Prieſter mit Alguaſils geſandt. Sie drangen in das Schloß und forderten die Oeffnung der Moſchee. Pedro Gomez erblaßte bei ihrer Erſcheinung; da er aber nichts von dem Geheimniß wußte, ſo erholte er ſich von ſeinem Schrecken und

führte sie nach denen von ihnen bezeichneten Ruinen, die ihre Wache schon besetzt hatte.

Der Schrecken des Todes drang in die Seele Suleima's. Er sah die letzte Stunde nahen, sah nahen die schreckliche Entwicklung des Schicksals Raphaels, sah nahen die Entweihung des heiligen Orts. Er löste das Siegel, eilte durch den dunkeln Gang und setzte sich mit gefaltnen Händen auf den Stein, der die Edlen deckte. In feuriger Erhebung der Seele saß er da und erwartete den Augenblick, der ihn zu den Geistern der Geliebten führen sollte. Er vernahm im dunkeln Gewölbe ihr düstres Gemurmel, das Brechen der Eisen, den Schlag des Hammers. Von außen stürzten mit dumpfem Rollen die Ruinen zusammen. Ein Lichtstrahl fiel durch die Oeffnung des Schlosses der mit Ruinen bedeckten Thüre. Er verhüllte sein Angesicht. Die Thüre sprang auf. Die Priester traten herein und fuhren vor dem Verhüllten, wie vor einem die Todten bewachenden Geiste zurück. Dann drangen verbunden die Alguasils mit ihren Speeren herein, rissen das Gewand von seinem Angesicht, und erkannten an seinen Zügen, er sey einer des verabscheuten Volks. Auf ihre Frage, wer er sey, warum er sich hier verberge, antwortete er:

Suleima. Ich bewache das Grab dieser Edlen, die nur hier Ruhe vor Verfolgung fanden. Ihr müßt mich, den Wächter der Todten, tödten, denn ich verlasse diese Gräber nicht, bis mein Blut sie benetzt.

Die Priester. So tödtet ihn auf den Gräbern der Verdammten, die dem Glauben entsagt, ungeweihte, verfluchte Erde der heiligen vorgezogen haben.

Suleima verhüllte abermals sein Haupt, sank nieder auf das Grab und empfing die Todeswunden, seufzend über das Schicksal des Unglücklichen, der allein den hier beschwornen Bund überlebte. Sein Blut floß über den Marmor hin; sie ergriffen den Sterbenden und warfen ihn hinaus.

Sie lasen die Inschriften, eröffneten unter Verwünschungen die Gräber, zogen die modernden Leichen heraus und warfen sie zu der blutenden Leiche Suleima's. Die Priester befahlen, die verdammten Reste der Apostaten zu verbrennen, und bald loderte hoch die Flamme.

Raphael nahte. Ein Bote von Pedro Gomez sprengte ihm entgegen und rief ihm aus keuchender Brust die schreckliche Nachricht zu.

Seine Augen starrten auf gen Himmel. Finsterniß umgab ihn und die Verzweiflung schoß durch das Dunkel seiner Seele.

„Und Suleima?" fragte er bebend.

Ermordet auf den Gräbern, die man unter den Ruinen fand.

„Auch du! Und das Heiligthum meiner Seele entweiht! Verbrannt die Leichen der Edlen! Verflucht sey das Volk, das die Ruhe der Todten stört! Verflucht sey ich, wenn ich sie nicht räche. Rächen will ich ihre Asche, und dann unstät irren auf dem Erdboden, bis Schmerz und Verzweiflung die Kraft aufzehren, die mich an diesem Schauplatz des Wahnsinns und namenloser Grausamkeit fesselt. Laß, laß mich diese edlen Todten rächen, diese Christen verfolgen, meine Hände mit ihrem Blute füllen, und es gegen den Thron ihres Gottes schleudern!"

Die Nacht senkte sich düster herunter. Der Sturm brauste vom Meer her. Umheult von dem Winde, umsaust von den Fittigen der Rache, sprengte er den Felsen hinan. Durch die Finsterniß loderte ihm die Gluth entgegen. Die kühnen Priester brüllten in dumpfen hohlen Tönen den letzten Verdammungsgesang, über die in Asche sinkenden Gebeine der Todten, der Ewigkeit zu. Raphael ächzte in das Gebrüll. Die Alguasils hatten sich an den Stämmen der Eichen gelagert, und waren unter dem finstern, einförmigen Verdammungsgesang entschlafen. Raphael sprang unter die Priester, sein Schwert schwingend, wie der Engel des Todes. Die Rache umsauste ihn. Todeswunden schlug er mit dem Schwerte der Rache. Die Priester stürzten nieder, und er sah glühen die heiligen Reste der Geliebten — zerfallen in Asche ihre Gebeine — er neigte sich nach der Gluth. Schnell ergriffen ihn seine Getreuen. Balthasar eilte nach dem Fluß, ergriff einen Kahn. Pedro befahl, Pferde aus dem Stalle zu ziehen und nach dem Ufer zu führen. Raphael sprang in den Kahn mit den beiden, sie leiteten die Pferde am Zaume an der Seite des Kahns und schwammen hinüber.

Fünftes Buch.

1.

Stumm ritten sie die Nacht. Raphael starrte mit gespanntem Geiste in die Scene des Schreckens, der man ihn entrissen hatte. Die wilde Verzweiflung nagte an seinem Herzen, und seine Vernunft war in das Dunkel des Chaos gehüllt. — Der Morgen brach an. Petro Gomez und Balthasar blickten mit Entsetzen nach ihm. Es war nicht mehr der sanfte Raphael; die stille, gedankenvolle, theilnehmende Melancholie war von seinem Angesicht verschwunden. Verschwunden waren der Blick des Wohlwollens und der Liebe, das zarte, einladende Lächeln um seinen Mund, das harmonische Spiel seiner Züge, die freien, edlen Bewegungen seines Leibes. Starre, trutzvolle, drohende Entschlossenheit lag nun auf seiner Stirne. Hohnlachen schwellte seine Lippen. Drohende Kraft fuhr aus seinen Bewegungen. Das Band, welches einst sein Herz mit seiner Vernunft so harmonisch verknüpfte, das den schrecklichsten Stürmen seines Lebens widerstanden, war zerrissen, und sein Geist forderte ergrimmt die todte und lebende Natur, Himmel und Erde zur Rechenschaft auf. Selbst die Aussicht in jene Welt verfinsterte sich in dem fürchterlichen Chaos seiner dunkeln, schmerzvollen Empfindungen, seiner wilden, verworrenen, kühnen Gedanken.

Die erhabenen Lichtgestalten, welche ihn so oft durch ihren fernschwebenden Schimmer aus den finstern Verwirrungen seiner Leiden in die entzückenden Gefilde der Träume gezogen hatten, waren seinem Geist entschwunden. Alle Hoffnung zerrann. Ein dickes Gewölk zog sich zwischen ihn und die Menschen, zwischen die Erde nnd den Himmel. Entheiligt schien ihm die Erde durch die Entweihung des Grabs seiner Geliebten, leer und trostlos der Himmel; ausgespannt sah er die zermalmende Hand des Schicksals über den Welten, und wanderte dahin, in Dunkelheit gehüllt, wie ein ausgestoßenes, abgerissenes, der Verfolgung geweihtes Wesen, das an nichts mehr hängt, das nichts mehr wünschet, nichts mehr hoffet. Kein Gegenstand fesselte sein Auge, todt und vernichtet war alles um ihn her. Vor ihm loderte die Gluth; er sah die Leichen zu Asche werden, hörte das Geheul der Priester, und sein Herz erfüllte sich mit grimmigem Hasse gegen eine Religion, welche die Lebendigen mordet und die Todten unter der Erde verfolgt. Nur einzelne Töne und Aechzen hörten seine Begleiter von ihm.

Auf den Pyrenäen schickte er, trotz alles Flehens, Pedro Gomez zurück, und gab ihm den Auftrag: Seraphinen zu grüßen, ihr zu sagen, daß er den Knaben zu seinem Erben einsetzte, wenn sie seine Güter von den Verfolgern erhalten könnte. „Sagt ihr," fuhr er fort, „daß ich ihrer, um unsrer letzten Zusammenkunft, nicht vergessen werde, so lange ich mich meiner erinnere. Sagt ihr, wenn sie etwas rettete, so möchte sie Euch und meine treue Diener belohnen. Ich ziehe nun dahin, wo die Todten ruhig schlummern dürfen."

Bei dem Abschied vergoß er die ersten Thränen.

Pedro steckte Balthasarn einige Juwelen und einiges gerettetes Gold zu, bat ihn, er möge ihm Nachricht von seinem Herrn geben und über ihn zu erhalten suchen, daß er seinen Namen änderte, wenn er sich nach Italien begäbe.

So zog nun Raphael mit seinem Diener weiter, und nicht das Gewühl der Städte, nicht die freie, blühende Natur zogen ihn aus seinen düstern Betrachtungen. Ohne allen Gegenkampf ließ er seinen Verstand von seinem tiefverwundeten Herzen leiten. Ehemals konnte sich seine Seele in das goldene Abendroth, auf ferne umschattete Gebirge schwingen und sich sanft mit dem Heere der Sterne hinbewegen; dann leise auf den Fittigen des Wests, über die duftenden Felder, nach dunkeln Gebüschen schweben, wo er Schatten aus jener Welt, in dem Schimmer des Mondes, zu sehen glaubte. Zu diesen gesellte er sich in seiner Täuschung, schwang sich an der Hand Almerinens über die Gränzen dieser Welt, und genoß der Unsterblichkeit in entzückenden Träumen. Nun war sein Blick gegen die Erde gesunken. Nur an dem Rande der Abgründe verweilte er und blickte hinunter in die rauschenden Bäche, welche dunkle Klüfte verschlangen, drang ihnen nach und sah nur in der Tiefe Ende und Auflösung der Dinge. Sein Geist bedurfte keiner Antwort mehr, alle seine Fragen schienen ihm entschieden und aufgelöst.

Beim Eintritt in Italien erhielt Balthasar von ihm, daß er seinen Namen änderte. Zugleich machte er ihn auf die Gefahr aufmerksam, welcher er sich aussetzte, wenn er sich nach Neapel, unter spanischer Herrschaft, begäbe. Raphael

fürchtete nichts; er ahnete den Geist des Herzogs Ossuna, des Unterkönigs, aus der Furcht und Angst, die er Philipp und seinem Hofe schon so lange eingeflößt. Er glaubte seinen Zweck zu errathen und fühlte sich überzeugt, daß ein Mann wie er ihn nicht hindern würde, sich von Menschen zu trennen, die er selbst so laut verachtete. In Rom hielt er sich einige Tage auf. Mit finsterm Groll blickte er auf den Vatikan, wo man die Ketten für das Menschengeschlecht schmiedete. Er verfluchte den gekrönten Priester, der den Dämon der Verfolgung in sein Vaterland gesandt, den Mord gegen die unglücklichen Mauren geheiligt, die Entweihung der Gräber, all sein Unglück und seine starre Verzweiflung verursacht hatte. Er wandelte unter den Ruinen des alten Roms und erwärmte auf Augenblicke sein erstarrtes Herz an der Rückerinnerung der edeln Männer der Vorzeit. Aber bittere Thränen folgten diesem Gefühl, wenn er seine Augen aufschlug gegen die Stadt, wo nun freche Priester herrschen und sich zwischen Gott und die Menschen zu stellen wagen. Nächte lang saß er auf den Trümmern eines Tempels, den Riesenruinen des Kolisäums, in öden, verwüsteten Grabmälern und versammelte hier die Geister der Männer um sich, die nach der Kraft ihres Herzens wirken durften, ihre Brüder nicht um Meinungen verfolgten und mordeten, die Gräber der Todten für heilig hielten und sie durch schützende Denkmäler der Nachwelt empfahlen. Aber auch sie hatte der zerstörende Verfolgungsgeist der Christen aufgewühlt und entweiht. Er weinte bei dem Anblick der zerschlagenen Aschenkrüge und rief: „nichts ist diesem Volke heilig als sein

Wahnsinn! Laß mich fliehen, um nicht ihrem Götzen als Opfer zu bluten!“

2.

Sein Schicksal trieb ihn nach Neapel. Dort wollte er sich nach Afrika einschiffen, um sich auf immer von den Christen zu trennen.

Der Herzog Don-Pedro Girone de Ossuna herrschte in Neapel als Unterkönig unumschränkt. Er war einer von den kühnen, unternehmenden Geistern, deren Spanien so viele zur Bewunderung und zum Schrecken der Welt hervorgebracht hat, die so oft durch ihre Unternehmungen ganze Welttheile erschüttert haben und an deren ehemaligem Daseyn man zweifeln würde, wenn man sie nach den gewöhnlichen Kräften der Menschen beurtheilte. Aber ihr Daseyn steht in blutigen Zügen in der Geschichte der Menschheit; einzeln leuchten sie darin hervor wie drohende Kometen am Firmament, die der Haufe mit angstvoller Bewunderung, mit banger Erwartung anstarrt. Ossuna's glühende, regellose Einbildungskraft schuf die gefährlichsten Entwürfe, riß ihn gewaltsam zu ihrer Vollziehung hin und trieb ihn zu den außerordentlichsten, kühnsten Mitteln, die je ein Mann unter der Herrschaft eines andern anzuwenden wagte. Alles Gewöhnliche verwarf er; was er unternahm, mußte an das Unmögliche gränzen. Die Regeln der Klugheit verlachend unterwarf er seinen hellen Verstand der Leitung seiner kühnen, wilden Phantasie. Am spanischen Hofe hielt man ihn für einen Rasenden und zitterte vor ihm. Die Macht seines Geistes erschütterte alle Staaten Italiens. Es verachtete den schwachen Philipp, trotzte seinen

wiederholten Befehlen, die Ruhe Italiens nicht weiter zu ſtören, ſchritt kühn in ſeinen Unternehmungen fort und verletzte alle gewöhnlichen Verhältniſſe. Alles um ihn herum ſuchte Frieden in Madrid, erhielt ihn, nur er allein wollte und führte Krieg, weil ſein reifender Plan gerüſtete Armeen und Flotten erforderte. Ohne Religion, ohne Sitten, blieb er ein Gegenſtand der Bewunderung und des Staunens, ſelbſt für die, die ihn haßten und fürchteten, und obgleich alle ſeine Unternehmungen offenbare Empörungen waren, ſo wagte es doch der ſchwache Philipp nicht, den kühnen, gefährlichen Mann gerade anzugreifen. Er hauste in Neapel wie ein Weſen höherer, beſonderer Art, das alles in ſeinen rauſchenden Wirbel mit ſich fortzog, Freund, Feind und Auflaurer. Erſt vor kurzem hatte er durch einen Mann von ſeinem Schlage, den kalten, ränkevollen Marcheſe de Bedmar, Venedig durch eine Verſchwörung, die einzig in der Geſchichte ſteht, nah an die Klippe des Untergangs getrieben. Das Mißlingen, dieſe Königin der Meere zur Sklavin zu machen, ſtörte ihn nicht; den Staat, den er nicht verderben konnte, ſuchte er nun zu gewinnen. Alle ſeine ungeheuren Entwürfe waren dem Ausgang nah, als Don Raphael in Neapel ankam. Er hatte den hohen Adel erniedrigt, ihn dem Volke verächtlich gemacht und es über ihn erhoben. Die von ihm geſammelten und gut bezahlten Truppen gehorchten ſeinem Wink, die Flotte führte einen Wimpel von der Farbe ſeiner Familie und viele Großen in Madrid ſtanden in ſeinem Solde. In dem Königreich Neapel und Sicilien wirkten ſeine Geſchäftsträger, ſchilderten Philipp als einen Sklaven der Pfaffen und

Günstlinge, der ihnen einen Mann zu nehmen drohte, dem sie schon so viel zu danken hätten, und welcher nun auf dem Punkt stände, Italien von dem Joche der Spanier, der zügellosen Franzosen und der deutschen Barbaren zu befreien. Diese Sage durchlief insgeheim die benachbarten Staaten, und viele Tausende blickten hoffnungsvoll auf Italiens Freiheitsrächer. Den Unterkönig in Sicilien hatte er durch seine Intriguen außer Stand gesetzt, ihm zu schaden. Mit der Pforte stand er im Einverständniß; an Mahomets Grabe, für dessen Anhänger er gern gehalten seyn wollte, brannten in seinem Namen hundert Lampen, und dieses günstige Vorurtheil hoffte er auf der Küste Afrikas zu seinem Vortheil zu nutzen. Nun glaubte er dem Augenblick nahe zu seyn, seine rastlosen Bemühungen zu krönen und die lästige Abhängigkeit von einem schwachen Hofe abzuschütteln. In diesen gefährlichen, wirbelnden Kreis, den der feurige Geist dieses Mannes um sich zog, stieß nun das Schicksal Raphael, um ihn zu zerschmettern.

Don Raphael ließ sich bei dem Herzog unter seinem angenommenen Namen melden und bat um einen Reisepaß nach Afrika.

Ossuna sah ihn an und wog den jungen Mann, der vor ihm stand, auf der Wage, die sein Geist zur Bestimmung der Kräfte des Menschen so fest und sicher zu halten wußte. Mit zuversichtlichem Tone sagte er zu ihm:

„Ihr seyd nicht der Mann, für den Ihr Euch ausgebt. Wenn ich auch Euer Unglück nicht wüßte, so würde ich's auf Eurer Stirne, in Euren Augen lesen, aus dem Tone Eurer

Stimme hören. Freilich hat Spanien keinen Raum für Männer Euresgleichen, oder vielmehr Männer wie Ihr finden dort keinen Raum. Wozu die Verstellung gegen mich, die Eurer Natur so sehr zuwider ist. Ihr seyd Don Raphael de Aquillas."

Raphael sah ihn unerschüttert an.

Ossuna. Euer Blick sagt mir, der Mann, der diesen edeln Namen führt, fürchtet nichts. Wahrlich, bei Ossuna hat er nichts zu fürchten! Gut, daß Ihr den spanischen Kardinälen und ihrem Anhang in Rom entwischt seyd; ich wundere mich darüber, denn Pfaffen sind sonst gut bedient. — Ich bitte Euch, laßt Euch nieder. — Dank unserm blinden, unterjochten Vaterlande, daß es solche Männer ausstößt, sie zwingt, sich hier zu sammeln, um ein Volk zu bilden, das der Aufmerksamkeit der Menschen wiederum würdig werde. Eure Geschichte ist mir bekannt, ich habe Freunde in Madrid, die aufmerksam auf Geister Eurer Art sind. Ueberdem hab' ich Briefe an Euch von einem Pedro Gomez, nebst einer Anweisung auf eine Summe Gelds, die Ihr heben könnt. Ihr seht, daß ich Euch kenne; verstehen werden wir uns bald. Nun sagt mir, worin ich Euch dienen kann?

Raphael. Ein Paß nach Afrika, Don Pedro, ist das einzige, für das ich Euch danken kann und will.

Ossuna. Und warum nach Afrika?

Raphael. Sagtet Ihr nicht, Ihr wüßtet meine Geschichte?

Ossuna. Allerdings; Eure Verfolger selbst haben mich von ihrer heiligen Wuth, von Eurer Rache unterrichtet, mir in frommem Vertrauen aufgetragen, Euch ihnen zuzusenden, wenn ihr Euch in dieses Reich verirren solltet. — Ich danke

Euch für die Ruhe, womit Ihr dieſen chriſtlichen Auftrag anhört.

Raphael. Ich kann nicht mehr erſchrecken, und wenn Ihr wollt: der Herzog de Oſſuna kann Spanien, einem Schatten von König gefährlich werden, nicht mir.

Oſſuna. Hierüber ſind wir eins; aber mir genügt es nicht, Euch ihren Klauen entriſſen zu ſehen, zum Rächer möcht' ich Euch an ihnen machen. Haß iſt ein Gefühl der Ohnmacht, das uns ſelbſt verzehrt; nur wenn er zur Rache wird, uns zur Thätigkeit anſpornt, wird er unſrer würdig.

Raphael. Was hätt' ich zu rächen? Sie ſind dahin, um deren willen ich lebte! Ich kann ſie nicht zurückrufen, kann durch keine Unternehmung ſie aus dem Nichts herauskämpfen, in das ſie die Ungeheuer gewaltſam vor der Zeit geſtoßen haben. Unverwundbar iſt der Dämon, der ſie zu wüthenden Thaten treibt; laßt mich ziehen, bevor er auch mich ergreift. Dem, der zu ſterben wünſcht, iſt darum nicht jeder Tod gleich, und ich möchte mich nicht gern einem Götzen ſchlachten laſſen, den Herrſchſucht, Blutdurſt und Wahnſinn geſchaffen haben. Laßt mich ſchnell nach einem Lande ziehen, wo wenigſtens die Todten in der Erde ruhen dürfen.

Oſſuna. Und um eben dieſen Götzen von dem blutigen Thron zu ſtoßen, möcht' ich Euch hier behalten; wenigſtens habe ich gegründete Hoffnung, ihn zu erſchüttern. Daß dieſer Dämon verwundbar ſey, zeigen uns die edeln Kämpfe um Licht in Deutſchland. Auch in Italien beginnt die Dämmerung. Sollen denn wir nur immer ſtille ſitzen, unſre Leiber morden, unſre Geiſter erdrücken laſſen, als ſeyen wir nur

dafür in die Welt geworfen? Wenn Männer, wie Ihr, die so gelitten, so fühlen, mit solcher Kraft begabt sind, so helle sehen, es tragen können und wollen, so sind wir freilich zur Finsterniß verdammt; aber wir verlieren auch das Recht zu klagen und verdienen die stechenden Vorwürfe der Zeitgenossen und Nachwelt. Sollen wir immer nur für den Augenblick, für unser kurzes Daseyn arbeiten? Laßt uns den Samen auswerfen, sehen wir ihn auch nicht reifen, so wird er zu seiner Zeit schon auftreiben. Ich will Euch nun ein Feld zu Thaten öffnen, in denen sich Euer gedrückter Geist in aller Kraft entwickeln soll.

Raphael. Ich habe nichts gethan, Don Pedro, das mich zu Unternehmungen berechtigen könnte, die ein Mann, wie Ihr, entwirft.

Offuna. Nichts gethan, Don Raphael? Der junge Mann, der sich allein in Spanien, trotz aller Gefahren, zum Beschützer der Bedrängten aufwarf, nichts gethan? Der Mann, der so früh beurtheilen konnte, er sey in einem Lande geboren, wo alles sich gegen den rüstet, der kühn genug ist, die verwüstenden Ungeheuer anzugreifen? Der jeder Versuchung, jeder Schmeichelei, jedem Reiz der Größe und Macht widerstand, weil er seine Größe nur in edle, uneigennützige Thaten setzte? Ich würde sagen, nur Eure künftigen Thaten nehme ich in Beschlag, wenn ich nicht wüßte, welchen Plan Ihr auf dem Gebirge zur Rettung der unglücklichen Verbannten entworfen, wie entschlossen und klug Ihr ihn betrieben habt. Hätte Euch die Großmuth, den Freund zu retten, nicht hingerissen, Ihr würdet nun, zum Schrecken Spaniens, mit

Hunderttausenden auf den unüberwindlichen Gebirgen sitzen. Schon war man in Frankreich aufmerksam auf Euer Unternehmen und hättet Ihr Euch noch eine kurze Zeit gehalten, so trug man Euch von dorther Beistand an. Dieses weiß ich von meinem Geschäftsträger am französischen Hofe, der dieses Vorhaben nach allen Kräften unterstützte. Wäre dieß gelungen, so hätten wir, ohne uns zu kennen, auf einen Zweck gearbeitet. Wie, wenn wir es nun könnten; wenn nun Euer kühner Entwurf erst in Neapel reifen sollte?

Raphael. Ihr sprecht mir von einem schönen Traume, aus dem ich so schrecklich erwachte, wie aus allen Träumen meines Lebens. Don Pedro, wenn Euch das gelingen soll, wovon die schüchternen Höflinge sich in die Ohren flüstern, wovor Philipp zittert und worüber ich Euch nicht weiter fragen will, so laßt mich um Euretwillen keinen Theil daran nehmen. Ich habe nichts gethan und will nichts thun; leise, unbemerkt will ich über die Erde hinschleichen, bis sie sich mir öffnet. Das Schicksal hat mich und meinen edlen Vater zum Opfer seiner Tücke auserlesen. Unablässig schwebt es über mir, treibt mich durch dunkle Wege dahin und dorthin, zwingt mich zu beginnen, und Schmach, Mißlingen, Unglück und Verzweiflung sind mein steter Lohn. Den besten Schwimmer rettet seine Kunst nicht, wenn das Verhängniß will, daß er ertrinken soll: ja seine Retter selbst zieht er mit sich ins Verderben. Ihr lächelt über meine Worte! Meine Erfahrung spricht für mich, und das, was das Herz erlitten, spottet des Verstands. Was bin ich? Was leitet mich, da mein innrer Sinn gänzlich zerschlagen ist. Laßt mich nach Afrika

zu den Unglücklichen ziehen, mit ihnen nur kann ich über mein Elend weinen, da es mit dem ihren aus einer Quelle fließt.

Als Offuna ihn so entschlossen sah, drang er für diesen Augenblick nicht weiter in ihn.

Offuna. Bleibt einige Tage bei mir; ich bin gesonnen einen von der Pforte an mich geschickten Abgesandten nach Afrika übersetzen zu lassen, mit diesem könnt Ihr reisen, wenn Ihr Euren Sinn nicht ändert. Auch kann er Euch dort durch sein Ansehen von großem Nutzen seyn. Und nun zu Neuigkeiten von Madrid. Den Herzog Kardinal haben sie endlich zur Ruh gebracht; sein Sohn Uzeda hat das Ruder des Staats ergriffen, um das kranke, morsche Schiff rascher zwischen die Klippen zu treiben. Dem König hat der Großinquisitor, wegen seines Umgangs mit Euch Sünder, eine strenge Buße aufgelegt, die er nun seufzend trägt.

Raphael. Ist er zu etwas anderem geboren? — Erlaubt mir, mich zu entfernen, um diese Briefe hier zu lesen.

3.

Raphael ging und erbrach Pedro's Brief, der ihn von Seraphinens Jammer unterrichtete. Er schrieb ihm, sie sey dem Tode nah gewesen und nur der unmündige Knabe halte noch das schwache Band ihres peinvollen Lebens. Sie klage ohne Unterlaß darüber, daß es ihr nicht vergönnt sey, Raphaels Geschick mit ihm zu theilen. Nur Furcht vor Mißdeutung von seiner Seite halte sie in Spanien zurück. — Er hütete sich, ihm zu melden, daß die überschickte Summe von Seraphinen komme, und gab vor, er habe sie aus Dingen

von Werth gelöst, die er in Kastellmansor gefunden und gerettet hätte. Er bat ihn, sich nicht lange in Neapel aufzuhalten, ihm den Ort seines künftigen Aufenthalts, in welchem Winkel der Erde es auch sey, bekannt zu machen, damit er ihm dahin folgen könnte. Ein rührender Abschied von Seraphinens Hand schloß den Brief.

— Raphael sah nun täglich den Herzog de Ossuna, drang unaufhörlich um seine Entlassung in ihn. Nur nach und nach gelang es diesem, seine Aufmerksamkeit zu fesseln, und da er dieser einmal gewiß war, so theilte er ihm seinen Plan mit der Beredtsamkeit einer von großen Gedanken erfüllten Seele mit, die Gegenwart, Zukunft umfaßt und des glücklichen Ausgangs ganz versichert ist. Alle seine Zwecke enthüllte er ihm; sagte ihm grade heraus, wie er nun auf dem Punkte stehe, sich gänzlich von Spanien abzureißen und das Papstthum, den Thron des Aberglaubens, zu erschüttern.

Er stellte ihm vor, wie alle seine bisherigen Unternehmungen nur darauf zweckten, das blühende Italien von dem Joche der Priester und Ausländer zu befreien. Daß er für sich keinen andern Lohn suchte, als dieß gethan zu haben. Dann sprach er von der Zuverlässigkeit seiner Armee und Flotte, entwickelte ihm seine Verbindungen in Italien, mit der Pforte, die seine Unternehmungen so gern sähe, daß sie ihm Hülfe angeboten hätte. Da ihm aber diese Hülfe verdächtig wäre, so sey er entschlossen, den Rest der aus Spanien verbannten Mauren an sich zu ziehen, ihnen feste Plätze in Sicilien einzuräumen, um sie zu seinen weitern Entwürfen zu brauchen. „Laßt uns, Don Raphael," fuhr er fort, „die

Feſſeln der Menſchheit zerſchlagen, die ihr Prieſter und Tyrannen angelegt haben und den Menſchen in ſeinem großen urſprünglichen Werthe wiederum herſtellen. Laßt uns der Schutz der Unterdrückten werden und zugleich die blutenden Wunden jener Verbannten ſtillen, die ihnen unſer blödſinniges, grauſames Vaterland zu ſeinem eignen Verderben geſchlagen hat. Beim erſten Blick ſah ich einen Beförderer und Mitwirker dieſer ſo edlen That in Euch. Ziehet hinüber nach Afrika, der Abgeſandte der Pforte wird Euch bei den Beys unterſtützen. Führet die Unglücklichen in das fruchtbare Sicilien herüber; gern werden ſie Euch folgen, Ihr kennt ihre Sitten, ſprecht ihre Sprache und Euer Andenken iſt ihnen heilig. Auch mein Name iſt ihnen als Freund bekannt; immer nahm ich mich ihrer an und ſprach mit feurigem Eifer gegen ihre Verfolgung und Vertreibung. Um ihretwillen zog ich mir den Haß der Inquiſition zu, dem ich nur dadurch entging, daß ich mich furchtbar zu machen wußte. Ziehet zu ihnen, reichlich will ich Euch mit Gold verſehen, Euer Schiff mit Waffen beladen laſſen, damit ſie in Sicilien als Rächer ihrer Schmach gegen Spaniens beſoldete Sklaven erſcheinen können. Gleich nach Eurer Abreiſe ſollen Euch noch einige Schiffe voll Kriegsgeräthe nach Algier folgen und ſobald Ihr mir Nachricht gebt, daß alles zum Einſchiffen bereit iſt, will ich Euch den Ort ſagen, wo Euer erſter Angriff in Sicilien geſchehen ſoll. Der ſchon geſchwächte Unterkönig wird mich gegen Euch zu Hülfe rufen, ich eile mit einem Korps hinüber, wir verbinden uns, Sicilien iſt unſer und Neapel folgt ihm. Dann wollen wir das erſtarrte, von Prieſtern bezauberte

Blut der Christen wiederum neu beleben! Die Götzen des Wahnsinns mit ihren falschen, blutdürstigen, tyrannischen Priestern zertrümmern, Italien befreien und unsre Namen mit glänzenden, nie zu vertilgenden Zügen in der Geschichte der Menschheit aufzeichnen. Ihr allein sollt der Anführer dieser Unglücklichen seyn und bleiben — die Geister der Ermordeten, Euch, Euer edles Weib, Eure Freunde, Euren Vater, Eure Mutter, ihre entweihten Leichen rächen! rächen als Gatte! als Sohn, als Held, der für die Freiheit und das Glück gegenwärtiger und künftiger Geschlechter das Racheschwert führt! — Von Gefahr spreche ich zu einem Mann, wie Ihr seyd, nicht; denn wäre diese nicht damit verbunden, so wäre es kein Unternehmen für Euch und mich! In dem Kampfe, dem Ringen und Streben liegt der Preis und Lohn der That, und selbst die Herrschaft über die Welt würde mir keinen Genuß gewähren, wenn ich sie nicht mit Mühe und Anstrengung erworben hätte. — Laßt mich Eure Hand fassen; ich sehe, wir verstehen uns auch hierin; die großen Gedanken Eurer Seele, die ein gerechter Unwille unterdrückte, drängen sich aus dem Trübsinn hervor und Ihr seyd in diesem Augenblick ganz der Mann, wozu Euch die Natur so früh gebildet hat. Soll ich Euch noch fragen, ob Ihr nach Afrika ziehen wollt, Eure unglücklichen Freunde, die dort mit dem Elend, dem Hunger und der Verzweiflung kämpfen, zu retten? Führet das edle Volk herüber, daß ich es mir und Euch durch Wohlthaten verpflichte, es herstelle in seiner vorigen Kraft, in seinem vorigen Glanze."

Dieser Gedanke zündete in dem Herzen Raphaels. Ein

ſanfteres, heiteres Erglühen goß ſich über ſeine Wangen. Der düſtere Nebel verſchwand von ſeiner Stirne, ſeine Augen glänzten in dem Schimmer des Wohlgefallens ſeiner Seele bei einer guten Handlung, und die kühnen Entwürfe Oſſuna's ſchienen ihm, verbunden mit der Rettung des unglücklichen, verfolgten Volks, ein ſchönes, edles Werk. Der ſanfte Zug der Menſchheit allein bewirkte, was weder die Rache, noch die Ruhmbegierde vermochten.

Raphael. Nur darum, weil Ihr das Gute mit dem Großen verbindet, tret' ich Eurem Entſchluſſe bei. Gern zieh' ich nun hin; möchte es Euch gelingen, durch dieſes Volk den Dämon, der die Chriſten zur Verfolgung antreibt, zu vertilgen und die Menſchen wieder in ihre Würde einzuſetzen. Ich würde ſagen, gern ſpende ich mein Leben, dieſes bewirken zu helfen, aber es hat keinen Werth für mich; doch vielleicht gibt ihm dieſes Unternehmen einigen.

Oſſuna ſchloß ihn in ſeine Arme: ja, Werth ſoll es durch dieſe That erhalten. Aus den Händen der Menſchheit wollen wir einſt den Kranz des edlen Ruhms empfangen und die ſpäte Nachwelt ſoll uns ſegnen, wenn wir längſt zu Staub geworden ſind. Freiheit und Recht! Zerſtörung der blutigen Altäre, die ſie einem Gott des Zorns, der Rache, des Wahnſinns und der Verfolgung erbaut haben, dieß ſey unſer Zweck!

Er machte ihn mit dem Abgeſandten der Pforte bekannt, der mit Schreiben des Sultans verſehen war, um Oſſuna's Anſuchen bei den Beys zu unterſtützen. Raphael hob die für ihn angewieſene Summe, Oſſuna ſtellte ihm eine ſehr

beträchtliche zu und er segelte mit dem türkischen Botschafter aus dem Hafen von Neapel.

4.

Raphaels Herz glühte nun wieder, und konnte die vergangenen Schreckensscenen in sanfterer Schwermuth zurückempfinden. Er schwang sich in die Zukunft, in die Geisterwelt, und fühlte wiederum das Band, durch das sein Daseyn an Almerinen geknüpft war, fühlte sich von ihrem schützenden Geist umschattet. In dem Dienste dieses Geistes segelte er nun nach Afrika. Oft sah er mit düstern Augen in die Fluthen, schaudernd überfiel ihn das Andenken jener schrecklichen Nacht, als er das ferne Land erblickte. Er sah sie ins Meer stürzen, in ihrem weißen Gewande, von den Wellen getragen, dahinschweben, dann sinken — hinunter hätten ihn die lockenden Fluthen gezogen, wenn der neue Beruf, ihren unglücklichen Brüdern beizustehen, nicht die düstre Melancholie bekämpft hätte. Mit peinvollen Stichen, unter grauenvollen Bildern durchriß das Gefühl sein Herz und drang in seinen Geist: „grablos liegt ihre Leiche an jener glühenden Küste!“ Dann überfiel ihn all das Vergangene, eine schreckliche empörende Vorstellung folgte der andern, bis er ihrer Last erlag, und ihm sein Leben der qualvollste Traum zu seyn schien, welcher je ein fühlendes Wesen gemartert hat. Nur der Willkomm der Verbannten, ihr lautes Freudengeschrei, ihre Thränen, ihr Stammeln, ihr Segen erweckten ihn aus seinen finstern Betrachtungen. Von ihren Gesichtern verschwanden bei seinem Anblick die Spuren des Unglücks; voller Hoffnung, voller Gewißheit eines besseren Schicksals durch

seine Ankunft, erzählten sie ihm ihre ausgestandnen Leiden. Der Waise sah in ihm seinen Vater, der Kinderlose seinen Sohn, Mütter und Jungfrauen ihren Beschützer und das ganze Volk seinen Retter. Tief gerührt stand er mitten unter dem sich ihm nah drängenden Haufen, vergaß sich, sein Unglück, und unterrichtete sie von dem Zweck seiner Ueberkunft. Jeder war bereit, ihm zu folgen, wohin er sie auch führen wolle. Er gab jedem so viel Gold, als er bedurfte, und schnell erscholl der Ruf seiner Ankunft in dem Lande, den fernen Dörfern und Städten, wo die geflüchteten Elenden von sparsamen Almosen lebten. Viele Tausende versammelten sich. Er vertheilte die Waffen unter die Streitbaren, versah sie mit allem Nöthigen, unterhandelte mit den Beys wegen der Ueberfahrt, und als er alles angeordnet hatte, bestieg er eine Brigantine, um dem Herzog von der glücklichen Beendigung seines Geschäfts Nachricht zu geben.

5.

Die Scene in Neapel hatte sich einige Tage vor seiner Ankunft geändert. Der Hof in Madrid erwachte endlich aus seinem Schlummer, und die Stimmen der Bestochenen mußten verstummen vor den allzu klaren Anzeigen der nahen Empörung Ossunas. Man wollte ihn zurückberufen, und zweifelte an seinem Gehorsam. Den Kühnen, umgeben von seinem Anhang, unterstützt von seiner Macht, mit Gewalt anzugreifen, hielt man für gefährlich. In dieser Verlegenheit ergriff man die List, die Waffen der Schwachen, und wählte einen Mann dazu, der an einem Hofe lebte, dessen einzige Stütze sie immer war. Man sandte dem Kardinal Kaspar de Borgia

Befehl zu, von Rom nach Neapel zu eilen, sich, gleichviel durch welch ein Mittel, der Regierung in dem Namen des Königs zu bemächtigen und Offuna zu stürzen. Der nämliche Bote überreichte ihm das Diplom zum Unterkönig. Der Kardinal suchte vor allen Dingen den Kommandanten des neuen Kastells durch Furcht und große Versprechungen zu gewinnen; es gelang ihm. Er eilte in Verkleidung nach Neapel, der Kommandant ließ ihn bei Nacht in das Kastell ein und plötzlich verkündigte der Donner der Kanonen von dem neuen Kastell den bestürzten Einwohnern die Ankunft des neuen Unterkönigs und den Fall Offunas. Offunas Geist lachte der Gefahr, und wagte noch um die Herrschaft, das Gelingen seines großen Unternehmens, zu kämpfen. Er schmeichelte sich durch seine Freunde, die Armee und das ihm ergebene Volk gegen den neuen Unterkönig zu empören; aber der Besitz des über ihrem Haupte drohenden Kastells, der wiederholte Donner der Kanonen, der unter Trompetenschall bekannt gemachte Befehl des Königs, das Anerkennen Borgias von Seiten des unterdrückten Adels und der Staatsbedienten, die Furcht eines jeden Einzelnen, lösten alle Anhänglichkeit an den kühnen Waghals auf. Offunas Riesengedanken, seine Aussichten, schimmernden Entwürfe schwanden, wie eine leuchtende, schreckende Erscheinung am Horizont, und nur er stand groß und unerschrocken unter den Ruinen seines wirklichen und geträumten Glücks. In dem ersten Augenblick der ihm aufgezwungenen Ruhe dachte er an Raphaels Gefahr; aber beobachtet, wie er war, fand er kein Mittel, ihm die unerwartete Veränderung bekannt zu machen. Der Hafen

war mit Wache besetzt, und jedes Fahrzeug das auslaufen wollte, ward zurückgehalten. Raphael lief hoffnungsvoll in den Hafen ein. Die Wache umringte ihn im Namen des neuen Unterkönigs. Bitter lachte er, und sein Lachen zischte durch die Luft. „Ich fühle deine Hand, allgewaltiges Schicksal, und hoffe, es ist der letzte deiner zermalmenden Schläge!“ Sie führten ihn zu Don Borgia, er ließ ihn nicht vor. Auch er hatte von Rom Aufträge erhalten, ihn, wenn er ihn entdeckte, nach Spanien zu senden; aber Raphael war schon auf dem Wege nach Neapel, als er in Rom nach ihm forschen ließ. Von dem Kommandanten im neuen Kastell hatte er seine geheime Verbindung mit Ossuna, sein verdächtiges Auslaufen nach Afrika erfahren und schickte ihn nun, als ein nahes Opfer des Todes, nach dem Gefängniß der verworfensten Verbrecher. Raphael winkte Balthasarn, sich von ihm zu trennen, und da dieser ihn nicht verlassen wollte, so gab er ihm Aufträge an Petro Gomez, unter dem Vorwand, als könnte dieser vielleicht etwas zu seiner Rettung beitragen. Balthasar suchte den Herzog de Ossuna von Raphaels Unglück zu unterrichten. Ossunas starke Seele ward von Raphaels Geschick tief erschüttert, er sah sich als die Ursache seines Unglücks an, und der Stolze, den nichts bewegen konnte, sich zu unterwerfen, machte nun den ersten Schritt gegen den Kardinal. Er bat ihn schriftlich um die Freiheit des edlen jungen Mannes, bot ihm einen Theil seines Schatzes dafür, und verband sich, alles, was dieser unternommen, auf sich zu nehmen. Sein Schreiben begleiteten Kostbarkeiten von hohem Werthe, der Kardinal nahm sie und antwortete kalt:

„er sey ein Diener der Kirche und des Staats, Verbrecher gegen diese zu schützen, wäre gegen sein Gewissen und Pflicht.“ Ossuna mußte bald darauf abreisen; er begab sich zu Lande nach Madrid. Raphael wurde zu Schiffe mit einigen Priestern nach Spanien gesandt, deren Auftrag war, ihn der Inquisition zu überliefern. Ohne Seufzer, ohne Klagen, ohne Thränen stieg er ein, sah in die nahe, schreckliche Entwickelung seines Lebens mit aller Kraft seines Geistes, und betrachtete sich als ein Opferthier, welches das Schicksal ausersehen hatte, nach einer Reihe von Weh, Unglück und Mißlingen an dem blutigen Altar des Wahnsinns geschlachtet zu werden. Die Hoffnung, nach dem Sieg über die gedrohten Schrecken denen zu nahen, deren Geschick es vor dem seinen so gewaltsam und grausam entschieden hatte, gab seiner Seele den erhabensten Schwung. Die Geisterwelt öffnete sich ihm in allem Glanz; er fühlte sich erwartet von dem Vater, der Mutter, der Gattin, den Freunden und allen den Unglücklichen, die er um sich her vergehen sah. So nahte er nun dem Felsen der Nothwendigkeit, an dem er zerschmettert werden sollte, ohne Schauder, ohne Murren, ohne Beben.

Sie landeten. Schrecklich war die Post Balthasars für Seraphinen. Sie sah nun keine Rettung mehr, und langsam löste der Tod das Band des schmerzerfüllten Lebens. Pedro Gomez verließ sie nicht, und gelobte ihr, sein Leben ihrem Knaben zu weihen.

Ossuna erschien am Hofe ohne Furcht, entschlossen, nicht für sich, nur für Raphael zu sprechen, wenn man es ihm vergönnte. Er nahte dem König und wollte sprechen. Des

milden, schwachen Philipps ganze Rache an dem Manne, dessen kühne Unternehmungen ihn so sehr geängstigt hatten, war, daß er ihn keines Blickes würdigte und ihm den Rücken wandte. Der stolze Ossuna sah ihm lächelnd nach und sagte zu den Umstehenden: „dieser König da behandelt mich als einen Knaben, nicht wie einen Mann. Sagt mir, hab' ich ihn ihm nicht genug gezeigt?"

Ein König kann ein Verbrechen gegen seine Krone vergeben, sich hinlänglich gerächt glauben, wenn er den kühnen Frevler unbedeutend gemacht hat; aber nie verzeiht der Priester.

Schon hatte Raphael die Schwellen der finstern Wohnung betreten; ihn empfingen ihre Bewohner, der Schrecken, der Aberglauben, die Wuth, der Wahnsinn, die Rache, und bliesen ihn mit ihrem giftigen, vernichtenden Athem an; aber gestählt war sein Herz gegen die schreckenden Gespenster. Mit höhnendem Triumphe führten ihn die Priester als ein ihrem grausamen Götzen willkommnes Opfer in ein düstres Loch, das eine schwache Lampe erleuchtete, und bedeuteten ihm, daß es einst sein Vater bewohnt, daß hier auf seinen verwegnern Sohn schrecklichere Strafen warteten. Sie verschlossen die eiserne Thür — ihn umsausten die Klagen seines Vaters; er sah ihn liegen auf dem feuchten unreinen Boden, sah ihn stehen geblendet, sein Angesicht bedeckt mit seinem Blute. Die Stärke seines Geistes erlag der schreckenvollen, lebendigen, plötzlichen Rückerinnerung, und aus seiner Brust drang ein wilder, bittrer Schrei über des Edlen, sein und der Menschen Loos. Hoffnung, Muth und Entschluß drohten

zu zerrinnen vor den Leiden seines Herzens, vor den schaudervollen Bildern, die seine empörte Einbildungskraft aus dem Vergangenen zog, bis das Gefühl erwachte: „er ist ihnen entronnen und du wirst ihnen entrinnen, und wirst dann noch seyn, mit denen seyn, die dem Leiden des Lebens entronnen sind, das ein unfaßliches Schicksal mir und ihnen zugetheilt hat. Hierher mußt' ich getrieben werden, vergebens war aller Gegenkampf, vergebens war die Flucht. Vater und Sohn sollten hier von den Unmenschen gemartert werden, so wollte er es — wer wollte es? Wer hat dieses Loos über mich und ihn so geworfen? Wer das Herz des Edlen so gestimmt, und das meine durch ihn, daß es uns in diese Mörderhöhle führen mußte?"

Er drang in die dicke Finsterniß, bestieg die morschen, unsichern Sprossen der Vernunft, geleitet von ihrem Zwitterlicht, getrieben von den qualvollen Empfindungen seines Herzens, den wilden, schaudervollen Vorbildungen seiner Einbildungskraft, bis er, ergriffen von dem Wirbel, zurücksank: „Schweige und laß dich zerschlagen! Nothwendigkeit ist der Name der gewaltigen, unbekannten Macht; dieß ist alles, was du fassest! Unterwirf dich und stirb!" Aber die Geister der Freunde lispelten ihm zu: „nah bist du uns, uns ist das Räthsel enthüllt worden, dir wird es enthüllt werden durch uns! Die Ahnung davon liegt in dem Bewußtseyn guter Thaten, in dem Segen derer, denen du wohlgethan hast, denen du wohlthun wolltest!"

Er entdeckte Schriftzüge an den grauen Wänden, nahm die Lampe und erkannte sie nach ihrem Inhalt, nach Aufsätzen, die er gelesen, für die Schrift seines Vaters. Es

waren Stücke aus dem Homer, den griechiſchen Tragikern, den Weiſen Griechenlands und Roms über Menſchen, Schickſal, Welt, Helden, Gegenwart und Zukunft. Heiße Thränen des Danks weinte er dem Abgeſchiednen, der hier in dem ſchrecklichſten Augenblick ſeines Lebens ein Denkmal ſeiner edlen Geſinnungen hinterlaſſen hatte, durch das ſich nun ſeine Seele in gleich ſchrecklicher Lage erheben ſollte.

Mit bebender Stimme rief er: „Dank dir, mein edler Vater, daß du mir hier ein Denkmal deines Daſeyns hinterlaſſen haſt, durch das ſich mein banger Geiſt dir nachſchwingen kann. Wohl magſt du gehofft haben, daß dieſe erhabenen Sprüche einen Unglücklichen aufrichten und einige Augenblicke der einſamen, ſchauerlichen Gefangenſchaft ausfüllen würden; aber ferne warſt du zu ahnen, daß ſie deinem noch ungebornen Sohne zum Troſt und zur Stärkung dienen ſollten! Hätteſt du dieß ahnen können, deine Hand und dein Herz würden erſtarrt ſeyn, und nie wäre ich aus dem Nichts an das Licht getreten, in welchem mich namenloſes Weh erwartete, das nun ein gewaltſamer, ſcheußlicher Tod beſchließen ſoll. Aber würde ich denn an deiner Seite die ſeligen Träume meiner Jugend genoſſen, die Weisheit in ſanftem Tone von deinen Lippen gehört haben? Es war Vorbereitung auf das Kommende. — Du ſollteſt mich fähig machen, auch noch in dieſem öden Kerker Hoffnung fühlen, dem Schickſal trotzen und mich ſo emporſchwingen zu können, als gehörte ich zu der Zahl der Heroen, der Söhne der Götter alter Zeit, denen darum ſo viel Leiden zugetheilt wurden, daß ſie ihren Urſprung durch Kampf und Dulden bewieſen. Wenig waren meiner

Thaten, viel meines Leidens, und ich sterbe nun hier in der kraftvollen Blüthe des Lebens, fern von den Augen der Menschen! Mir ward nicht wie ihnen der Tod fürs Vaterland, der Tod für die Rettung der Brüder, für die Befreiung der Unterdrückten. Ich habe kein Vaterland, meine Brüder stießen mich von sich, und da ich mich zum Kampfe für die Unglücklichen aufwarf, ergriff mich das Schicksal und schleuderte mich in die Gewalt der Feinde der Menschheit, daß ich in der Finsterniß den Tod des Verbrechers sterbe! Verschwinden mußt' ich sehen von der Erde alle meine Geliebten und Freunde — zerstört sehen die heilige Stätte deiner Ruhe — entheiligt, in den Flammen glühen deine Gebeine, und gänzlich getilgt die Spur deines Daseyns. Hier erscheinst du mir wieder, daß ich noch einmal mit dir lebe, noch einmal aus diesen todten Worten den Klang deiner sanften Stimme vernehme! Hilf mir die Schrecken des schmählichen Tods bekämpfen! Stehe mir nah mit der Freundin meiner Seele, daß meine Mörder nicht über den Geist siegen, den du gebildet hast, wenn sie diesen bebenden Leib zerfleischen!"

Oft las er die halb verblichenen Worte, dachte ihrem hohen Sinn nach, erinnerte sich der Zeit, der Umstände, da er sie seinem Vater vorlas, seine Auslegung, ihre Anwendung, und es gelang ihm, die Schrecken, das Gewinsel, die Klagen aus der Ferne, die oft die Todesstille seines Kerkers unterbrachen, zu besiegen.

6.

Der fürchterliche Tag erschien, an dem er vorgeführt wurde. Man ließ ihn lange vor der Marterhöhle stehen, in

welcher verwegene Priester Gott an seinen Geschöpfen zu rächen wagen. Bald erschallten Töne des Schmerzes, Aechzen und Stöhnen eines Gemarterten in seinen Ohren und zerrissen sein Herz. Seine Wächter bedeuteten ihn, er sollte sich auf die nahen Qualen rüsten, denn er würde den nun Gemarterten ablösen. Wilde Gluth goß sich in seine Adern, er zog die Thränen, die über seine Wangen stürzten, mit zitternden Lippen ein, fühlte schrecklich seine Ohnmacht und den Hohn der Unmenschen. Das Jammergeschrei und Aechzen ließ nach, er hörte das Röcheln des Sterbenden — man trug ihn in einem offnen Sarge an ihm vorüber — er erkannte den noch Röchelnden, es war Alfonso Ferando, den er den Jesuiten entrissen — kalter Schauder rauschte durch sein Blut — die Nerven zogen sich in seinem Gehirne zusammen — dicke, kalte Tropfen drangen auf seine Stirne — sein Geist, sein Daseyn verloschen — er sank nieder und stöhnte in die kalte, fühllose Erde. Man riß ihn aus seiner Betäubung und zog ihn gewaltsam vor die furchtbaren Richter. Sie saßen um einen langen, schwarzbedeckten Tisch, auf welchem einige Lichter und ein großes Kruzifix standen. Stumm saßen die Priester da, und hefteten lange ihre kalten, ernsten Blicke auf das längst erwünschte Opfer ihrer Rache. Bei ihrem Anblick hatte sich Raphael aus der Starrheit emporgehoben, Wärme belebte wieder sein Herz, er fühlte sich stehen zwischen dem Geist seines Vaters und Almerinens, sah sie seiner harren, um ihn nach dem Schrecken des Todes siegend und freudig zu empfangen.

Der Großinquisitor brach das schaudervolle Schweigen,

und ergoß sich in Verwünschungen über Raphaels Apostasie, den Priestermord, die Entweihung der Religion durch die Ehe mit einer Ungläubigen und das Begräbniß seines Vaters. Die entflammten Beisitzer stimmten ein, und der gewölbte Saal ertönte von dem Schrei der Verdammung, dem Geheule der Rache.

Der Großinquisitor winkte Schweigen:

„Priestermörder! Abgefallner von der christlichen Kirche, hier steht Ihr vor Gottes Gericht, an der mit dem Blute der Frevler benetzten Schwelle des Tods! Martervoll habt Ihr ihn verdient, und martervoll soll er Euch werden. Zerrissen werde Euer Leib, der ewigen Verdammung übergeben wir Eure Seele nach schmerzlichem Tode. Doch das heilige Gericht verstattet auch Euch, dem verworfensten Sünder der Erde, vor Eurem schrecklichen Tode durch aufrichtige Entdeckung Eurer Verbrechen, ihrer fernsten Veranlassung aller mit Euch durch Worte oder Thaten in Eure Verbrechen Verwickelten, dem Gott zu nahen, den wir an Euch rächen. An einem Eurer Verbundenen ist schon die Rache vollzogen, Ihr habt ihn gesehen und werdet ihn bald sehen an dem Ort der endlosen Qual. Sprecht und nutzet die Euch verstattete Frist. Mit diesem Sande läuft Eure sündenvolle Zeit zu Ende und die Qualen beginnen!“ Er drehte das Stundenglas. —

Raphael sprach:

„Ja, ich will reden! und daß meine Sprache Donner, die Strahlen meiner Augen Blitze würden, mein Odem dem in der Erde gefangenen Sturm gliche, damit ich euch alle

vernichten und diese Höhle des Mords zertrümmern und über euch zusammenstürzen könnte. Das Lamm mag sich ohne Murren erwürgen lassen, und nicht der Mensch, in dessen Brust das Gefühl von Recht und Unrecht thront, dessen Verstand Wahrheit und Irrthum unterscheidet. Doch zu euch will ich nicht reden von den Gefühlen meines Herzens, dem Sinne, der mich durch das Leben leitete, den Hoffnungen, die mich nun über eure Schrecken erheben; denn ihr seyd Priester des Wahnsinns, sprecht der Menschheit Hohn und zertretet sie, um tyrannisch über sie zu herrschen. Ihr ermordet die Lebenden, störet die Ruhe der Todten, reißt die Leichen aus den Gräbern, die auch der roheste Wilde ehrt. Von Gott sprecht ihr zu mir? Was wißt ihr von ihm? Wer ist euer Gott? Was kann mir ein Gott seyn, um deßwillen ihr Vermeßne sagt, daß ich hier stehe, den ihr nun durch meine Ermordung rächen wollt! Was that ich ihm, der ich nur strebte, die Gesetze der Menschheit nach der Leitung meines Herzens zu erfüllen, der ich mich gern vergaß bei der Noth und den Gefahren Anderer, der ich im Dienste der von euch verfolgten Unglücklichen nun in das Netz gefallen bin, das ihr über das Menschengeschlecht gezogen habt, so weit eure tyrannische Herrschsucht reicht! Was that mir euer Gott, der weder mir noch einem der Opfer eurer Wuth beistand! der keines meiner Leiden stillte? Zu dem der von euch Geplagte vergebens ruft? Wohl ist es ein Gott, nach eurem Herzen gebildet, denn er ist grausam, tyrannisch und blutdürstig, wie ihr, ein Gott der Rache, der Zerstörung und nicht der Liebe und Erhaltung. Nie sah ich ihn den Jammer,

die Wunden, die Thränen, die Verzweiflung der Unglücklichen stillen. Zornig sitzt er auf seinem flammenden Stuhl der Rache, taub und fühllos gegen das Klaggeschrei der Geplagten, läßt euch ruhig in seinem Namen Verbrechen begehen, an denen nur ein böses Wesen und seine Priester sich ergötzen können. Hunderttausende der Verbannten habt ihr ihm zu Ehren ermordet; in Madrids Straßen verbrennt ihr eure Brüder um seinetwillen, hier in der Finsterniß tödtet ihr sie mit langsamer Marter, und er schweigt. Diesen Gott kenne ich nicht; habe ihm nie geopfert, habe nie zu ihm gefleht und will ihm nie nahen. — Raset nur, eure Blicke tödten mich nicht, und können mich nicht verwirren. Ich verachte euch, eure falschen Tugenden, eure sklavische Götzenfurcht, wie ich eure Laster hasse. Keines Vorzugs rühme ich mich. Menschenliebe, Bereitwilligkeit, den Unglücklichen beizustehen, führten mich endlich in diese Wohnung der Schrecken. Und hier, wo ich das Aechzen, das Todesröcheln des von euch zerfleischten edlen Freundes hörte, bereue ich keine meiner Thaten. Ich weiß, daß meiner noch schrecklichere Qualen warten, denn bekannt sind die Priester der Christen auf dem weiten Erdboden in Ersinnung neuer Qualen; aber laßt immer meine innere Natur erbeben, meine Nerven erzittern, ich werde die furchtbare Stunde der Martern meiner würdig bestehen, denn reinere, mächtigere Götter stehen mir zur Seite. Diesen hat mich mein edler, von euch geblendeter Vater bei meiner Geburt geweiht, und mich gesichert vor Meinungen, um derenwillen ihr mordet. — Ergrimmt, raset, wüthet, ersinnet neue Qualen, ich bin kein Christ, gehöre

euch nicht zu, und rühme mich dessen. Seht und dahin habt ihr mich getrieben, daß ich mit Groll und Murren zum Himmel aufblicke; daß Vorsehung und Absicht und Sorge einer höhern Macht für das Menschengeschlecht mir verschwanden! Daß nun meine Seele stürmt in meiner Brust nach schneller Befreiung, um das erhabene, von euch mißkannte Wesen kühn um die Ursache meiner Leiden, der Leiden aller Unglücklichen zu fragen, deren Anblick von je mein Herz zerrissen. Gezwungen von euch, muß ich den milden Menschenfreund hassen, dessen Namen ihr so freventlich mißbraucht, und dessen Lehre, nach eurer vermeßnen Deutung, eure Frevel rechtfertigen und heiligen soll. In eurem Busen lodert des Fanatismus wilde Flamme, die sanfte Gluth der menschenfreundlichen Religion habt ihr nie empfunden. Weg mit euren Göttern! Mein Gott ist die Kraft meines Herzens, die mich zur Veredlung meines Geistes belebte, mich weitere, höhere, edlere Entwicklung ahnen läßt. Durch sie seh' ich euch ohne Schrecken. Ob ich mich hierin irre, werd' ich vielleicht erfahren, ich stehe der Enthüllung des unauflöslichen Räthsels nah; dieß nur fühl' ich deutlich, daß da, wo Menschen wie ihr leben, geehrt sind und glücklich scheinen, kein Wesen herrscht und leitet, das ihr Gott zu nennen wagt. Hingeschleudert in das Unermeßliche schwimmt dieser Ball, die Erde nährt und trägt den Guten wie den Bösen, und daß der Böse und Ungerechte die Herrschaft führen, beweist ihr ja. Fern sey von mir die Lästerung zu glauben, der Erhabene, den ich vielleicht nur denken kann und soll, wenn ihr diesen Leib zerstört habt, bemerke, daß auch ihr

da seyd. Was über dieses wilde Chaos herrscht, das weiß ich nicht. Zufall, Schicksal, Nothwendigkeit nennen es die Thoren und die Weisen, so nenn' ich's auch mit ihnen, und durch sie steh' ich vor euch, ohne Hoffnung auf die Zukunft, ohne Furcht vor ihr. Wahnsinnige! soll ich glauben, er habe mich hierher gestoßen, damit ihr ein Verbrechen mehr an mir begehen möchtet? Durch euch entflieh ich nun der gewaltigen Hand des Schicksals, und nur besser kann mein Zustand werden. Nichts oder mehr; ewige Dunkelheit oder Klarheit. Doch wahrlich von großer Bedeutung ist mir der sehnende Blick, der nach Freiheit, Licht und Erkenntniß strebende Geist, und das Herz voller Ahnung und süßer Hoffnung. Sättigt nun eure Rache an mir. Ja, ich habe bei dem scheußlichen Feuer die Wüthenden geschlachtet, welche die Ruhe der heiligen Todten störten, die den Busen der Erde aufrissen, in welcher sie der Ewigkeit entgegen schlummerten, nachdem sie euch entflohen waren. Ich rächte die Entheiligung der Asche der Geliebten, den Tod des Freunds, und noch seh' ich die verweseten Reste der Edlen in den Flammen glühen, noch hör' ich das Geheul der kühnen Verdammung, und mein Geist ergrimmt und treibt mich zur Rache! Daß ich euch alle hier schlachten könnte, wie sie, eure Leiber zum Haufen aufthürmen könnte — jauchzen könnte in dem Genuß der gerechten Rache, der Stärke meiner Faust, dann aufsliegen könnte, wie der Adler, gesättigt vom erjagten Raub in den Schooß der Natur."

Die Richter des Todes saßen erstarrt vor Wuth und Grimm. Nie war ein Mann vor sie getreten, der so ihrer

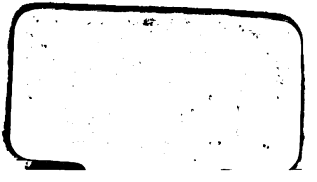
trotzte. Nie ein Sterblicher, der dem Gott, den sie zu rächen glaubten, Hohn zu sprechen gewagt hätte. Nur flehende, bleiche, zitternde, von der Furcht halb getödtete Leichen hatten sie bisher gesehen.

Der Großinquisitor rief:

„Er falle durch die schrecklichsten Martern, ein Opfer dem Gotte, den er verhöhnt. Ich übergebe seinen Leib der Pein, seine Seele der Verdammung, der endlosen Qual der Hölle. Langsam sterbe er, bis die Verzweiflung die Stärke des Kühnen vernichte, und er sein Leben aushauche in Stöhnen, in Flehen um Erbarmung, um Erbarmung bei dem Gott, den er gelästert hat!"

„Höre sie, erhabener Verhüllter! höre sie Natur! — Mein Vater, hier siehst du mich vor diesen wahnsinnigen Mördern, wie du mich sahst, als der sanfte Tod in der letzten Sekunde deines Lebens deine von meinen Mördern geblendeten Augen noch einmal öffnete. Rein und unbefleckt strahlt meine von dir gebildete Seele auf meinem Angesicht. — Ich darf dir nahen ohne Furcht und Scham — du wirst mich erkennen!"

Die Diener der Rache ergriffen ihn mit wüthender Faust. — Ausgespannt lag er — die Menschheit schaudert bei dem Anblick — und nur ein Priester, der solche Qualen ersinnen und ansehen kann, vermag es, sie zu beschreiben. Drei Tage dauerte die Marter — stumm lag der Gemarterte — nur Aechzen und Stöhnen erzwangen die Henker. Als er der Erlösung nah war und graue Todesblässe sein entstelltes Angesicht bedeckte, und das letzte Lebensgefühl auf seinen Lippen

zitterte, nahte ihm der Großinquisitor, stieß ihm einen Dolch in die eingesunkene, zerfleischte Brust, und rief in das Ohr des hingesunkenen Sterbenden: „ich räche hier das Blut der Priester. Ziehe hin zu neuen ewigen Qualen!“

Raphaels Geist vernahm ihn nicht. Er war entflohen dem gemarterten Leichnam, hatte sich empor geschwungen über die Höhle des Schreckens. Ihn empfingen die Geister der Geliebten. Umschlungen von Almerine, geleitet von seinem Vater, begleitet von den Freunden, schwebte er dahin, und sie eilten nun alle, in dem seligen, an den Gräbern gestifteten Bund wiedervereinigt, nach den Gefilden der Ruhe.